Richter Lynch

176663

Jagd- und Waldfahrten

***

Jagd- und Waldfahrten
durch drei Weltteile

Von

Hanns Maria von Kadich

Amerika **

***

Richter Lynch

Neudamm
Verlag von J. Neumann

Richter Lynch

und anderes aus dem wilden Westen

Von

Hanns Maria von Kadich

Neudamm

Verlag von J. Neumann

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1913 by J. Neumann, Neudamm

KBR
Jantz
#266

Inhalt.

Seite

Richter Lynch 7
Die Lumberjacks in den Urwäldern Nordwestamerikas und Canadas 50
Einzig dastehende Forst- und Wildschutzbeamte 73
Ein Robinsonleben am Mississippi 95
Der Fleischkammerbär 146
Luchsspuren 150
Zwei für den deutschen Markt wichtige Pelztiere 159
Fischende Tiere 166
Der virginische Hirsch und seine Jagd 185
Jagdbare Wildarten in der Umgebung der zweitgrößten Weltstadt 199
Schnepfensonntage in Nordamerika 217
Forellenfischerei im Staate New York 230
Wildbienen-Jagd und -Jäger in Nordamerika 244
Nordamerika von heute als Jagdrevier 258

Richter Lynch.

Der Reisende, welcher aus dem elegant eingerichteten Speisewagen des Schnellzuges, der täglich von Wien über Brünn—Prag—Bodenbach nach Berlin abgeht, die Landschaft zu überschauen versucht, wird ungefähr bis Hohenau keinen besonderen Eindruck von ihr gewinnen; dort ist eben alles „Gegend", und zwar keineswegs eine romantische.

Schweres, schwarzes Ackerland, auf dem man im Frühjahr, sobald die Saat nur ein klein wenig hervorsprießt, zahlreich besuchte Kontrollversammlungen oder Massenmeetings derer von Lampe sehen kann, verlorene Kiefernwäldchen, in denen ab und zu einmal ein Reh steht, endlich größere Buschremisen, die Rebhühnern, Kaninchen und Fasanen als vorzügliche Deckungen dienen. Eine eintönige Landschaft, über welcher in schneereichen oder sonst strengen Wintern der Steinadler gerne kreist, und der Seeadler auch. Hier und dort donnert der Zug an einem Stückchen buckliger Welt vorüber, an jäh abfallenden Steinhalden, die mit zerzaustem Gestrüpp überwachsen sind, an tief eingeschnittenen, kahlen Lehmstätten, welche zwar auf den ersten Blick nichts weniger als einladend aussehen, sich aber häufig weit hineinziehen in das Land und dort dann regelmäßig die allerdings

schon mehr Willkommen bietenden bäuerlichen Weinkeller enthalten. Dann rast man wieder in einer Einöde für das Auge dahin: über Feldbreiten und zwischen ungemein durchsichtigen Wäldchen, weiter durch Föhrenbestände, die aussehen, als hätte jemand seinerzeit einmal lediglich Bergstöcke oder Zündhölzer anpflanzen wollen — und weiter, immer weiter durch das Marchfeld, durch jenes Paradies jeglicher Niederjagd und ihrer Verehrer, zugleich aber den weltbekannten Schauplatz historischer Ereignisse, über welchen Kampf und Sturm und Schlachten hingezogen sind seit unvordenklichen Zeiten, auf dem Weltgeschichte gemacht wurde, von Dürnkrutt angefangen bis nach Lundenburg und von den Franzosenschanzen bei Floridsdorf bis hinauf nach Ebenthal.

Man vermag das alles der Gegend nicht anzusehen — am wenigsten aus dem Fenster des Aussichtswagens im Schnellzuge —, und kann hier gewiß auch keine Ahnung davon haben, was unter dieser Erde alles begraben liegt! — —

Um Hohenau herum scheint die Gegend noch trostloser zu werden. Brachfelder und Sturzäcker schließen sich an Rübenbreiten und Stoppelebenen, als hätte sich die Natur bestrebt, hier jede Abwechselung sorgfältigst zu vermeiden. Doch ist dies nur scheinbar. Denn wer sich bei vollständig klarem Wetter die Mühe nimmt, eine bessere Aussicht nach beiden Richtungen, die ihm der Schnellzug freigibt, zu gewinnen, der wird nach Nordwesten hin, gewöhnlich vom Nebel umflort, steile Höhenzüge entdecken — das sind die Palauer Berge; — und wenn einer während der Eilfahrt scharf gerade gegen Osten hinübersieht, so glaubt er zu bemerken, daß die

kahlen, tischebenen Flächen in einiger Entfernung einen Abschluß finden an dunklen Linien, die sich langmächtig hinziehen und zusammenhängende Wälder andeuten.

Hinter den Waldkulissen, noch viel weiter drüben am östlichen Rande der Landschaft, steigen wiederum hohe Berge auf: die kleinen Karpathen; die heben sich massiv, riesenhaft trotzig ab aus der Talebene und lassen sich gut erkennen bei jeder Witterung.

In dieser merkwürdigen Gegend stoßen zwei Kronländer sowie ein Stück des rot-weiß-grünen Globus aufeinander, und gerade im Grenzwinkel zwischen Niederösterreich, Mähren und Ungarn, wo sich nicht allein staatliche, sondern auch sprachliche Grenzen berühren, dort wollen wir den Schnellzug verlassen. — Hier spielte sich der erste Teil unserer Geschichte ab.

Jene dunklen Linien, die schon von der Bahnstrecke aus sichtbar waren, stellen in der Tat den äußersten Rand einer Waldwelt vor, die sowohl durch ihre ungeheure Ausdehnung als auch ihre innere Gestaltung und ihren Wildreichtum zu den eigenartigsten Gebieten gehört, welche heute noch irgendwo in Europa zu finden sind. Sie zieht sich, ungleich länger als breit, bis hinüber an den Marchfluß, welcher hier die Grenze zwischen Cis- und Transleithanien ebenso zieht, wie dies etwa das viel unscheinbarere Leithaflüßchen unterhalb von Wiener-Neustadt zwischen Niederösterreich und Ungarn tut. Nur daß dort deutsch, slavisch und ungarisch gesprochen wird, während man an der Leitha bloß kerndeutsche Worte zu hören bekommt.

Ein eigenartiges Stück wildester Welt im Kulturland stellen sie dar, diese Waldungen an der Marchgrenze.

Außer der March fluten da noch die Thaya und ein beide verbindendes Strömchen: die Schiffahrt. Eine zahllose, ewig wechselnde Menge von lebendigen kleinen Seen und stehenden, toten Altwässern durchsetzt die Bodenmulden der „Auen", die sich — mächtig in die Höhe ragend — aus Stiel- und Zerreichen, aus Ulmen, Weißbuchen, Ahorn, Linden, Schwarz- und Silberpappeln, aus Erlen, Eschen, Weiden und Strauchweiden aufbauen und die höheren wie die tieferen Lagen mit wahrhaft urwüchsigen Beständen überziehen, während der Waldboden überall mit Brennesseln, Beerenranken, Riedgräsern, Kalmusstengeln und Schwarzdorn so dicht und so hoch überwachsen ist, daß man vom allerstärksten Hirsch, der sich in einem solchen „Riedbeete" niedergetan hat, nur die weißleuchtenden Kronenenden des Geweihes sieht, und schwächere Stücke überhaupt nicht; häufig selbst nicht vom hohen Kutschsitz des Jagdwagens aus.

Dort steht noch überaus zahlreich kapitales, durch seine Stärke in ganz Europa bekannt gewordenes Edelwild, und auffallend starkes Rehwild fühlt sich wohl. Auch vereinzeltes, über die gänzlich freie Wildbahn zerstreutes Damwild wechselt — nur mit der Büchse gehegt — durch die Quadratmeilen bedeckenden Riedurwaldungen. Den Fasanenhahn hört man am Morgen wie am Abend aufbaumen und vom hohen Überständer weithin rufen; die Stockenten streichen die Flußläufe entlang oder fallen auf den dichtbewachsenen Waldseen ein, und in der March besucht der Fischotter fleißig seine Ausstiege. Ab und zu haben sich auch schon Rotten von Sauen aus der „Ungarei" herüber verirrt in die undurchdringlichsten Dickungen, und stellenweise horstet in den riesigen Ulmen alljährlich der Schwarzstorch.

Wie Festungswälle türmen sie sich überall auf, die Waldmauern, als wollten sie den Zugang zum Herzen dieses in Wahrheit fürstlichen Revieres von der Außenwelt abschließen und vor jedem Unberufenen verbergen; außerdem sind die Auen von zahlreichen Hütern des Waldes und Wildes bewohnt, sowie von Fahralleen und heimlichen Birschsteigen nach allen Richtungen hin durchzogen, und so kommt es, daß niemand, der da in einen lachenden Herbstmorgen hineinfährt oder weidwerkend umherschleicht, auch nur ahnen würde, welche furchtbaren Tragödien sich auf diesem Boden schon abgespielt haben. Bei Tage und bei Nacht, im glühenden Sommer, wenn die Fieberatmosphäre der Altwässer wie ein Schleier über die Waldwelt dampft und die Gelsen sich in Myriaden aus dem alten Überschwemmungslande treten lassen, ebenso gut wie im spätherbstlich gefärbten oder gänzlich entblätterten Laubwalde, wenn zwischen den Stämmen jener unglaublich dichte Nebel liegt, der den geraden Ausblick zwar nur auf wenige Schritte gestattet, aber doch nicht hindern kann, daß einer scharf in die Höhe gegen das Firmament sieht und da die Umrisse von Fasanen deutlich wahrnimmt, welche auf den Bäumen übernachten wollen.

Dieses — in sehr dunklen oder stark nebligen Nächten ein wirkliches Kunststück — brachte damals und bringt wahrscheinlich auch heute noch niemand so vollendet und todsicher fertig, wie jener, der seine von Natur aus scharfen Augen noch besonders darauf geübt hatte: nämlich der slowakische Raubschütz, der solche Nächte mit Vorliebe zu seinen Streifzügen wählt.

In der Zeit, von der wir sprechen, lagen drüben, wie auch heute noch, jenseits der March auf ungarischer Seite, auf einer jener schier unendlichen, sandigen Hutweiden, wie solche für diese Gegenden so charakteristisch sind, drei Dörfer: Kuti, Brozko und Szekula. Ein Teil der überwiegend aus Slowaken bestehenden Einwohnerschaft wird sich wohl recht und schlecht — wie überall — ehrlich fortgebracht haben: die einen durch Viehhandel oder Ackerbau, die andern durch Verkauf von schlechtem Schnaps und noch schlechteren Spezereien sowie durch das „Machen" irgendwelcher guter Geschäfte, zu denen vor allem das Abfassen von sogenannten rechtsgültigen Dokumenten und das Führen von Prozessen im Namen solcher gehörten, die weder lesen noch schreiben konnten.

Derartige und ähnliche Verhältnisse waren damals in allen Dörfern besagter Gegend zu finden, sie waren dort geradezu typisch und werden sich seither hoffentlich von Grund aus gebessert haben.

Dem andern Teile der Bevölkerung jener drei Dörfer sagte man herüben im Österreichischen nach, daß er eigentlich nichts weiter sei als eine vorzüglich organisierte Bande von verwegensten Raubschützen, welche in größeren und kleineren Trupps über die March setzten und ausgedehnte Streifzüge weit hinein ins Land, überallhin in gute Wildbahnen unternahmen, um diese nächtlicherweile zu plündern, tagsüber in geeigneten Deckungen still liegen zu bleiben und unter dem Schutze der zweiten oder dritten Nacht ebenso ungesehen über die March zu verschwinden, wie sie herübergekommen waren, ungesehen zwar, jedoch nicht ganz unbemerkt. Denn diese Slowaken oder Ungarn — wie man sie kurzweg in der Gegend nannte — ver-

legten sich darauf, jegliches Wild, das sie verwerten konnten, zu erjagen oder zu fangen, und daß sie dies vortrefflich verstanden, ließen verschiedene Anzeichen nur allzu deutlich und allzu bald erkennen.

Überall in den Auwaldungen, wo die hohe Jagd blühte, fand das Personal die Aufbrüche von Edel- und Rehwild — namentlich im Sommer —, sehr rasch und bei sorgsamer Nachsuche auch die Plätze, auf denen die Stücke zerwirkt worden waren, um, unter den weiten Halina-Mänteln verborgen und verteilt, fortgebracht zu werden.

In Revieren, die sich durch vorzügliche Kleinwildstände auszeichneten, bewies die reißende Abnahme der Fasanen und Rebhühner ebenfalls in kurzer Zeit, daß die ungebetenen Gäste hier durchzukommen pflegten und durchgezogen waren, — heute hier, morgen dort, über Nacht oft schon wieder in Gegenden, die fünf deutsche Meilen weit auseinander lagen.

Ihre Streifzüge erstreckten sich von den Auwaldungen zu beiden Seiten der March, von den eingangs erwähnten Fürstlich Lichtensteinschen Revieren Hohenau und Rabensburg, von den Ringelsdorfer Auen und den damals Baron Hirsch'schen Revieren um St. Johann herum, sowie den Gräflich Palffyschen Besitzungen Stampfen und Malazka auf der ungarischen Seite über die ganze ebene, scheinbar nicht die geringste Deckung bietende Gegend, durch welche der Schnellzug Wien—Berlin rast, bis hoch hinauf und tief hinein in die Herzoglich Sachsen-Koburgschen Edelwild- und Fasanengehege von Ebenthal und Walterskirchen, ja noch weiter bis in die Gräflich Kinskyschen Forsten von Matzen und selbst bis in den Hausbrunner Wald.

Wie häufig mußte der Jagdschutzbeamte nach glücklich vollbrachtem, angestrengtestem Tagewerk erst noch einmal hinaus in sein Revier, wenn sich die Nacht nebelig anließ, und so mancher großstädtische Teilnehmer an dortigen Treibjagden im Dezember hat, wenn er spät am Abend beim „Schüsseltreiben" nach dem Ursprunge der Schüsse fragte, die dumpf von weitem herübertönten bis in die Ortschaft oder die Bahnhofsrestauration, die Antwort hören müssen: „Ja, das ist heute wiederum das richtige Jagdwetter für die Herren Slowaken!"

So lange nun diese Banden ausschließlich Wild schossen und fingen, wäre ihr Auftreten, wenn auch sicher nicht geduldig hingenommen, so doch kaum in dem Maße und mit der Erbitterung bekämpft worden, wie dies in der Folgezeit geschehen mußte. Man kam aber in den von ihnen durchstreiften Revieren sehr bald darauf, daß sie, im Falle es dem einen oder andern besonders beherzten Jagd- oder Forstschutzbeamten gelungen war, sie draußen zu überraschen und zu stellen, vor gar keiner Gewalttätigkeit zurückschreckten, vielmehr niederschossen oder mit ihren Hacken und Knütteln totschlugen, was sich ihnen auf ihren Eilwegen zurück an die March, die für sie stets die Operationsbasis und Rückzugslinie zugleich bildete, entgegenzustellen wagte.

Gleich ihre ersten Opfer, welche nur nach langwierigem Umhersuchen mit Aufgebot der Gendarmerie in hohen Maisbreiten, in selten begangenen Dickungen, tiefen Feldbrunnen, alten Steinbrüchen und ähnlichen versteckten Plätzen aufgefunden wurden, waren in der entsetzlichsten Weise ermordet und selbst verstümmelt. Keinesfalls vermochten sie mehr etwas auszusagen.

Dazu kam die ganze Heimlichkeit, das unstäte, scheue und flüchtige Wesen, das ihr Auftreten charakterisierte, das wahrhaft wolfsähnliche „Überall und nirgends" dieser Banden, ferner der Umstand, daß es aus den eben genannten Gründen unendlich schwierig war, mit ihnen nahe genug zusammen zu treffen, um sie einzukreisen, zu Stande zu jagen und einzelne oder mehrere von ihnen zu fassen. Geschah es herüben in „Cismarchien" am Tage zufällig einmal, daß Forstleute die Raubschützen wirklich genauer zu sehen bekamen, so sah ein Slowak haargenau so wie der andere aus, und das richtige Ansprechen, das bestimmte Erkennen *eines* Individuums gehörte fast zu den Unmöglichkeiten. Übrigens war schon das beabsichtigte Zusammentreffen mit ihnen ein Fall, der sich nur äußerst selten ereignete.

Und schließlich wiederholte sich, wenn eine tagelang fortgesetzte Verfolgung einmal erfolgreich zu verlaufen schien, regelmäßig dasselbe Schauspiel. Die Raubschützen wußten sich, hatten sie erst einmal das jenseitige Marchufer erreicht, in Ungarn im Auslande, in Sicherheit. Dort hinüber gab es keine augenblickliche Folge für den österreichischen Beamten, und hätte ihm selbst eine solche zugestanden, so würde es der einzelne schwerlich vermocht haben, eine oder mehrere Personen, von denen er nicht einmal wußte, in welcher Ortschaft sie zu suchen waren, aufzufinden oder gar zu identifizieren. Ferner boten die Strecken von den Marchauen bis zu den drei genannten Dörfern stellenweise gute Deckungen, und überdies galt es als sicher, daß die Raubschützen unter ihren kongenialen Sippen guten Anhang sowie an ihren Hehlern den einflußreichsten Rückhalt besaßen.

So kam es denn, daß die Slowakenbanden hüben wie drüben im ganzen, eigentlich unbegrenzten Gebiet, das sie buchstäblich beherrschten, weil sie es frei durchzogen, ein wahres Schreckensregiment um sich herum verbreiteten und — soweit das Marchfeld reicht — unter dem Forst- und Jagdschutzpersonale wohl die bestgehaßten, gleichzeitig aber auch die gefürchtetsten Leute waren.

Und mit ihren Erfolgen wuchs immer noch ihre Verwegenheit sowie ihre — wie sich für Eingeweihte später herausstellte — festgegliederte Organisation. Auch die Taktik ihrer Beutezüge änderte sich. Anfangs hatten sie sich hauptsächlich darauf verlegt, in Nächten, die ihr Vorhaben förderten, aufgebaumte Fasanen zu schießen und Rebhühner in Streifnetzen zu fangen, beides begreiflicherweise nur in jener Jahreszeit, die ihnen gestattete, das Federwild zu verwerten, somit in jenen Monaten, in welchen ihre Abnehmer oder Hehler das Wildbret nach auswärts versenden und dort, in Preßburg, Tyrnau, Wien und Brünn, auch einliefern durften.

Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die Schonzeiten und die äußersten gesetzlichen Verkaufstermine für die genannten Wildbretgattungen in Ungarn anders lauteten als in Niederösterreich oder Mähren, und daß diese Verschiedenheit allein ungefähr vom 1. August bis nach Mitte Februar, wenn nicht hier, so doch dort einen immerwährenden Absatz des erlegten Wildes möglich machte. In jeder Hinsicht also eine durchaus gesunde Basis für ein schwungvolles, glattes, nicht kontrollierbares Geschäft: aus dem Walde heraus und in die Stadt hinein.

Dieser nächtliche Jagdbetrieb auf Fasanen und Rebhühner wird wohl auch späterhin in der Gegend bei-

behalten und, der gesteigerten Nachfrage entsprechend, auch noch erweitert worden sein, zumal als das Herunterschießen von Fasanen mit schwachen Ladungen, und gar das nächtliche, gänzlich geräuschlose Abziehen von Feldbreiten mit Streifnetzen althergebrachte, nahezu unfehlbare Methoden sind, Wildgeflügel zu erbeuten. Überdies schließen sowohl die nächtliche Dunkelheit, wie der einfache Apparat, dessen sie bedürfen, eine Überraschung so ungebetener, heimlich arbeitender Gäste nahezu aus. — Doch warf sich später namentlich eine Bande, welche sich, wie bereits erwähnt, aus zwölf der erfahrensten, abgehärtetsten und verwegensten dieser Ungarn zusammensetzte, schon in den Vorsommermonaten fast ausschließlich auf die hohe Jagd, nämlich auf den Abschuß von Edel- und Rehwild.

Dieses war, wenn auch ungleich schwieriger und gefährlicher zu erlegen, so doch länger sowie leichter abzusetzen als Wildgeflügel und lieferte in Jahreszeiten, die keinen Verkauf ermöglichten, eingesalzen oder geräuchert immer noch ansehnliche Stücke „Fleisch“ in den häuslichen Bauernkeller.

Und gerade mit den Mitgliedern dieser Bande, die sich die wildreichsten Teile der Marchauen als Gebiet ihrer unheimlichen Tätigkeit auserkoren und selbst die „Kammerreviere“ des zu Anfang beschriebenen fürstlichen Herrn nicht verschonten, haben wir es hier zu tun.

Wie es diese Menschen in den Auwaldungen zur Zeit der Sommerwässer sowie unmittelbar nach diesen auszuhalten vermochten, wie sie es fertig brachten, halbe Tage lang ruhig neben den Birschsteigen, Fahralleen und Wildwechseln im mannshohen Unterwuchs zu liegen, über

dem die Sumpfluft dick schwelend brütete, in dem Wolken der blutgierigsten Gelsen und schwarzer Stechmücken so dicht lagerten, daß selbst das Edelwild aus ihm fortzog und fließende Gewässer aufsuchte, um da bis zum Windfange und den Lauschern stehen oder liegen zu bleiben, oder sich auf den „Parzen" — Anhöhen, die in der Ebene eigens künstlich angelegt wurden — zusammenrudelte, um hier die frisch durchstreichende Luft zu genießen, — — das bleibt wohl jedem, der jene Reviere um diese Zeit besucht hat, ein unlösliches Rätsel. Denn kaum die abgehärtetsten, dichtbehaarten Hunde, wie Stichelhaarige und englische Retrievers, waren dort hinein zu bekommen, weil auch der reinweiße Hund in Sekundenzeit zum schwärzesten „Nero" wurde, so dicht und zolldick saßen überall die Mosquitos auf ihm. Die „Ungarn" schien weder die Fieberatmosphäre zu stören, noch taten dies die Legionen von Insekten. Ob sie sich mit Fett einrieben — rauchen durften sie, so lange sie auf dem Erdboden lagen, ohnehin nicht —, ob ihre Haut unempfindlicher war als die anderer Menschen, das wußte niemand. Aber sie waren da und jagten auch in den Sommerwäldern, die sonst jeder nur allzu gerne mied, tagelang, sowie in jeder mondhellen Nacht, und daß sie Erfolg hatten, bewiesen die scharfen Schüsse, welche bald hier, bald da stets in den allerbesten Revierteilen hörbar wurden, sowie Wolken von grünschillernden Fleischfliegen, die sich dort einzufinden pflegten, wo die abgestreiften Wilddecken, der zurückgelassene Aufbruch und von Tieren oder Geißen die abgeschnittenen Köpfe liegen geblieben waren. Derartige Plätze fanden die Nasen des Schweißhundes und des patrouillierenden Jägers ohne jedwede Schwierig-

keit. Regelmäßig wiesen diese traurigen Wildbretfetzen Postenschüsse oder solche mit gehacktem Blei auf, die aus allernächster Entfernung abgefeuert worden waren, — ein Beweis, wie sehr die Freischützen in der Kunst, ziehendes Wild zu erwarten, selbst unter diesen kaum mehr menschlichen Verhältnissen Meister waren.

So lange der Sommer währte, war an eine ständige Überwachung der Aureviere trotz der zahlreichen, breit angelegten Fahralleen und des Netzes von Schleichstegen kaum recht zu denken, da hätte jede Tafel des ungeheueren Waldlandes beaufsichtigt werden müssen. Der fabelhaft üppige, stellenweise klafterhohe Unterwuchs, die Mückenmyriaden, die Überschwemmungen und in ihrem Gefolge die Fieberdämpfe waren den slowakischen Raubschützen, für die es keinerlei Geländeschwierigkeiten gab, weil sie wie der Wolf entweder überall durchkamen oder aber stundenlang liegen blieben, wie sie das für angemessen hielten, vortreffliche Bundesgenossen, die ihr lichtscheues Gewerbe nur begünstigten.

Doch blieb es auch hier nicht allzu lange beim Schießen und Fortschleppen von Edel- sowie Rehwild. Die Bande war — wie schon erwähnt — aus den wildesten Elementen der ganzen Gegend zusammengesetzt, und ihre Erfolge machten sie nur noch kühner, beweglicher, angriffslustiger. Hatten sie sich in der ersten Zeit ihres Auftretens, so lange es nur irgend anging, auch still und ruhig in den Unterwuchs gedrückt, selbst Jagdwagen, berittene Patrouillen und Trupps von Grasschneidern, die ahnungslos an ihnen vorübergingen, ungehindert passieren lassen, so verwandelte sich dieses ängstliche Streben, von niemand gesehen zu werden, später in die wildeste Angriffslust,

die sich, sobald ihnen die Gelegenheit günstig erschien, und sie Zeit hatten, mit einer wahrhaft satanischen Grausamkeit verband. Wehe jedem, der ihnen da in die Hände fiel! Sie verhielten sich von einem gewissen Zeitabschnitte an — was da vorgegangen sein mag, hat man niemals erfahren, weil über Ereignisse solcher Art in der Regel der Grenz-Urwald seine Schleier zu breiten pflegte — gar nicht mehr abwartend, sondern wurden überall aggressiv und rächten jeden Eingriff in ihre vermeintliche Sphäre, sowie jede nur vermutete Angeberei auf das blutigste und grausamste.

Bekannt wurde zu jener Zeit gerade in dieser Gegend der Fall des greisen Forstmeisters Anderka, den sie nicht weit vom Forsthause überfielen, um ihn bis zur Bewußtlosigkeit zu mißhandeln, ihm den prächtigen schneeweißen Vollbart büschelweise auszuraufen und ihn für tot liegen zu lassen; ferner jener des Waldhegers Tagwerker, den sie mit Fakoschhieben bis zur Unkenntlichkeit totschlugen, und viele andere, die zumeist erst später entdeckt wurden.

Zu beiden Seiten der March war der Forst- und Jagdschutzbeamte nicht einmal mehr in der eigenen Wohnung sicher, wie ein neun schwere Posten zählender Schuß bewies, der eines dunklen Abends von der Straße aus durch das Fenster des Forsthauses zu Rabensburg, das vom damaligen Förster, dem als Wildmeister zu Eisgrube gestorbenen Alois Schön, bewohnt war, gerade in Brusthöhe abgefeuert wurde.

Bevor man sich in Jagdhütten, die in den Wäldern lagen, häuslich niederließ, hatte man jedesmal vor dem Feuermachen Herd und Kamin genau zu untersuchen, da beide gelegentlich mit Sprengpulver geladen waren.

Drohbriefe wurden an Türen und Tore geheftet und Brandstiftungen kamen ebenso häufig vor wie Verluste von wertvollen Pferden und Jagdhunden. Die Fährleute und Brückenwächter an der March waren in gleichem Maße eingeschüchtert wie jene Wegemacher und Grasmäher, von denen es hieß, daß sie zu den Forstleuten hielten. Vor Gericht zu gehen, wenn es — was ja selten genug geschah — einmal so weit kam, und gegen ein angebliches Mitglied der Bande auszusagen, wagte längst niemand mehr, seitdem Zeugen, die von einer solchen Vernehmung heimfuhren, am hellen, lichten Tage vor der Ortschaft einfach vom Wagen geschossen worden waren. Es wußte jeder, daß er früher oder später unfehlbar beiseite geschafft, sein Haus in Brand gesteckt finden, oder er sonst den empfindlichsten Schaden an Hab und Gut erleiden würde. Die gemeinsam, oft mit großem Aufgebot unternommenen „Streifungen" verliefen — wie Wolfsjagden, die von Amts wegen veranstaltet werden — stets ergebnislos, alle betroffenen Gemeinden waren — viel weniger öffentlich als gründlichst im stillen — terrorisiert, und die Erbitterung unter den Forst- und Jagdschutzbeamten, die durch den unaufhörlichen, noch dazu vergeblichen Dienst Tag und Nacht in Atem gehalten wurden, vielleicht noch das spurlose Verschwinden oder schwere Mißhandlungen von Kameraden zu rächen hatten, war auf die Spitze gediehen.

„Kein Pardon draußen im Revier!" lautete schließlich jene stillschweigend ausgegebene und in Anbetracht der Verhältnisse auch vom menschlichen Standpunkte aus gewiß nur begreifliche Parole. Dieser heimlich-unheimliche Kriegszustand dauerte durch mehrere Sommer. —

Da verbreitete sich eines wunderherrlichen Herbstmorgens in der Gegend mit Windeseile das Gerücht von einer förmlichen Schlacht, die irgendwo an der March zwischen der Jägerei auf der einen und jener berüchtigten Slowakenbande auf der anderen Seite stattgefunden hätte, und tatsächlich fand man im Marchflusse, an Felbersträuchern und Weidenwurzeln hängend, vier oder fünf — die genaue Zahl ist mir nicht mehr erinnerlich — Leichen, denen die Nasen und die Ohren fehlten.

Es waren Slowaken, die mit den Waffen in der Hand erschossen worden waren, wie die altertümlichen, unmodernen Gewehre bewiesen, die sie noch um die Körper gehängt trugen.

Daraufhin pflogen auch die Behörden in Cismarchien umfassende Erhebungen, welche der Ausforschung der Täter sowie der näheren Begleitumstände galten. Viele heute hochangesehene Beamte wurden in gerichtliche Untersuchung gezogen, die Flußbetten auf Meilen mit Staken und Schleppnetzen abgefischt, doch blieben sämtliche Nachforschungen so gut wie erfolglos. Selbst die Identifikation der Erschossenen gelang nur teilweise durch äußerst umständliche Schritte in beiden Reichshälften; schließlich wurde nach langer Zeit das Verfahren eingestellt, — und die March flutete wiederum gleichmäßig ruhig, alles aufnehmend, vieles verschlingend, von Nordosten nach Süden, der ungarischen Donau zu, wie bisher.

In der nächsten Zeit wurde zwar die Gegend, in welcher der Schauplatz jenes mörderischen Kampfes lag, von den Bewohnern Transmarchiens gemieden, dafür entbrannte der Kampf aber in benachbarten Revieren um so heftiger. — „Rache für die Erschossenen!“ mochte es auf

der einen Seite heißen, und: „Ausrottung der Bande bis auf den letzten Mann!“ auf der anderen. In eingeweihten Kreisen galt es damals als offenes Geheimnis, daß sich diese Banden immer wieder zusammenziehen sowie ergänzen würden, so lange ihr Anführer am Leben sei, der — wie das bei solchen Anlässen häufig geschieht — im Volksmunde mit fabelhaften Körperkräften ausgerüstet war. Tatsächlich dauerten ihre Raubzüge weiter an, und auch kleinere Zusammenstöße fanden statt, bei denen jedoch die Forstbeamten in der Regel Sieger blieben.

Später hieß es noch manchmal, daß aus dieser oder jener Gemeinde drüben in Ungarn einer verschwunden sei, oder die Marchwellen hätten wiederum einen Toten an die Sandbänke gespült, und schließlich galt wenigstens die eine, am meisten berüchtigte Bande als vollständig aufgerieben.

Es mußte ungefähr so sein, denn zur gerichtlichen Verurteilung war kein einziger von den zwei feindlichen Parteien gelangt, und die Reviere erfreuten sich schon seit längerer Zeit der ungestörtesten Ruhe. Vom Anführer erzählte man sich noch eine Weile, daß er nach dem Verlust seiner Gefährten die Drohung eines seinerzeit furchtbar mißhandelten Försters, ihn bei der ersten Gelegenheit über den Haufen zu schießen, beherzigt hätte und nach Amerika ausgewandert sei, wie das damals und auch heute noch alljährlich so viele Slowaken aus diesen Gegenden tun, die als Kohlengräber, Minenarbeiter oder Hausierer mit Erzeugnissen der dortigen Hausindustrie — handgestickten Weißzeugen — in die Vereinigten Staaten kommen. Jedenfalls war und blieb er für die ganze Umgebung verschollen.

Mir war in den Jahren von 1888 bis 1892 sowohl durch liebwerte Freunde unter dem Forstpersonale als auch durch das Entgegenkommen sehr hochstehender Jagdherren Gelegenheit geboten, die hier beschriebenen Gebiete diesseits und jenseits der March monatelang jagend zu durchstreifen und die geschilderten Verhältnisse durch unmittelbare Beobachtung auf das eingehendste kennen zu lernen sowie daran teilzunehmen. Doch wäre alles, was mit dieser wilden Zeit zusammenhing, in der Folge wahrscheinlich durch neue Eindrücke, durch Frischerlebtes und Neugesehenes weit in den Hintergrund gedrängt worden, hätte nicht ein Zusammentreffen in der Neuen Welt gänzlich unerwartet alle die heimlich-unheimlichen Geschehnisse und Gestalten noch einmal heraufbeschworen.

Der Oktober 1897 fand mich auf einer Jagd- und zoologischen Sammelzwecken gewidmeten Reise mitten in der wilden Welt von Süd-Dakota. Ich war seit Mitte Juli unterwegs, hatte vom Mississippi stichgerade in nordwestlicher Richtung etwa 1000 Meilen im leinwandgedeckten Wagen glücklich hinter uns gebracht und lag da mit drei Begleitern, denen sich später noch ein vierter zugesellte, oberhalb der Mündung des White-River in den Missouri im Kamp. Wir hatten uns in einer geradezu paradiesischen Uferlandschaft häuslich eingerichtet: zunächst den schwerfälligen Planwagen an geeigneter Stelle festgefahren und dann die Zelte aufgeschlagen, von denen das geräumigste für die Präparationsarbeit der Vogelbälge bei schlechtem Wetter bestimmt war, während das zweite als Küche und das dritte als Wohnraum diente.

Unsern Pferden winkte überall das herrlichste Grasfutter, vorzüglich aber jene Ruhe, die sie nach einer so

angestrengten Fahrt nötig hatten, und wir selbst fanden mehr zu tun, als wir häufig bei zwölfstündiger Arbeitszeit zu bewältigen vermochten. Das Missourital ist ja bekannt als eine der Hauptzugstraßen für die Legionen von Wasser- und Sumpfvögeln, die aus dem hohen Norden, aus Manitoba und dem Nordwestterritorium, alljährlich im Herbste ihre Wanderungen nach südlichen Winterquartieren antreten.

Nahezu sämtliche dort oben brütenden Arten von Wildgänsen, Enten, Schwänen und Strandvögeln zogen bei Tag und Nacht das Stromgebiet entlang, bald hier, bald dort längere Rast machend, und im Gefolge dieser beschwingten Scharen strichen die Raubvögel, vom Adler bis zum kleinsten Zwergfalken, ebenfalls dem Süden zu. Das schuf Tag und Nacht das lebendigste Leben in den Aulandschaften wie bei uns im Kamp.

Es kam täglich vor, daß fünfzig und sechzig Stück der delikatesten Wildenten von einer kurzen Morgenfahrt heimgebracht sowie auf den Rasen gelegt wurden, und wenn wir auch in Berücksichtigung der warmen, dem indianischen Sommer eigentümlichen Tage gleich nach unserer Ankunft einen äußerst primitiven, aber praktischen Räucherofen gebaut hatten, der bei jeder Füllung fünfzig Enten oder dreißig Gänse faßte und diese in achtundvierzig Stunden fertig geräuchert lieferte, so wurde uns mitunter doch bange um die Menge köstlichen Wildbrets, das sich da in Eimern, die mit Salzlake gefüllt waren, ansammelte und nur auf sehr künstliche Weise vor den Fliegenschwärmen geschützt werden konnte, die sich noch dazu zuerst an den mit Arsenik und Sublimat behandelten Vogelbälgen Appetit zu machen pflegten.

Mit großer Freude begrüßten wir daher einen Besuch, auf den wir in dieser wilden Welt kaum gerechnet hatten, den wir jedoch eines prächtigen Abends gegen Schluß der ersten Woche unseres dortigen Aufenthaltes erhielten. Es war der Vormann einer „Ranch" (Viehweide), die seiner Aussage nach etwa dreißig Meilen weiter östlich von unserem Lagerplatz entfernt auf der offenen Prärie lag, und drei Mitglieder seiner Mannschaft, Cowboys. Die Leute waren gut bewaffnet sowie vorzüglich beritten, hatten — wie sie sagten — seit einigen Tagen vom Rande der Weidegründe aus unser Schießen gehört und nachsehen wollen, wer sich denn da in ihrer nächsten Umgebung aufhalte. Das klang ganz begreiflich und wird überall so gehalten in der wilden Welt.

Übrigens war unser Lager leicht zu finden, da die riesige, Tag und Nacht unterhaltene Rauchsäule aus unserem Räucherofen weithin sichtbar war und jedem den Weg wies. Man wird nun unter solchen Verhältnissen entweder sehr schnell und auch gut bekannt, wenn auch ohne weiteres Zeremoniell, oder aber — gar nicht. Letzteres, sobald man aneinander keinen Gefallen findet oder sich gegenseitig aus dem Wege gehen will. Der Vormann, ein herkulisch gebauter, etwas deutsch sprechender Däne, schien das erstere anzustreben, denn er lud sich, nachdem er abgesessen, eine kurze Weile mit uns gesprochen und unsere Ausrüstung besichtigt hatte, samt seinen Boys bei uns zum Nachtquartier ein, — eine Gastfreundschaft, die an jedem westlichen Lagerfeuer als selbstverständlich vorausgesetzt und ebenso gern heute von einem beansprucht, wie morgen von ihm gewährt wird, falls eben nicht ganz besondere Gründe dagegen sprechen.

Die Leute sattelten dann ab, und in kürzester Zeit war ein Wildbreteſſen im Gange, wie ich es im Leben vorher nur ein einziges Mal, und zwar 1885 in der Herzegowina auf der Plaſa Planina, geſehen habe, wo mir zwei Türken zwiſchen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang im Monate des Ramazan, alſo in einer kurzen Nacht, einen jährigen Gemsbock aufaßen. — Hier ging es ähnlich. Die geräucherten Enten hingen je ein Dutzend, wie ſie aus dem Holzkamin kamen, an Stäben im Luftzuge, die Gänſe, welche ſich viel trockener räuchern ließen, zu dritt oder viert in einem Bündel; aber Stange auf Stange, ein Bündel nach dem anderen wurde herbeigeholt und — verſchwand. Das Wildbret mundete den Boys denn doch viel beſſer als die ausgeſuchteſten Rindfleiſchſtücke, die ihnen auf der Prärie tagtäglich zur freien Verfügung ſtehen.

Erſt lange nach dieſer Mahlzeit wurden die Leute geſprächiger als bisher, und der Vormann fragte nach unſeren Pferden. Auf meine Antwort, daß dieſe unter Tags irgendwo frei im Buſch umherweideten und jeden Abend pünktlich zum Kamp um ihre Salzrationen kämen, meinte er trocken, wir müßten entweder ſehr vertrauensſelige Menſchen ſein oder aber ſehr ſchlechte Pferdebeſitzer, da ein Viehdieb, vielleicht auch deren mehrere, vor denen weder ein wirklich gutes Pferd noch ein verkäufliches Rind ſicher ſei, ſchon ſeit Jahr und Tag die ganze Gegend in Aufregung hielten.

Unſere drei Wagenpferde hätten zwar in einer Großſtadt gewiß nur durch ihre Häßlichkeit Aufſehen erregt, waren aber gut eingefahrene, durchaus geſunde, kräftige Tiere, und unſere Sattelpferde, die ſich durch ein

ähnliches Äußere auszeichneten, ausdauernde Bronchos, mit denen man überall hinkam und von denen man auch ruhig schießen konnte, ohne Folgen zu befürchten. So gewöhnliche Präriepferde waren damals — vor dem spanisch-amerikanischen Kriege — im Westen sozusagen wertlos, wenn man sie verkaufen wollte, und doch besaß jedes gesunde Tier in der dortigen wilden Welt, wie seit jeher, einen geradezu unersetzlichen Wert — als Mittel zum Weiterkommen.

Unsere augenblicklich aufsteigende Besorgnis erwies sich aber als unbegründet, denn unsere Pferde kamen hübsch eins nach dem andern zum Wasser getrollt und meldeten sich dann von selbst bei ihrem aus Stricken gezogenen Corral. In diesem erhielten sie Salz und ihre Decken, wie jeden Abend. Die Nächte fingen schon an recht kühl und feucht zu werden und machten Kanvaßdecken — für die Wagenpferde wenigstens — notwendig.

Nachdem auch die Ranchleute ihre Bronchos in der Strickumzäunung versorgt hatten, begaben wir uns alle in das große Zelt, um hier ein Weilchen zu rauchen und zu plaudern, wie das in der westlichen Welt eben üblich ist. Etwaige Pferde- oder Viehdiebstähle bilden in solchen Gebieten jederzeit einen äußerst willkommenen Gesprächsstoff, und die vorhin gefallenen Andeutungen hatten uns begreiflicherweise neugierig gemacht.

Auf meine Frage erzählte nun der Vormann, daß in der Gegend seit ungefähr zwei Jahren trotz der sorgfältigsten Überwachung Viehräubereien zahlreich und mit solchem Raffinement verübt würden, daß die Ranchers (Viehhirten) eine planmäßige Verfolgung der Täter, wie solche anfangs über hundert Meilen und darüber be-

trieben wurde, als gänzlich aussichtslos schon aufgegeben hätten, und nur mehr auf einen Glückszufall vertrauten, der ihnen die Kerle in die Hände spielen würde. Er berichtete weiter, daß er und seine Leute gerade von einer zweitägigen Suche nach einer Herde der besten Jungtiere zurückkämen, die seit mehreren Tagen auf der Ranch fehlten. „Anfangs," sagte er, „waren wir der Meinung, daß sich die Tiere auf der Suche nach Wasser weiter entfernt und schließlich verlaufen hätten, wie das häufig geschieht, doch kamen wir auf ihre Spuren und entdeckten neben den Rinderfährten solche von Pferdehufen, sind beiden bis zum Missouri gefolgt, fanden jedoch, daß von hier aus jede Spur aufhörte. Jedenfalls hat auch diesen „Bunch Cattle" (Herde Rinder) der „Mister Hun"*) geholt, wie die anderen vorher," so schloß er seinen Bericht.

Auf meine Frage, was es denn mit dem eben genannten „Mister Hun" für eine Bewandtnis hätte, meinte er, daß der vermutliche „Käpt'n" der Bande von Viehdieben unter d e m Namen bekannt sei, daß er heute hier, morgen dort, bald in den Black Hills, bald am Rande der Indianer-Reservation, der Pine Ridge Agency, auftauche, und sein Hauptaugenmerk auf erstklassiges Hornvieh richte. Auch dieses trieben er und seine „Parts" (Genossen) nur aus solchen Weidegründen weg, die ihnen Aussicht böten, längstens innerhalb achtundvierzig Stunden eine Eisenbahnstation zu erreichen, auf welcher die Tiere schnellstens verladen und weiterbefördert werden konnten, nach dem Osten, in die Zivilisation, auf einen Markt, der

*) Mit „Hun" = Hunne, bezeichnet der Amerikaner jeden Einwanderer, von dem er annimmt, daß er irgendwoher aus Ungarn stammt. Der Verf.

jederzeit auf so billiges Vieh wartet und solches abnimmt. Bei Riesenherden, die bis zu fünftausend Stück zählen und auf Quadratmeilen zerstreut sind, fällt ja der Abgang von kleinen Trupps häufig erst nach mehreren Tagen auf, und in der Zwischenzeit sind die Tiere längst am Ziele.

„Übrigens," fuhr er fort, „sind wir ihnen schon mehrmals an den Hufen gehangen, haben an fünfzig Schüsse gewechselt, die Kerle auch gezwungen, das fortgetriebene Vieh stehen zu lassen und davonzureiten, kamen aber noch jedesmal darauf, daß sie selbst während dieser Hetzjagd nach der Eisenbahnstation so schlau und so flink waren, die Brandzeichen, welche jedes Stück Prärievieh trägt, entweder gänzlich aus der Haut herauszuschneiden oder doch so zu verändern, daß wir unsere eigenen Stiere nur mit Mühe zu erkennen vermochten."

Er beschrieb dann den Mann als über sechs Fuß in den Stiefeln stehend, als einen ausgezeichneten Reiter sowie guten Schützen, und schloß mit der bündigsten Versicherung, daß er selbst wie seine Kollegen die „Smartheit" dieses „Mr. Hun" und seine Geschicklichkeit, sich den bestgeleiteten Verfolgungen zu entziehen, zwar anerkennen müßten und gewissermaßen auch hochschätzten, daß sie ihn aber sofort unwiderruflich — aufhängen würden, wenn sie ihn erst einmal hätten!

Diese Versicherung brauchte er uns übrigens kaum zu geben, denn wir drei waren lange genug in der wilden Welt herumgekommen, um zu wissen, daß auf den freien Cattleranches (den Weidegründen) des Westens heute noch überall jedem, der „mit fremden Pferden handeln will" oder Vieh forttreibt, um dieses zu verkaufen, und bei solchem Tun abgefaßt wird, bestimmt

jener Strick winkt, von welchem die im gewöhnlichen Leben gutmütigen und gastfreundlichen Ranch-Boys mit grimmigem Humor etwa folgendes sagen:

„Er fand einen Strick und hob ihn auf,
Ging still seiner Wege dann,
Zufällig war am andern End'
Ein Roß gebunden dran. — — — —
Sie fanden den Strick und zogen ihn gleich
Über einen der höchsten Äst',
Zufällig war das andere End'
An seinem Halse fest!" — —

Doch sind kleinere Viehdiebstähle auf diesen ungeheueren, menschenleeren Weidegründen so wenig außerordentliche, um nicht zu sagen, so alltägliche Vorkommnisse, daß man an Ort und Stelle selten viel Worte verliert. Man spricht eben über sie, weil es sonst nicht viel Neues zu erzählen gibt in der Einsamkeit, — das ist aber auch alles. Wir hatten uns um näherliegende Dinge zu bekümmern und wünschten daher unseren neuen Freunden den besten Erfolg auf der Fährte „Mr. Huns", beförderten hierauf unsere Schlafsäcke in den gedeckten Wagen und überließen den Gästen das Zelt für die Nacht.

Zeitig am nächsten Morgen beim Frühstück schlug uns der Vormann noch einen Tauschhandel vor. Er hatte nämlich im Kamp unseren kleinen zweiräderigen, sehr leicht laufenden Karren, den „Dogcart", entdeckt, und fragte, ob er diesen nicht mit geräuchertem Wassergeflügel beladen mitnehmen könnte; dafür versprach er uns, ein ganzes Kalb und ein Faß Holunderwein von der Ranch herüber zu schicken. So ein Handel erschien uns äußerst annehmbar, da wir weder Enten noch Gänse in

irgend einer Gestalt mehr auf der Tafel sehen konnten und vorläufig keine anderen Absatzquellen für unsere geräucherten Vorräte hatten. Das Geschäft wurde daher zur beiderseitigen Zufriedenheit abgeschlossen, der Dogcart rasch bepackt und eins unserer Pferde in die Gabel gestellt. Dann bestieg unser „Benjamin", ein baumlanger, kanadischer Franzose, den kleinen Kutschbock, die Ranchleute saßen auf, und nach unterschiedlichen „Good byes" sowie mit der Zusage, uns bald wieder aufsuchen zu wollen, setzte sich der kleine Zug in Bewegung.

Wir Daheimgebliebenen begaben uns, wie gewöhnlich, an die Arbeit, fanden sowohl auf dem Wasser als auch im Kamp genug zu tun und — schwelgten im Geist bereits in Genüssen, wie sie Holunderwein und frisches Kalbfleisch vorstellen. Beide Guttaten konnten, wenn alles glatt ging, am nächsten Mittag bei uns sein. Sie kamen denn auch wirklich — just in dinner time — gerade zur Essenszeit. Das Kalb zerlegt und gesalzen, sauber in die eigene Decke geschlagen, der berühmte Wein zwar sehr warm und sehr trübe geschüttelt von der Dreißig-Meilen-Fahrt über die Prärie, aber doch ganz anders schmeckend, als das gehaltlose Flußwasser in der letzten Zeit. Es war denn doch Wein oder schmeckte wenigstens ähnlich!

Der Benjamin brachte auch einen Zettel vom Vormann mit, in dem uns dieser auftrug, nur ja recht viel Wassergeflügel zu schießen und zu räuchern, da die Mannschaftsköche auf der Ranch für so seltene und wohlschmeckende Waren stets Verwendung hätten. — Wir feierten an diesem Tage und taten uns — wenn auch nicht gerade in dem Maße, wie jene Türken in der Herze-

gowina — so doch an einer ganzen Keule und einer ganzen Schulter des Kalbes, sowie an verschiedenen hölzernen Tränkeimern, die für unsere Pferde bestimmt waren, heute aber als Gläser dienten, und mit Holunderwein gefüllt die Runde machten, gütlich; doch bereits am nächsten Frühmorgen drängten — wie das in so immerwährend wechselndem Leben schon zu gehen pflegt — neue, frische Eindrücke unsere letzte Begegnung, „Mr. Hun" und die Reiter auf seiner Spur weit in den Hintergrund.

Tag für Tag hatten wir ansehnliche Strecken von Wassergeflügel zu verzeichnen, viele Bälge aufzuarbeiten, noch größere Wildbretmengen erst in Salz zu legen, dann zu räuchern, und dabei verging uns die Woche viel rascher, als uns eigentlich lieb war. Am Ende derselben saßen wir einmal vor Tagesanbruch beim Frühstück, tauschten da unsere Vermutungen über zahlreiche Schüsse aus, die wir am Abend vorher weit oben am Flusse vernommen hatten, und waren eben in der Beratung darüber begriffen, ob wir unsern vierten Mann nicht heute noch mit einer frischen Dogcartladung geräucherter Gänse nach der Ranch schicken sollten. Das Kalb war aufgezehrt, das Fäßchen leergetrunken und der zweitnächste Tag war ein Sonntag, an dem sich die Mehrzahl der Leute auf den Ranches zusammenzufinden pflegt und so eine Sendung noch froher begrüßt wird als während der Woche.

Da schlugen draußen unsere Hunde wütend an, Pferdegetrappel wurde hörbar, und vor das Zelt springend, gewahrten wir unseren bekannten Vormann mit zwei Ranchleuten, die in geradezu rasendem Tempo über die lichten Stellen in den Uferauen auf das Kamp zuritten.

„Do you speak hun, Doctor?“ (Sprecht Ihr ungarisch?) war seine erste Frage schon von weitem. Doch ließ er mir, sein Pferd parierend, nicht einmal Zeit zur Antwort. „We caught him last night, that dare devil fellow“, stieß er hervor. „Wir haben den Satan von Hunnen letzte Nacht erwischt, und noch dazu lebendig; aber er spricht weder genug englisch noch deutsch, wie er behauptet, um sich mit uns so zu unterhalten, wie wir wollen. Und Ihr seid ein halber Countryman — sozusagen ein Landsmann — von ihm, wie Ihr mir gesagt habt; vielleicht könnt Ihr aus ihm herausbringen, was wir gerade von ihm erfahren möchten!“

Das war alles so schnell gesprochen worden, daß mir keine Frist blieb, die erste Frage des Mannes unbedingt zu verneinen. So gut ich nämlich drei slavische Idiome von Kindheit an beherschte, so wenige ungarische Brocken hatte ich während mehrjährigen Aufenthalts im Magyarenlande behalten, und auch diese waren mir in der Neuen Welt verloren gegangen. Endlich erklärte ich ihm diesen Sprachfehler meinerseits, doch nützte mir das Eingeständnis desselben herzlich wenig.

„Ihr werdet Euch mit dem „damned Hun“ unter allen Umständen eher verständigen können als wir Amerikaner,“ so hieß es, und: „come on anyway!“ (Kommt mit auf jeden Fall.)

Diese Zumutung war nicht gut abzuschlagen, und da die Leute in höchster Eile zu sein behaupteten, ja nicht einmal absitzen wollten, so holte ich denn in Gottes Namen mein Pferd, sattelte auf und schloß mich den Ranchleuten an. Unterwegs erzählte mir der Vormann, daß „Mr. Hun“ mit einer Bande von fünf andern am gestrigen

Morgen bei Tagesgrauen wiederum der „U. B."-Ranch einen Besuch abgestattet und sich hier nicht allein frisch beritten gemacht, sondern auch über hundert ausgesuchte Tiere fortgetrieben hätte, nachdem die Cowboys von den betreffenden Weidegründen durch ein Scheinmanöver weit weggelockt worden waren.

Jedoch wurde das Fehlen gerade dieser in den nächsten Tagen ohnedies für den Bahntransport bestimmten Köpfe Vieh sehr bald bemerkt, das Alarmzeichen gegeben, und innerhalb weniger Stunden nahmen zunächst einmal fünfzehn Reiter die Verfolgung der eigentlichen Spur auf, während Boten nach Norden und Süden über die Prärie jagten, um die Leute von den zwei nächsten Ranches, die nach ihren Brandzeichen die „XXX"- und die „C"-Ranch hießen, dahin zu verständigen, daß sie der Bande das Ausbrechen gegen Süden bzw. gegen Norden hin verwehren, vor allem aber die Flußlinie besetzen sollten.

Dieser Nachrichtendienst klappte diesmal so gut, daß die Banditen das Flußufer bereits überwacht fanden, sich bei Tage nicht mehr über das Wasser wagten, und beim Versuche — immer noch mit der Herde —, durch die Uferauen zurückzubrechen, auf die Spitzenreiter der verfolgenden Mannschaften stießen. In dem nun folgenden Gefechte wurden zwei von der Bande erschossen, drei ließen ihre Pferde im Stiche und entkamen im Fluß, während „Mr. Hun", der den gleichen „nassen Weg" zu springen und zu schwimmen versuchen wollte, auf einer Waldlichtung, die scharfes Reiten zuließ, erst überritten und dann mit dem Lasso gefangen werden konnte. — —

Soweit berichtete der Vormann, während wir auf unseren Bronchos, so rasch dies eben gehen wollte, durch

die dicht bebuschte Uferlandschaft galoppierten. Das waren also die Schüsse gewesen, die wir am Vorabend gehört hatten, und: „What's next?“ (Was kommt nun?) lautete meine Frage.

„Well, ich sollte denken, das sei einfach genug,“ erwiderte der Vormann ausweichend. „Wir wollen von dem Manne erst noch die Namen seiner Partners — seiner Geschäftsteilhaber — und dann die jener Leute wissen, an welche er die Zeit über das gestohlene Vieh verkauft hat; das ist alles, und das weitere werdet Ihr ja selbst sehen!“

Ich versprach ihm, wenigstens den Versuch zu machen und mit dem Manne zu reden. Dann kamen wir in offenes Land, auf dem die Pferde weiter als bisher ausgreifen konnten, und im flüchtigen Tempo hörte das Gespräch ganz von selbst auf. Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir auf den breit durch den Busch ausgetretenen Cattletrail (den Viehpfad), der zum Fluß führte, und stießen da auf die Ranchleute, die sich — ungefähr dreißig Mann hoch — auf der Uferbank gelagert hatten.

Sämtlichen Pferden waren nur die Gurten gelockert, so daß sie zwar bequem umhergrasen, jedoch augenblicklich wieder bestiegen werden konnten. Nach der in solcher Umgebung üblichen kurzen, aber herzlichen Begrüßung wiederholte mir der Vormann der „U. B.“-Ranch, was er und seine Leute von dem Gefangenen durch mich zu erfahren wünschten, und dann führten mich die drei Vorleute der hier vertretenen, vorhin genannten Ranches eine kurze Strecke weit vom Lagerplatz entfernt in den Busch.

Hier auf einer Waldblöße brannte zum Schutz gegen die Mosquitoschwärme ein kleines Feuer, und neben diesem saß zwischen zwei Cowboys der an Händen und Füßen gefesselte Mann. Die aus ungegerbter Haut geschnittenen Riemen waren nicht, wie ich zu sehen erwartete, fest angezogen, vielmehr konnte der Gefangene die Hände etwa fußbreit auseinander bewegen und ebenso große Schritte machen. Doch hatte er einen daumenstarken, aus Roßhaar geflochtenen Lasso, dessen anderes Ende an einem starken Baumstamme festgebunden war, lose um den Oberkörper liegen, und die vier langläufigen Revolver, deren Kolben aus den umgeschnallten Holstern der zwei neben ihm stehenden Männer herausfahen, wiesen darauf hin, daß es für ihn keine Möglichkeit zu entweichen gab.

Ich hatte den Wunsch ausgesprochen, mir den Mann erst einmal ungestört betrachten zu können, und wir hatten uns daher der ganzen Szene ungesehen genähert. Er mochte etwa fünfundvierzig Jahre zählen, trug dunkles, straffes, bis auf die Schultern reichendes Haar und unterschied sich auch sonst in nichts von der in diesen Gegenden allgemein üblichen Tracht. Selbst seine Gesichtszüge wiesen jene harten, scharf geschnittenen Linien auf, wie sie das wechselvolle Leben der wilden Welt des amerikanischen Westens bei jedem so zu ziehen pflegt. Nach längerer Betrachtung war ich so klug wie zuvor und zuckte die Achseln, weil ich durchaus nichts Hunnenähnliches an dem Mann zu entdecken vermochte. Darauf traten wir näher an die Gruppe heran.

„Well — that's him," meinte einer der Vorleute höflich zu mir, und der Gefesselte erhob sich. Wie es

nun kam, daß der Mann gerade von mir, der ich mich weder im Aussehen noch in der Tracht irgendwie von unserer gemeinsamen Umgebung unterschied, Hilfe erwartete, ob er instinktiv herausfühlte, daß ich ihn verstehen würde, oder gehört hatte, daß dies der Fall sei, — das wußte ich damals nicht, und habe es mir auch späterhin niemals zu erklären vermocht; wohl aber weiß ich, daß er im Moment, wo er aufstand, „Pomozi, Panje“ (Hilf, Herr!) hervorstieß.

Nun sprach ich ihn slavisch an und stellte ihm in freundlichster Weise die gewöhnliche Frage, ob er Serbe oder Pole sei.

„Slowak,“ gab er mir zur Antwort, „aus Ungarn!“

„Woher aus Ungarn?“

„Aus der Gegend von Holitsch.“

Die Gegend von Holitsch ist groß und ich kenne sie gut, denn ich bin oft in ihr herumgefahren und geritten; begreiflicherweise interessierte mich die nächstliegende Auskunft, der Ortsname. Szekula hieß es.

Den unmittelbar folgenden Gedankenprozeß konnte ich mir wiederum niemals erklären, da er zu blitzartig vor sich ging und mich geradezu elementar überkam. Ich fühlte nur, daß mit einem Male ein wahres Chaos von geistigen Bildern in mir durcheinanderwogte, und ich mußte mich umwenden, um die Ranchleute anzusehen und mich dadurch zu vergewissern, daß ich wirklich und wahrhaftig auf nordwestamerikanischem Boden stand, mitten in den Auwaldungen am Missouri, und nicht in den Uferauen an der — österreichischen Marchgrenze!

Denn bei Nennung des Namens Szekula waren vor mir im Augenblick zum Greifen nahe jene drei ihrer

Raubschützen wegen berüchtigten Slowakendörfer aufgestiegen, ich sah im Geiste die Marchüberfuhr, sah zerwirktes Edelwild unter den lichtgrauen Halina-Mänteln eiligst forttragen, sah verstümmelte Leichen an den Felbersträuchern im Flusse hängen, — und das alles in der Zeit von Sekunden, gleich einer Vision. Selbst die nächste Umgebung baute sich hier aus den nämlichen Baumgattungen, Sträuchern und gelben Riedgräsern auf, wie dort drüben.

Auch den drei Vorleuten, die mich ohnedies nicht aus den Augen gelassen und unser Zwiegespräch, von dem sie nichts verstanden, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt hatten, mußte mein so unvermittelt erregtes Wesen aufgefallen sein, denn sie fragten mich ungeduldig nach dessen Ursache. Ich ersuchte sie um Ruhe sowie um Zeit, und erhielt beides schweigend zugenickt.

Ob er vielleicht den „Pan Schön" auf der österreichischen und den „Pan Ruff-Rüffen" auf der ungarischen Seite der March gekannt hätte, fragte ich den Mann, und nannte ihm damit den Namen des fürstlichen Försters, den zu fürchten gerade die Slowakenbande, welche damals Edelwild schoß, Grund gehabt hatte, bzw. des Gutsdirektors, der weniger rühmlich bekannt war, weil von ihm die Sage ging, daß er sich gelegentlich auch der Slowaken bediene, um durch sie lebende Rebhühner zum Verkaufe fangen zu lassen.

Beide Fragen wurden kurz bejaht, ganz seltsam leuchteten die Augen des Mannes auf — als sei der alte Raubschütz von damals wieder in ihm erwacht, als birsche und ziele er wiederum —, und ich war eben daran, vorsichtig auf den eigentlichen Zweck meiner Anwesenheit zu sprechen zu kommen, als urplötzlich eine vollständige

Veränderung in ihm und mit ihm vorging. Es war, als hätte den Mann ein rasender Koller erfaßt: er fluchte und tobte und zerrte derart an seinen Fesseln, daß ich zurücksprang, die Vorleute nach ihren Revolvern griffen und einer der Wächter ihn kurzerhand am Lasso zusammenriß.

Von da an war jede weitere Bemühung meinerseits, ihn zum Sprechen zu bringen, eine vergebliche. In den beredtesten Worten seiner eigenen Muttersprache setzte ich ihm auseinander, daß er sein Schicksal vielleicht doch noch verbessern und von hier wenigstens mit dem Leben davonkommen könnte, wenn er den Ranchleuten die Namen seiner Helfershelfer angeben würde, versprach ihm, in diesem Falle mein Möglichstes aufzubieten, um mich nach dieser Richtung für ihn zu verwenden, und sagte ihm auch sonst jede weitere Hilfe zu, die mir ja vielleicht zu Gebote gestanden hätte, — doch alles war umsonst.

„Ich weiß nichts," slavisch und: „Ich habe nichts zu sagen," gebrochen englisch, dazu jener fürchterliche amerikanische Fluch, welcher die Ranchleute jedesmal zusammenfahren ließ —, das blieben die einzigen, immer wiederholten Antworten, wenn er überhaupt solche gab. Hatte ihn das Zusammentreffen mit jemand, von dem er annehmen durfte, daß er von seiner Vergangenheit mehr wußte, als ihm lieb war, so furchtbar ergriffen, glaubte er, daß dieser ihn lediglich ausforschen wolle, um durch Mitteilung alter Geständnisse seine Lage noch zu verschlimmern, hatte ihn die Erinnerung an die verlassene Heimat und die alten Zeiten so mächtig ergriffen, oder betrachtete er seine Lage überhaupt als hoffnungs-

los, — das weiß ich nicht. Aber er sprach schließlich keine Silbe mehr, sah nicht einmal vom Boden auf und ging so, wenige Stunden später, auch in den Tod: finster, schweigsam, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken.

Ich hatte mir von allem Anfange an — gewissermaßen als Gegenleistung für meine Zeitversäumnis sowie meine Dolmetscherdienste — von den Vorleuten ausbedungen, daß der Mann auf keinen Fall mißhandelt werden durfte, um zu einem Geständnis gebracht zu werden; diese Zusage war mir gemacht worden und wurde auch ehrlich gehalten. Als ich endgültig davon überzeugt war, daß jedes Zureden meinerseits aussichtslos sei, sprach ich zu den Ranchleuten und erklärte ihnen, daß „Mr. Hun" nichts weiter zu gestehen habe, daß er sein bisheriges „Geschäft" ausschließlich auf eigene Faust betrieben hätte und die wahren Namen seiner gelegentlichen Helfer selbst nicht kenne; er lasse daher die Bosses, (die Herren) nur um eine anständige Behandlung ersuchen — und diese Lüge wird m i r heute oder morgen hoffentlich vergeben werden.

„Well — let it go, treat him like a gentlemen, boys," erklärten die Leute nach längerer, halblaut gepflogener Beratung, „denn er ist bei der Tat mit den Waffen in der Hand gefangen worden!"

Wir begaben uns dann, über die Sache verhandelnd, zurück zum allgemeinen Versammlungsplatze, die Vorleute erteilten dort den Auftrag, dem Manne Wasser zum Waschen, sowie mehrere gestopfte Pfeifen zu bringen und auch sonst so rücksichtsvoll mit ihm zu verfahren, wie das der Amerikaner eigentlich mit jedem zum Tode Verurteilten — den Neger ausgenommen — zu tun pflegt.

Daß das Leben des Gefangenen verwirkt — nach den herkömmlichen Gesetzen der wildwestlichen Welt —, darüber war sich jeder längst klar, und daß mein Auftrag hier sein Ende erreicht hatte, das fühlte ich auch. Von dieser Überzeugung ausgehend, erklärte ich den Leuten einfach, daß ich heimreiten wolle, und war schon auf dem Wege zu meinem Pferde, als die drei Vorleute mir nachkamen. Sie bedauerten unendlich, mich noch länger aufhalten zu müssen, erklärten mir aber äußerst kategorisch, der Mann solle, ohne sein Urteil gehört und auch verstanden zu haben, nicht vom Leben zum Tode befördert werden; er verstände nicht genügend englisch, und sie hätten daher beschlossen, die Aufgabe, ihm ihren Gerichtsspruch vorzusprechen oder vorzulesen, mir zu übertragen.

Ich hatte so etwas Ähnliches kommen sehen und schon aus diesem Grunde alles aufgeboten, um mich schleunigst zu entfernen. Allein in diesem Falle hätte mir, wie ich leider nur allzu gut wußte, weder die entschiedenste Weigerung noch die glaubwürdigste Ausrede irgendwie geholfen; vielmehr hätten die jedem Fremden gegenüber ohnedies mißtrauischen Ranchleute in jeder solchen ganz bestimmt einen Grund gefunden, sowohl gegen mich persönlich aufzutreten als auch unseren gemeinsamen Jagdfahrten in der Gegend ein sehr schnelles Ende zu machen. Für sie gab es eben kein „altes Land", keine Vergangenheit, keine etwaigen Beziehungen, die sie mit dem gefesselten Mann dort auf der Waldblöße verknüpften, sondern einzig eine Gegenwart, und in dieser *ein* eisenhartes, unerbittliches Wort, das einfach sagt: „Dem alten, gewohnheitsmäßigen Pferderäuber und Viehdieb der — Strick!"

Diesem ebenso wie jedem andern, soweit die freie Cattle-Ranch Amerikas reicht! Das galt immer und wird auch noch heute so gehalten! Ich kannte den Standpunkt und war aus den vorhin angeführten Gründen auch gezwungen, mich ihm so weit zu beugen, daß ich mich bereit erklärte, dem „Richter Lynch" rettungslos Verfallenen das Urteil vorzusprechen oder vorzulesen, wie seine Richter von mir verlangten.

Die Vorleute, die über mein längeres Zaudern betroffen gewesen waren und mich keineswegs mit freundlichen Blicken gemustert hatten, nahmen diese Erklärung meinerseits teils als eine selbstverständliche Sache, teils mit sichtbarer Befriedigung auf. Ich vernahm dann ein halblautes, lebhafter als bisher geführtes Gespräch, aus dem ich nur soviel wie „Make him ready" (Macht ihn fertig!) und „treat him allright (Behandelt ihn ordentlich!) boys," herauszuhören vermochte, und ging schließlich zu meinem Pferde, um diesem die Gurten anzuziehen und es zum sofortigen Abreiten fertig zu machen. Die drei Vorleute begleiteten mich auf Schritt und Tritt wie die Schatten.

„Ihr habt dem Manne, welchen wir einzig unter dem Namen „Hun" kennen, nichts weiter zu sagen, als daß er den Eigentümern und uns, den Mannschaften der „U. B."-, der „XXX"- und der „C"-Ranch, seit ungefähr zwei Jahren als der gefährlichste Vieh- und Pferdedieb bekannt ist, daß er leider erst gestern mit einer Herde von hundert Stieren — das sind später ungefähr 100 000 Pfund verkäuflicher Ware —, die er am selben Tage von der „U. B."-Ranch gestohlen hat, mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, und daß wir hier

Versammelten zu dem einstimmig gefaßten Beschlusse gezwungen wurden, der dahin lautet: „Mr. Hun", oder wie er sich sonst nennt, soll am soundsovielten nachmittags so lange am Halse aufgehängt werden, bis er ganz tot ist!"

„Versteht Ihr das auch, Doc?"

Jawohl, das hatte ich verstanden, denn es war so ziemlich derselbe Wortlaut, wie er in jeder solchen Urteilsverkündigung vorkommt. Ich schrieb mir den traurigen Text an Ort und Stelle in mein Tagebuch für ornithologische Beobachtungen und versuchte ihn auch, so gut das eben ging, ins Slavische zu übertragen. Dann machte ich meinen Broncho fertig und die drei Vorleute taten das Gleiche.

„Wir reiten mit Euch," meinten sie, „jetzt, und danach auch zu Eurem Kamp!"

Als wir auf der Waldblöße ankamen, fanden wir alles schon vorbereitet und — wie einer der Boys meldete — „all right" (in schönster Ordnung). Der Mann saß auf einem bloß mit Decke und Gurt versehenen Pferde, das zwei Leute an langen Halfterriemen derart hielten, daß es stehen mußte wie etwa an einer Longe. Die Arme und Hände waren ihm kurzschließend auf den Rücken gebunden, die Schlinge des roßhaargeflochtenen Lassos, dessen anderes Ende an einen klafterhoch über ihm, nahezu wagerecht hervorstehenden Ast einer Zerreiche gebunden war, äußerst knapp um den Hals gelegt, der Knoten der Schlinge ruhte hart unter dem linken Ohr. Hinter dem Broncho hielten die zwei Cowboys, seine Wächter von früher. Auch die übrigen Ranchleute waren im Sattel und bildeten eine Hufeisenform um den Unglücklichen. Ich ritt zwischen den Vorleuten bis vor

ihn hin, las ihm vor, was mir diktiert worden war, und fragte ihn schließlich, ob er alles recht verstanden hätte. Eine deutlich vernehmbare, höchst gleichgültige Bejahung folgte.

Ob er noch etwas zu sagen habe, — ließen ihn die Vorleute fragen.

„Zur Hölle mit euch allen," war die sofort folgende, englisch gegebene Antwort.

Im selben Augenblick sauste ein Peitschenhieb auf die Kruppe des Pferdes, und ein Revolverschuß krachte hinter ihm in die Luft. Der Broncho machte einen Riesensprung nach vorwärts, der auf seinem Rücken sitzende Mann hob sich erst mit ihm, wurde dann zurückgerissen und schwebte endlich zwischen Himmel und Erde. Noch eine Salve, und der von etwa zwanzig Kugeln durchlöcherte, Gott sei Dank ganz Tote, hatte ausgelitten, — was immer er auch verbrochen haben mochte, drüben im Alten Lande und herüben in der Neuen Welt!

Ich warf mein Pferd herum und ritt es zur Tränke an den River; die drei Vorleute folgten mir. Dann wurden die Mannschaften, welche sich in der herzlichsten Weise verabschiedeten, auf ihre Ranches zurückgeschickt, und wir schlugen — recht schweigsam geworden — den Weg zu meinem Kamp ein. — Hier erzählte ich am Abendfeuer den Leuten alles, was ich von der Vergangenheit dieses „Mr. Hun" genannten Mannes wußte; denn daß es kein anderer war als der ehemalige Anführer jener slowakischen Raubschützenbande an der niederösterreichisch-ungarischen Marchgrenze, darüber konnte für mich schon damals an Ort und Stelle kaum ein Zweifel bestehen. Und heute, nach zahlreich eingeholten Erkundi-

gungen in seiner alten Heimat, bin ich in der Lage, nahezu bestimmt zu sagen, daß die beiden Persönlichkeiten identisch gewesen sind. Selbst das leichte Hinken, das als charakteristisches Kennzeichen „Mr. Huns" galt, ihn jedoch nicht hinderte, vorzüglich zu reiten, stimmte und wurde mir später durch einen tiefen Hirschfängerstich erklärt, den der Raubschütz an einer der Marchüberfuhren in das rechte Knie erhalten hatte.

Die Vorleute hörten meinen Bericht zwar aufmerksam, aber wenig Anteilnahme verratend, an. „Yes, Sir, — that's allright," meinte der eine kurz, und: „too bad for him (böse für ihn), aber ein Segen für uns, daß er fort ist," lautete der gleichmütige Zusatz des Zweiten.

Sie schliefen auch ruhig ein, als wäre nichts Außergewöhnliches vorgefallen, und ritten schon am Frühmorgen fort, nachdem sie mir das Versprechen abgenommen hatten, am nächsten Sonntag auf die „U. B."-Ranch zu kommen und dort mit ihnen zusammenzutreffen. — Mich litt es nur mehr so lange in der Gegend, als wir Zeit brauchten, um ein- und aufzupacken, denn ich glaubte aus jedem alten Ulmenbestande am Missouri die Marchauen vor mir aufsteigen zu sehen und immer wieder das flehende „Pomozi, Panje" zu vernehmen — aus jedem Riedbeete heraus.

So zogen wir über die „U. B."-Ranch, wo wir unsern gesamten Vorrat an Wildbret ablieferten und uns mehrere Tage aufhielten, langsam weiter, quer durch den Süden Minnesotas, zumeist „Jack Rabbits" (graue Hasen) und Raubvögel jagend, dem Mississippi zu.

Und weist auch die Statistik für das Jahr 1897 bloß hundertundvierzehn Lynchgerichte in den Vereinigten

Staaten auf, d. h. solche, die durch die Tagespresse des Landes bekanntgemacht wurden oder auf andere Weise in die Öffentlichkeit drangen, so ereignen sich doch Jahr für Jahr so manche Fälle von „Lynchlaw", die gar niemals oder doch erst viel, viel später zur allgemeinen Kenntnis gelangen, weil sie in Gegenden geschehen, die weiter entfernt von Eisenbahnen oder sonstigen Wegen der Zivilisation liegen, in jener wilden Welt, in welcher keine Zeitungen gedruckt werden und in der die zerstreut lebende spärliche Bevölkerung noch die einzige Behörde repräsentiert, die ihr Recht selbst vertritt und selbst in die Hände nimmt.

Jedes derartige „Accident" ist ein offenes Geheimnis in der betreffenden Gegend, die zwar nicht an der Marchgrenze, sondern irgendwo auf der schimmernden Prärie des großen Westens oder in den stillschweigenden Uferauen eines Flusses liegt, der mit der March das gemeinsam hat, daß er — Tote ebenso selten und ungerne wiedergibt wie diese.

Und in die stattliche Reihe solcher bloß einem sehr kleinen Kreise bekanntgewordener Tagfahrten Richter Lynchs gehört das Endgeschick jenes „Mr. Hun", den das Fatum, das er vor Jahren in den Marchauen heraufbeschworen hatte, bis in die Auwaldungen am Missouri verfolgte, um ihn hier zu erreichen und an ihm in Erfüllung zu gehen.

Durch eine wahrhaft seltsame Verkettung von Umständen erfuhr die Geschichte noch ein Nachspiel, und zwar gerade in jenem Gebiete, in dem sie begonnen: auf der ungarischen Seite der March. Und das kam so: Bevor ich im Herbst 1903 meine Dienststellung im Kaukasus

antrat, bereiste ich mit meiner Frau alle jene Reviere in dem hier so viel genannten Grenzgebiete, teils um ihr jene Stätten zu zeigen, an denen sich die erzählten Raubschützendramen abgespielt hatten, teils um nach so langen Jahren meine alten Freunde aus eiserner Zeit wiederzusehen.

Bei dieser Gelegenheit kamen wir auch nach Kuti, einem der hier genannten drei Dörfer, aus denen sich damals die Raubschützenbanden rekrutiert hatten, zu einem alten Bekannten, Herrn von S., der sich's nicht nehmen ließ, uns einen festlichen Empfang zu bereiten. Zigeunermusik auf dem kleinen Bahnhofe — mittlerweile hatte ein kleiner Schienenstrang seinen Weg auch hier über die March gefunden, Cis und Trans miteinander verbindend —, nachherige Begrüßung im geschmückten Gemeindegasthause, großes Essen, noch mehr Getränke, feierliche Begrüßungen, Ansprachen und Reden durch die Honoratioren und nachher wiederum Fiedel, Cymbal und allgemeiner Tanz bis zum Morgengrauen. Das ganze Slowakendorf, meine einstmaligen Feinde, war auf den Beinen. „Eljen az Magyarorszag!" Denk' ich ans weite Ungarland, wird mir das deutsche Wams zu enge! — Unter den Anwesenden befand sich auch eine Frau aus der Gegend, die von meinem Kommen gehört hatte und nur auf einen geeigneten Zeitpunkt zu warten schien, um mit mir zu sprechen.

Übrigens war ich auf ihr Erscheinen sowohl durch Herrn von S. als auch durch den Stuhlrichter vorbereitet worden.

Das war die Frau jenes drüben am Missouri gehenkten „Mr. Hun", die ohne Totenschein bzw. ohne eid-

liche Bestätigung des Todes ihres Mannes nicht wieder heiraten konnte, und das wollte sie. Sie bat mich schließlich, da ich ersteren unmöglich besitzen konnte, wenigstens um letztere, und diese vermochte ich ihr vor „versammeltem Volke" mit gutem Gewissen zu geben und dadurch ihr Herz zu erleichtern.

Schlaf ruhig, „Mr. Hun", drüben in wildwestlicher Erde! Die Auwaldungen an der March, welche du als „Freischütz" durchzogen und geplündert hast, stehen, soweit sie nicht abgeholzt werden, auch heute noch, die Marchwellen rauschen und branden und überschwemmen geradeso wie zu deiner Zeit, nur das Edelwild, das gerade du mit deiner Bande gezehntet hast, ist eingegattert; ein ganz anderer Geist schwebt über der Wald- und Wildwirtschaft in den Marchauen und deine, euere schlimmsten Feinde sind entweder tot — oder aber: sie sind zahm geworden!

Die Lumberjacks in den Urwäldern Nordwestamerikas und Canadas.

„Und die Holzknechtbub'n
Müssen früh aufstehn,
Müssen's Hackl nehmen
Und in Holzschlag gehn.
Wann dann d' Sonn' aufgeht
Und 's Hackl schneid't —
Das is 'n Holzknechtbub'n
Sein' größte Freud . . . . ."

Wie oft kam mir der uralte, bayerisch-österreichische Holzknechtsang in den Sinn, der wiederklingt weit von den Holzstuben her über die Schläge in den rauschenden Hochforsten der alten, unvergessenen Heimat, wenn ich auf einsamen Streifzügen hoch oben im Nordwesten Amerikas in den Waldstaaten am Chippewa-, Bad- und White-River das Leben und Treiben, das Schaffen und Ruhen, das Hacken, Sägen, Fällen und Flößen jener eisenfesten Menschenklasse beobachtete, welche nach dieser ihrer Beschäftigung Lumbermen, Loggers und Campboys oder Rafters, Lumberjacks und Woodsmen heißen.

Nach der Holzarbeit trägt der oberösterreichische Holzknecht und bayerische Flößer mit Stolz seinen Namen, nach den Logs ist der Logger benamset. Die Beschäftigung und Umgebung sowie der Wirkungskreis beider sind ein-

ander wohl gleich, — „Holz bleibt ja Holz und Wald bleibt Wald überall", könnte so mancher meinen, und dennoch, wie grundverschieden ist der amerikanische Logger von seinem deutschen Namensvetter! Vom Leben und Treiben dieser Lumberjacks nun ein Lebensbild aus den winterlichen Wäldern.

Wo über den mittleren und nördlichen Teil der Staaten am Lake Superior jene ungeheuren Urwaldungen sich ausstrecken, von denen man eigentlich kaum sagen kann, wo sie genau ihren Anfang nehmen, wie weit sie reichen und wo sie ihr Ende finden, da besitzt das Wörtchen Holz (Timber und Log) den gleichen Klang und die nämliche Bedeutung, wie in den beiden Dakotas das Wort Weizen, oder Gold im Staate Kalifornien, und Cattle, d. h. Rindvieh, auf den unendlichen Ebenen der wildwestlichen Prärien.

Die Möglichkeit, die vorhandenen Goldschätze verhältnismäßig leicht, d. h. ohne Anwendung komplizierter und kostspieliger Maschinen auszubeuten und aus dem Vollen zu schöpfen, solange dieses eben reicht, beherrscht in diesen Gegenden nicht allein den gesamten Handel und Wandel, sondern hat bisher — wie in jungen Ländern immer — auch weiteres Sinnen und Suchen nach anderen Naturschätzen und Industriezweigen noch nicht notwendig gemacht und den Gedanken an solche daher noch nicht aufkommen lassen. Logs und Loggers heißen die beiden Schlagworte, die in diesen Gebieten Arbeit und Existenz des einzelnen wie der Gesamtheit bestimmen.

Der Buschfarmer, dieser meist unbewußt im Dienste der großartigen amerikanischen Kultur-Idee Schaffende, welcher wohl im Schweiße seines Angesichts dem

Urwaldgrunde die Ackerscholle und dieser sein karges Leben abringen muß, erwirbt einfach nur durch die Holzarbeit das Salz zum Brote, d. h. das Bargeld — ein Ding, das er bei dem Spottpreis der Farmprodukte, die überdies noch zumeist auf altertümlichem Tauschwege gegen Zucker und Kaffee, Mehl und Stoffe in die unersättlichen Farmerstores wandern, kaum mehr vom Hörensagen kennt. Steuerzahlungen, Mißernten oder Unglück mit Vieh kommen noch dazu und reichen hin, das Wort Cash zu einem Begriff zu machen, der dem Buschfarmer aus dem Gedächtnis entschwinden würde, wenn eben der Wald keine Bäume hätte.

Waldfarmer und Holzleute aber stellen in den kleinen Villages des Nordens und Nordwestens die zwei Hauptklassen der wirklich körperlich arbeitenden Bevölkerung dar — alles andere ist Geschäftswelt. So hängt denn auch der Wohlstand der kleinen Städte, in denen die Busineßmen auf das durch die Holzarbeitkontrakte unter die Leute kommende Bargeld warten müssen, vom Ausfall der ersteren ab. Die Logs sind es, die nahezu drei Vierteile des Jahres Tausende von Männern zur Arbeit heranziehen und durch deren bare Bezahlung wenigstens einmal im Jahre größere Summen in Umlauf setzen. Mit ihnen rechnet der kleine Farmer, der seine Ochsen- und Pferdegespanne an die Loggers verrentet, um vielleicht Haus und Hof zu verlassen, den Winter über selbst in einem Kamp zu schaffen und dadurch einige hundert Dollars bares Geld zu verdienen, ebenso wie der Besitzer des General-Merchant-Store, der, sowie der Herbst kommt, alles eigens im großen von Milwaukee oder Chicago anschaffen muß, was zur Bekleidung vom Kopf bis zum

Fuße, zur Verpflegung und zu einer gewissen Bequemlichkeit der Leute in den Kamps zu dienen hat. Der Kaufmann muß die Waren auf Zeit bestellen, auf die Zeit warten, wo die Mannschaften ausgezahlt und aufgelöst sind, und kann naturgemäß nach dieser Zeit seine guten Prozente aufschlagen. Es rechnet der Fleischer mit den Loggers, der die großen Lieferungen der Rinderviertel und ganzen Schweine, der Speckseiten und Fettkübel, des Rauchfleisches und Wurstzeugs für die Winterquartiere der Holzfäller übernommen hat, und — last but not least — der Saloonkeeper (Kneipwirt), dessen Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß die Boys, wenn sie im Frühling nach sechsmonatiger Verbannung aus dem Urwald wieder zu den Genüssen der Zivilisation mit Geld kommen — dieses standesgemäß anbringen und nicht am Ende rasch reich werden. In diesem Sinne bedeutet das Holz dort wahrlich soviel wie Brot und sind die Logs und das Timber die gewichtigsten Faktoren im Geschäftsleben der nordwestlichen Waldstaaten geworden. Jedoch sind es keineswegs die Waldungen oder Holz im allgemeinen, deren Aufsuchen bzw. Fällen und Flößen bei den Logs und deren Verwertung in Betracht gezogen werden, sondern nur eine einzige Baumart, die bis heute noch, was die Kostbarkeit anbetrifft, als die Königin der Wälder Wisconsins, Michigans und Minnesotas gilt, das ist die schlanke, himmelanstrebende Föhre, gemeinhin „Pine" genannt.*) Für die Holzschläger handelt es sich

*) Es ist die weiße oder Weymouthföhre (Pinus strobus), hierzulande „White Pine" genannt, und keineswegs eine Fichtenart, wie man gewöhnlich, leider auch oft in den Zeitungen, hört und liest. Dr. v. K.

einzig um derartige Pineländereien, das sind Landstriche, auf denen möglichst viele Föhrenstämme stehen, und erstere in den unendlichen Urwäldern aufzusuchen, zu „übergehen" — wie der Fachausdruck lautet —, das ist nun die erste Aufgabe. Beinahe alle anderen Baumarten, die in Industriestädten hohen Wert repräsentieren, wie die herrlichen Birkenbestände dieser Gebiete, bleiben heute noch unberücksichtigt, weil sie kaum den Bringerlohn zahlen würden.

Die kleine, steiflederne Tasche, die den Kompaß, die Sektionskarten und Maßtabellen enthält, die warme, buntgemusterte Decke, in welche die nötigsten Vorräte eingeschnallt werden, und die langstielige Axt — sie stellen die unvermeidliche Ausrüstung des Woodsman vor, der im Sommer oder Frühherbst aufbricht, um nach Pineland zu suchen, Land zu übergehen. Vereinigen sich mehrere zu derartigen, länger ausgedehnten Waldgängen, dann fehlt niemals die lange Winchesterbüchse, das Zelt und ein größeres Fischnetz, das dazu bestimmt ist, irgend einen kleinen „Creek" oder Flußlauf am Abend abzusperren und des Morgens die prächtigsten Schuppenträger ohne Zeitverlust händig zum Morgenimbiß zu haben.

Tagereisen weit von jeder Ansiedelung, jeder menschlichen Behausung, in Reviere, die seit der Herrlichkeit der indianischen Trapper kaum eines Menschen Fuß betreten hat — dahin muß den Woodsman heute schon sein Unpfad führen, bevor er überhaupt an die Arbeit gehen, nach neuem, von der Axt noch unberührtem Pineland auslugen kann. Denn was von letzterem auf zwanzig und mehr Meilen im Umkreis der kleinen Waldstädtchen liegt, das ist längst abgeholzt, oder aber es sind

nur mehr alte Schläge vorhanden, auf denen die wertvollen, geraden Stämme gefällt und nur minderwertige stehen geblieben sind. So manches dieser Villages im Busch verdankt einem Holzfällerlager seinen Ursprung und manches andere, das in Voraussetzung reicher Erträgnisse der umliegenden Pineries und in der Hoffnung auf Emporblühen etwaiger mit diesen verbundener Industrien, wie Gerbereien und Möbelfabriken, glänzend gegründet schien, mußte Haus für Haus zersägt, auf die Eisenbahnzüge verladen und „gemovt" (transportiert) werden . . . .!

Kompaß und Sektionskarte bilden fortan die einzigen Wegweiser des Landsuchers, die schlanken, hochragenden Föhrenbestände sein Ziel. Wochen- und monatelang streift er durch die Urwälder, bis er das geeignete, ihm selbst oder seinen Auftraggebern zusagende Land gefunden, in seiner Karte eingezeichnet und die Baumstämme gemessen, sowie den Gesamtbestand geschätzt hat.

Nun handelt es sich darum, festzustellen, wer das betreffende Waldland „eignet" — was wiederum in den „Landoffices" ausgefunden wird. Die größten Landkomplexe sind Eigentum reicher Holzkonsortien und Eisenbahngesellschaften, die in vergangenen Tagen diese Ländereien in weiser Erkenntnis ihres künftigen Wertes zu Spottpreisen angekauft und liegen gelassen oder, was bei den Railroad-Kompagnien zumeist der entschieden noch angenehmere Fall war — vom Staate zum Geschenk erhalten haben.

Besagte Ländereien sind so riesig ausgedehnt, so weit entfernt von allem, was Zivilisation heißt, sie repräsentieren zu Anfang einen derartig imaginären, bloß

auf der Karte befindlichen Wert, daß selbst die betreffenden Eigentümer die Qualität ihres Landes nicht kannten, sondern diese einfach in Erwartung der Zukunft liegen ließen, wo sie waren. Das „Übergehen" des Holzlandes, dessen Untersuchen auf seinen Pinegehalt und die Abschätzung wurde und wird heute noch den eigens angestellten Woodsmen (Waldläufern) überlassen.

Wie hoch die Kenntnisse eines für eine derartige Kompagnie arbeitenden Mannes geschätzt werden, wie weitgehend das in ihn gesetzte Vertrauen sowie seine Verantwortlichkeit seinen Auftraggebern gegenüber gehen, erhellt daraus, daß das Tagesgehalt eines guten und als verläßlich bekannten Woodsman und Schätzmeisters bis zu zehn Dollars beträgt. Wohl besitzen einzelne Grundeigentumsspekulanten, Landagenturen, ja selbst Homesteader auch Pineländereien — doch haben diese im Verhältnis zu den erstgenannten geringe Ausdehnung, die wertvollen Bestände sind längst abgeholzt und nur die schlechten geblieben.

Diese Pineries werden von den Besitzern in eigener Regie betrieben und beschäftigen nur wenige Leute in kleinen Lagern, die sich von den Log-Camps großen Stiles in keiner Weise unterscheiden. Nur diese aber vermögen ein richtiges Bild vom Umfange und von der Intensität dieses wirtschaftlich so wichtigen Faktors in diesem Teile Nordamerikas zu geben. —

Das Land ist also entdeckt, die Stämme — die Logs — auf so und so viele Millionen Fuß gemessen und geschätzt, auch die betreffenden Eigner ausgefunden worden, und nun melden sich die Subunternehmer.

Diese machen sich erbötig, die Kamps einzurichten (zu „runnen", wie der Fachausdruck lautet), die not-

wendige Anzahl Leute zu stellen, deren Aufgabe es ist, die Stämme zu fällen, in Logs zu zerschneiden und diese bis zu den natürlichen Wasserstraßen, den Flüssen, zu schaffen, auf denen sie im Frühjahre in ungeheueren Rafts weiter geflößt werden sollen bis zu den großartigen Sägemühlen am Mississippi, dem Vater der Gewässer. Sind die Kontrakte, welche die einzelnen Unternehmer mit den großen Holzfirmen abzuschließen haben, unterzeichnet, sind jene Bürgschaften gestellt und Vorschüsse gegeben, die von jeder Seite verlangt werden, kurzum alle Formalitäten erledigt, die zum Abschlusse eines umfangreichen Geschäfts erforderlich sind, dann erst kommt Bewegung in den ganzen Apparat. In die den Sommer hindurch so traulich stillen Städtchen des Nordwestens zieht da auf einmal ein eigenartig bewegtes Leben ein, das sich — vom Standpunkte der Vogelperspektive aus beobachtet — ameisenhaft kribbelnd und krabbelnd auf den Straßen durch die Wälder fortbewegt, deren Endpunkten, den Winterquartieren, zu. Städtchen und Umgebung stehen im Zeichen der Log-Camps.

Zu Hunderten kommen sie da an, die Campboys, einzeln oder in größeren und kleineren Trupps mit der Eisenbahn, zu Fuß und auch zu Pferde. Zumeist sind es sehr sehnige Gestalten, blondhaarige Nordlandsrecken — Norweger, Schweden und schwarzgelockte kanadische Franzosen, Deutsche und breitschultrige Sprossen der „grünen Inseln", die sich in den Villages sammeln, um von da aus nach den Kamps zu gehen.

Sehr oft tauchen in dem Gewimmel dieser charakteristischen Gestalten, denen man die gewohnte Buscharbeit schon von weitem ansieht, auch schwächlich aussehende,

halb städtisch gekleidete Männlein auf, die sich die erdenklichste Mühe geben, Ton und Haltung der waschechten Campboys anzunehmen.

Das sind in allen Fällen Leute, die in den Städten keine Beschäftigung finden konnten und nun daran gehen, sich den Winter über durch die Holzarbeit einige hundert Dollars zu verdienen. Verunglückte Kaufleute und Clerks, ebensolche Studenten oder andere Genies, jedoch auch solche, die Grund haben, für einige Zeit zu verschwinden — kurzum alle jene Unglücklichen, die Arbeit suchen und in den Städten keine finden konnten, drängen sich in die Kamps — die meisten allerdings, ohne eine Ahnung zu haben, welch schwierige und gefährliche Arbeit ihrer harrt. Untergebracht werden alle, denn der Busch ist schier unendlich und nährt seinen Mann.

So mancher Farmersohn oder sonst Grüne im Busch hat sich in der Kampzeit, während der er gar nichts auszugeben in der Lage ist, da er sein Geld erst nach Ablauf der gesamten Arbeit im Frühjahr erhält, die Grundlage zu einer guten Existenz erspart . . . . .

Schon das Aussehen der Campboys ist ein äußerst originelles. Die Kleidung, die naturgemäß für die strengste Kälte berechnet ist, besteht aus echtwollenem, starkem Deckenstoff, ähnlich dem System Prof. Jägers. Die Grundfarbe der kurzen Joppen ist grau, braun und blau, auf dieser jedoch prangen knallrote oder hellgrüne, gelbe oder schwarze Querstreifen und Karos — je greller die Farben, je auffallender die Ornamente, um so größer scheint die Freude der Boys zu sein — namentlich der jungen. Das Untergestell steckt in anliegenden, jedoch freieste Bewegung gestattenden Hosen, die in Farbe

und Qualität meistens mit den Joppen übereinstimmen, mitunter aber in so herrlich ziegelroter oder himmelblauer Couleur prangen, daß man unwillkürlich an die Inexpressibles französischer Kavallerie erinnert wird. Dem Schuhwerk wird von den Loggers mit Recht die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Da gibt es hohe, bis zum Knie reichende Schnürschuhe mit Doppelsohlen, dann wieder solche, deren Lederschäfte nur bis zur Höhe der halben Waden gehen, während die Fußsohlen aus starkem Gummi gefertigt sind, andere wieder tragen schwere, scharfe und spitze Nägel an den Sohlen — sie sind ebenso für Glatteis, wie zum Auf- und Abturnen der Leute in dem Gewirre von im Wasser befindlichen, übereisten oder sonst schlüpfrigen Stämmen bestimmt —, hohe Stiefel mit Schäften aus schwerem Filz, Gummisohlen und gleichen Einlagen, Opanken ähnliche Patschen aus rohem Rindsleder, feingearbeitete indische Mokassins, — sie alle stehen zur Auswahl in jenen kleinen Fairs*) bereit, welche die Läden der Waldstädtchen in dieser Zeit darstellen.

Die buntgemusterten Wolldecken, in welche Wäsche, Reservekleidung, Steigeisen und die übrige Habe der Boys mittels ungemein praktischer, breiter Tragriemen nach dem System Rucksack eingeschnallt sind, über die Achseln, die langstielige, scharfe Axt der Länge nach senkrecht an die Außenseite des Packens durch die Riemen gesteckt, die Pelzmütze mit den Ohrenklappen etwas windschief aufgestülpt und den kurzen Pfeifenstummel im Mundwinkel — so rücken die strammen Gestalten der Campboys ein in die kleinen Landstädte.

---

*) Märkten.

Die Vorhallen sämtlicher Boardinghäuser sind dann mit besagten Stücken belegt, zwischen denen die Leute um die eine enorme Hitze ausstrahlenden Riesenöfen hocken, rauchend, kauend, Dame oder Karten spielend; alle übrigen Räumlichkeiten, alle Betten sind besetzt von Lumbermen jeglicher Kategorie.

Die rauhen Campboys hausen hier in gemütlichster Nachbarschaft neben den eleganten Vertretern der größten Firmen, die aus den östlichen Staaten vielleicht nur für wenige Tage in das wilde Buschland gekommen sind, um den Start zu überwachen. Hier läuft ein Campboß (Vormann) umher, um mit einem in besonders gutem Ruf stehenden Koch Vereinbarungen zu treffen, dort wieder ist ein Vormann bemüht, sich seine Mannschaft zu sichern, Fäller, Säger, Fuhrleute, Ochsentreiber und Loghands einzuteilen — hier verschwinden halbe Rinder und Provisionen in den schier unergründlichen Wagenkästen der mit je vier schweren, buntgeschmückten Prachtpferden bespannten Tote-Teams, auf deren in luftigster Höhe schwankenden Sitzen die Teamsters mehr selbstbewußt als sicher thronen . . . . dort reiben sich wieder zwei besonders bevorzugte Saloonwirte freudestrahlend die Hände — die meisten Geschäfte werden ja in so kleinen Städten im Saloon abgeschlossen —, kurzum, es herrscht vom Morgen bis in die sinkende Nacht das buntbewegteste Leben und Treiben. Ist endlich die Mannschaft, oft bis zu hundert Mann, vollzählig beisammen, sind auch die letzten der unzähligen Kleinigkeiten, deren ein Kamp bedarf, in die Tote-Teams verstaut, dann geht die Wanderung hinaus in die oft dreißig Meilen vom Sammelplatz entfernten, mitten im Busch liegenden Kamps. —

Die Reise geht auf den Countystraßen oder eigenen sogenannten Logroads, die sich namentlich im Frühherbste in einer Verfassung befinden, die lebhaft an die Danteschen Worte am Eingang der Hölle „lasciate ogni speranza" — laßt jede Hoffnung draußen — gemahnt. Sie führen zumeist in gerader, kürzester Richtung ihrem Ziele zu und sind nach amerikanischem Prinzip: nur rasch, wenn möglich in der Luftlinie („go ahead . ." es muß gehen . .) angelegt. Das Wagengeleise — der Busch hat nur für eines Platz, beim Ausweichen muß es eben seitwärts zwischen den Stämmen durchgehen — ist fußtief in den feuchten Waldboden eingefahren, über Swampstrecken sind einfach oft halbmeilenlange, aus rohen, nebeneinander geworfenen Baumstämmen bestehende Stege (Cord Road) gelegt, und buchstäblich über Stock und Stein, über Baumstümpfe, Felstrümmer und freiliegende, fußdicke Wurzeln hinweg schwankt, ächzt und knarrt das schwerbeladene Tote-Team. (Ob dieser Fachausdruck vom englischen „totter" herstammt, das ein verstärktes Wackeln und Schwanken bedeutet, oder ob „tote" gleichbedeutend ist mit tragen, fahren — dies zu entscheiden, überlasse ich Berufeneren. Ich halte dafür, daß die Ableitung von totter die näherliegende ist, da totter im Niederdeutschen „dattern" heißt, und eine selbst nur kurze Fahrt mit besagtem Tote-Team einen Datterich des äußeren und inneren Gesamtmenschen zur sicheren Folge hat.) Die Geschicklichkeit der Kutscher und das Eingefahrensein der vier Pferde sind bei Überwindung derartiger Hindernisse wahrhaft bewunderungswürdig und finden kaum ihresgleichen. Und nun „jui auf" in die Kamps — lustig und sangesfroh lärmend, wie die Schwärme

der Boys, die sich durch die Schrecknisse der Straße ihre Freude am Busch ebenso wenig vergällen lassen, wie der deutsche Holzknecht sich seine Lust am freien Gebirge bei der Almfahrt durch einen beschwerlichen, schiechen Aufstieg trüben läßt.

Da liegen sie denn — wie winzige Schneckenhäuschen inmitten der riesenhaften, abgestorbenen Baumstämme, des über mannshohen Unterwuchses und des schauerlich-wüsten Gewirres von alten, gefallenen, aufeinandergetürmten und überwucherten Logs, die aus unbehauenen Stämmen und Rindenwerk gebauten Behausungen der Logcamps mit ihren Bewohnern — eine kleine Welt für sich, einen Miniaturstaat im Urwalde darstellend. Zumeist in unmittelbarer Nähe eines Flusses oder doch größeren Baches an eine geschützte, windruhige Geländewelle angebaut, umfaßt so ein Kamp gewöhnlich folgende Bauwerke: eine geräumige Blockhütte, die als Schlafraum dient und mitunter Lagerstätten für achtzig Mann enthält. An diese anstoßend oder wenigstens durch ein Flugdach mit ihr verbunden, liegt eine zweite, meist noch geräumigere, auf deren Eingangstür der nimmerrastende Witz der Boys in lapidaren Lettern die Aufschrift „Diningroom" verewigt, d. h. eingebrannt hat. Daneben steht in kleinen, zierlichen Buchstaben: „Cookshanty". Die Würde dieses Hauses soll offenbar durch pompöses Auftragen des vornehmen Titels den ziemlich gewöhnlichen Charakter und Eindruck einer derartigen Buschküche herabmindern.

Das Innere der Schlafhütte bietet einen Anblick, der originell genug ist. Zu beiden Längsseiten sind an den Wänden hohe Gestelle aus rohen Holzstangen angebracht, meistens in zwei Etagen, welche — wie in

den Schiffskojen — die für zwei Mann berechnete Lagerstätten enthalten. Up stairs und down stairs sagt auch hierzu der Highton im Kamp. Auch diese Bettgestelle sind aus rohen Holzstangen zusammengeschlagen und hart genug. Die Unterlage besteht aus einigen alten Decken und Fetzen, die Stelle des Kopfpolsters vertritt ein mit Hafer oder Häcksel gefüllter Sack, mitunter der eigene Gepäckballen oder altes Deckenwerk. Up stairs führen Eichenstifte oder andere Holzkeile, die in die Trägerstangen eingeschlagen sind. An den Wänden zwischen beiden Stockwerken hängen an Nägeln die Reservekleider und Wäsche der Boys, und unter obigen Kopfkissen gucken am Tage die blauen Tabakspakete hervor. Die Mitte des Raumes nimmt der gewaltige, eiserne Ofen ein, über dem, frei von der Decke herabschwebend, leichte Holzgestelle und aus den abgeschälten Wipfeln junger Koniferen hergestellte Quirle angebracht sind, die zum Aufhängen und Trocknen naßgewordener Wäsche dienen. Den Fußboden bilden ebenfalls lose nebeneinander gelegte, rohe Stangen, die ungleich genug sind, um größere Zwischenräume zu bieten und alle Kleinigkeiten, die herabfallen, auf immer verschwinden zu lassen. In der Nähe des Fensters steht ein großer Schleifstein, zum Schärfen der Axte bestimmt, eine sehr wichtige Prozedur, die allabendlich vorgenommen wird. Eine Ecke nimmt der sehr umfangreiche Waschapparat ein — zwei Wasserfässer, eine schiefliegende Holzplatte mit Abflußrohr — alles auf Füßen stehend und aus Holz gehauen (Sink) — nächst dem Fenster der kleine Spiegel, daran Bürsten und Kämme befestigt sind, und endlich eine umfangreiche Kiste, die, mit einem Kunstschloß versehen, alles enthält,

was die Boys den Winter über vom Vormann kaufen wollen. Schuhe und Kleider, Unterzeug und Tabak, Mützen und Handschuhe sind da untergebracht und werden dem Kauflustigen gegen Abzug vom Frühjahrslohne ausgefolgt. Auch der Medizinkasten ist hier verwahrt — er enthält eine wahre Musterkollektion von Patentmedizinen gegen Rheumatismus, Zahnschmerzen, Fiebererscheinungen und Indispositionen, sowie das nötige Verbandzeug bei Unglücksfällen. Die Riesenkiste enthält alles, alles, nur den vielbegehrten Whisky nicht. Dieser ist in allen Kamps strengstens verpönt, auch der einzelne darf ihn nich besitzen, und das ist gut so, denn es gäbe sonst Mord und Totschlag. Whisky für sich zu halten und im stillen zu kneipen, ist nur ein besonderes Vorrecht einzelner, unbeaufsichtigter Vorleute. So und ähnlich sieht es in den Sleepingrooms der Holzkamps aus, die ihren Bewohnern auch in jenen karg genug zugemessenen freien Stunden der Woche als Parlor, Sittingroom und Office dienen.

Von da aus nun zum wichtigsten Departement, die das Logcamp enthält, zur Cookshanty. Ein großer, geräumiger, heller, freundlicher Raum. In einer Ecke up stairs und down stairs die beiden Lagerstätten für den Koch und dessen Gehilfen — Cooki genannt —, daran anschließend ein mit der Axt zugehauener, großer Küchentisch mit obligater Sink — hieran ein eiserner Kochherd von enormer Ausdehnung und riesigem Fassungsraum — an der gegenüberliegenden Längsseite ein Tisch, bei dem man kaum weiß, wo er anfängt und wo er aufhört — so lang ist er — der Speisetisch; an der Wandseite eine unendlich lange Bank, an der anderen eine

ebensolche; am Kopf- und Fußende dieses Table je zwei gewichtige Baumklötze, welche die Stelle von Stühlen vertreten, und an der Wand breite Bretter, in Holzkeile eingelassen, auf denen die Vorräte aufgestapelt sind — das ist die Einrichtung einer Cookshanty in den Kamps. Die Vorräte bestehen aus Mehl und Fett, Butter und Oleomargarine, Obstkonserven und Hülsenfrüchten, Fleischbüchsen und Gewürzen, Tee- und Kaffeesäcken, sowie Zucker- und Salzkisten. — In diesem Reiche schaltet der „Herr Koch", dem in jedem Logcamp — namentlich wenn es viele Leute beherbergt — eine der beschwerlichsten und anstrengendsten Aufgaben zugewiesen ist. Er muß der Erste am Morgen auf sein, kann als der Letzte von allen sein müdes Haupt oft nur für wenige Stunden zur Ruhe legen. Am Morgen heißt es, das Frühstück für das ganze Crowd zuzubereiten, das aus Kaffee, Fleisch, Gemüse und unterschiedlichem Gebäck besteht; dies bedeutet so viel als um vier Uhr Tagreveille. Haben sich die Boys um sechs Uhr auf den Weg zu den Holzschlägen gemacht, ist das Kamp leer — dann gilt es, jede Erinnerung an die Reste dieser fürstlichen Mahlzeit verschwinden zu machen und sofort wieder an die Zubereitung des in gleicher Weise zusammengesetzten Lunch zu gehen, welcher nebst dem notwendigen Geschirr in eine große Kiste gepackt und gegen Mittag vom Cooki mit einem Pferde oder auf dem höchsteigenen Rücken „huckepack" zu den oft mehrere Meilen weit in den Schlägen arbeitenden Leuten befördert werden muß. Ist der Küchengehilfe abgefertigt, geht für den Küchenchef erst die Arbeit des Backens los. Semmeln und Roggenbrot, Kuchen und Pies wollen mindestens dreimal in der Woche

frisch hergestellt sein — wo bleibt da der bayrische Holzknecht mit seinem Menü, das einmal aus Mehlnockern und Grießschmarrn und das andere Mal aus Grießschmarrn und Mehlnockern besteht. Das Backen nimmt mehrere Stunden in Anspruch, und dann wird's wieder allmählich Zeit, ans Dinner zu denken.

„Mr. Cooki" ist am Nachmittag heimgekehrt — er hat jetzt die gröberen Verrichtungen: Holzmachen, Wassertragen, Kartoffelschälen zu besorgen, während der Chef selbst sich zur Inspektion der Rinderviertel und halben Schweine in die Fleischkammer begibt, um da seine Auswahl für den Abend zu treffen. „Salt Pork" (gesalzenes Schweinefleisch) täglich ist in guten Holzkamps ein längst überwundener Standpunkt, und wohl zum Glück für die Gesundheit der Leute. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit treffen dann auch die Boys — truppweise je nach der Entfernung der Arbeitsplätze — bei den heimatlichen Penaten ein, sorgfältig wird (wie in Amerika überall) Abendtoilette gemacht und die äußere Verschönerung vorgenommen, dann läßt der Chef noch einmal seine Augen prüfend über die gedeckte Tafel schweifen, und dröhnend ruft der Cooki zur Tür des Schlafraumes hinein sein „Dinner . . . ." Nun hebt und regt sich alle Welt, im Augenblick ist jeder an seinem Platz, alles schweigt, und nur das Arbeiten der Kaumuskeln, sowie das Klirren der Bestecke erinnert daran, daß Leben in der Bude ist. Auch diese Mahlzeit enthält meist Suppe, Fleisch, verschiedene Gemüse und Früchte, sowie Kuchen oder Pies und als Abschluß Tee, der mit braunem, grobem Zucker oder Sirup versüßt wird. Auf diese Weise ist für das Wohlbehagen der Boys in guten Kamps bestens gesorgt.

Findet sich unter diesen einer, der die Jägerei oder das Fischen versteht, so liefern ein feister Hirsch oder gewichtiger Muscalonge (Esox estor — eine Hechtart, die bis zu vierzig Pfund schwer wird) mitunter wohl erwünschte Abwechslung, ja wir kennen sogar Holzfällerlager am Chippewa-River, in denen Hirschwildbret und köstliche Fische niemals ausgehen. Selbst Trapper werden eigens angestellt, um das Kamp mit Wild zu versorgen. — Auf das Dinner folgt die einzige Zeit im Tage, die den Boys freien Spielraum gestattet. Die einen strecken sich sofort langmächtig auf ihr hartes Lager, andere wieder drehen der Reihe nach den Schleifstein, um ihre Werkzeuge zu schärfen, wieder andere nähen und flicken an ihren Kleidern, der Wäsche und dem Schuhwerk herum. Hier buchstabiert ein Sohn old Irelands mühsam zum zehnten Male den Inhalt eines verschlissenen, keine ausgesprochene Farbe mehr aufweisenden Zeitungsblattes oder liest halblaut für sich die Untaten des „Jesse James Gang . . . . .“ Beim kargen Schimmer der Sturmlaterne trägt der Vormann seine Notizen, Arbeitszeiten, Personalien und ausgegebene Gegenstände in sein Tagebuch oder hält mit seinem Stabe älterer, erfahrener Loggers den Kriegsrat über frische Holzbestände oder die Arbeit für den nächsten Tag, während um den Ofen herum rauchend oder kauend einige „grüne“ Gesellen sitzen und schweigsam, dumpf vor sich hinbrütend, in die Flammen starren, als gedächten sie vergangener, besserer und schönerer Zeiten. „Long time ago . . . .“! Doch währt die Abendweile nicht lange, denn morgen heißt es wieder früh auf, und bald verkündet ein wahrhaft kannibalisches Konzert, das aus dröhnendem Schnarchen, halblautem

Träumen und lauten Flüchen allnächtlich da komponiert und in Szene gesetzt wird, die Ruhe für die Kampleute. Nur der Koch und sein Gehilfe haben noch keine Rast gefunden, denn Ordnung muß sein, muß geschaffen werden, und alles so spiegelblank wie möglich zu haben, ist der Stolz des Küchenchefs. Zu seinen Obliegenheiten zählt außerdem noch die Bestellung und Beschaffung bzw. Erneuerung der ausgegangenen Vorräte und verbrauchten häuslichen Gerätschaften, wie: Besen, Bürsten, Geschirre und Kochgeräte. Diese werden vom Koch bestellt und durch das wöchentlich meist zweimal nach der nächsten Ansiedlung verkehrende Tote-Team nach dem Kamp gebracht. Mit leerem Wagen verläßt der Teamster am Morgen das Kamp, um am Abend des zweiten Tages mit hochbeladenem Wagen wieder einzutreffen. Wird da mitunter ein kleines Schnäpsel mit in das Temperenzgebiet der Logcamps eingeschmuggelt und privatem Gebrauche zugeführt, so soll dies selbst um Mitternacht genossen nicht schaden. Derartig rastlose, anstrengende Arbeit von seiten des Kochs bringt denn auch heute noch eine angemessene Bezahlung ein, während die Löhne für alle anderen Kampleute bedeutend niedriger geworden sind als in vergangenen, guten Zeiten. In diesen betrugen die Löhne 3 bis 4 Dollars pro Mann und Tag, während sie heute zwischen 25 und 35 Dollars pro Mann und Monat variieren. Nur der Kampkoch, der im Ruf der Freigebigkeit und Geschicklichkeit steht, wird noch hoch geschätzt und kann selbst heute bis zu 75 Dollars Monatsgehalt ziehen, denn „ein guter Koch macht das Kamp", heißt es im Volkswort, und die Boys sind in dieser Hinsicht äußerst wählerisch, halten auch zusammen wie die Kletten.

Noch ein Departement gibt es in diesem kleinen Staate, das zwar mit der körperlichen und geistigen Wohlfahrt der Kampleute nichts zu tun hat, doch aber mit der Holzarbeit unzertrennlich verknüpft ist — das sind der Blacksmithshop und die Ochsentreiber. Dem ersteren ist in jedem Logcamp eine große Hütte eingeräumt, und in dieser schürt „Mr. Hephaistos" vom Morgen bis zum Abend unablässig seine Feuer, hämmert, dreht und zieht seine Eisen, aus denen Bänder und Keile, gewaltige Schrauben, mächtige Ketten und passende Hufeisen erstehen. Die primitiven Holzschlitten und Walzen, die zum Fortschaffen der Logs dienen sollen, die Werkzeuge und Griffe, die zur Arbeit der Holzfäller erforderlich sind, endlich die Tausende von eisernen Kleinigkeiten, die in einem so zahlreichen Haushalte täglich in Gebrauch stehen und abgenutzt werden, fordern gebieterisch die Anwesenheit eines tüchtigen Schmiedes bzw. mehrerer Gehilfen an Ort und Stelle. Endlich trägt auch der jämmerliche Zustand der Waldstraßen und die harte Arbeit auf ihnen, die wiederum zerbrochene Räder und Schrauben sowie zertrümmerte Ochsenjoche und gesprengte Eisenbänder liefert, dazu bei, daß die Feuer in der Blacksmithoffice nicht ausgehen.

Und nun zu jenen, die zu ihrem Geschäfte in den Kamps scheinbar den geringsten Aufwand an körperlicher und geistiger Befähigung nötig haben: zu den Treibern der Ochsengespanne. So lächerlich es nun auch scheinen mag, bei diesen Drivers von Befähigung oder Geschicklichkeit zu sprechen — so selten werden in der Tat wirklich gute Männer für diese Aufgabe gefunden und im gleichen Maße gesucht sowie bezahlt. Der Mann hat nämlich

nicht allein seine oft halbwilden Ochsen für ihren so unendlich schwierigen Beruf im Busch „einzubrechen", d. h. sie an die furchtbarsten Wege, auf denen sie, wie z. B. im Swamp, mitunter bis zum Halse einbrechen und versinken — zu gewöhnen und ihnen, welche die schwersten Logs auf den unmöglichsten Bahnen an Ketten auf bestimmte Plätze zu ziehen haben, das Verständnis für gewisse Kommandoworte beizubringen, sondern der Driver hat sie auch später in dieser ihrer Arbeit nur mit Worten zu dirigieren, so daß sie dann in gewissem Sinne selbständig schaffen, wie etwa der Elefant, der ja in Indien auch bei Bauten Verwendung findet. Er muß mit den Tieren eben sprechen können, und es ist wahrhaft erstaunlich, bis zu welchem Grade von Auffassung ganz gewöhnliche Kampochsen es bringen können. Geduld, Ruhe und Konsequenz sind die wichtigsten Eigenschaften eines Ochsentreibers im Busch, nach diesen wird er bezahlt.

In dieser Weise spielt sich das tägliche Leben und Treiben der Holzfäller und Kampleute in den Urwäldern des Nordens und Nordwestens ab, scheinbar immer gleich einförmig, wenn nicht schwere Unglücksfälle, wie sie die gefährliche Waldarbeit und das Schlagen der Waldriesen leider zu oft im Gefolge haben, diesen Miniaturstaat mit tiefer Trauer erfüllen. Nahezu sechs Monate heißt es, zeitig vor tags auf und nach den Holzschlägen ziehen, die Stämme fällen und zu Logs zerschneiden, diese wieder auf Bahnen, die schon im Herbste eigens in den Urwald gehauen worden sind (Logroads), an Ketten mit den Ochsen- und Pferdegespannen auf bestimmte Plätze zu bringen, von denen aus sie bei günstigen Schneeverhältnissen, d. h. wenn der Schnee hoch genug und gefroren ist,

weitergeschafft werden, dem River zu. Am Sonntag — wenn dieser noch nicht vergessen ist — hocken die einen im Buschparlor und spielen Karten um die Ehre, die anderen besorgen ihre Wäsche oder kaufen sich, um den Sonntag zu feiern, vom Vormann ein neues Kleidungsstück; wieder andere lesen die Bibel oder schlafen, während ein kleiner Rest mit den Fischleinen auszieht oder Fallen stellt. Ein halbes Jahr lang geht es so fort, und erst die Zeit, wo die Flußläufe eisfrei werden, bringt neues, wildes, gefahrvolles Leben in diese stillen Erdenwinkel, da es gilt, die Millionen und aber Millionen Fuß Holz auf die Wasserstraßen zu schaffen, im Wasser zu behandeln und endlich weiterzuflößen, ihren Bestimmungsorten zu. Von dieser Arbeit kehrt so mancher nicht wieder, denn die Logs und River toben um solche Zeit. Und dennoch sind die Menschen glücklich. „Die zufriedensten Tage meines Lebens" — versicherte mir ein reichgewordener Lumberman im nördlichen Wisconsin, der vor zwanzig Jahren damit begonnen — „waren jene, die ich fern von allen Menschen mit meiner Familie auf der Urwaldheimstätte zugebracht habe. Wenn ich am Morgen mit fünfzig Pfund Gepäck so nach den Kamps gewandert bin und des Nachts heimkehrte, da sind mir die Kinder entgegengelaufen, die besten Fische wurden mir gebraten, alles vor Freude, weil nun der Vater wieder da war. Wenn auch die Timberwölfe geheult haben und meiner Schneespur gefolgt sind, es hat Hirsche genug gegeben, und wir hatten keine Sorgen. Meine Frau hat mich jedesmal ein Stück begleitet und sich von mir verabschiedet, wie seitdem niemals wieder. Ich habe Geld gemacht durch den Urwald und kann heute haben, was ich will,

aber ich weiß, daß es für mich ein zweites Heim wie damals im Busch nicht mehr gibt." Das war die Überzeugung des biederen John Markle von Butternut, und so wie er denken sehr viele Backwoodsmen (Hinterwäldler) an ihre harte Pionierzeit zurück.

Gefahrvoll und hart, rauh und ernst, dem düsteren, majestätischen Charakter der verschneiten, rauhreifbedeckten Urwaldnatur angemessen, ist auch das Arbeitsfeld und der Wirkungskreis der Campboys. Jede Gefahr mißachtend, dabei leichtlebig wie die meisten Menschen, welche ihr Leben in der Einsamkeit unter Mühsal und Entbehrung fristen müssen und nur selten in Ansiedlungen kommen, hat die Mehrzahl von ihnen oft den Winter hindurch nur zu dem Zwecke so unsäglich mühsam geschafft, um im Frühjahre einige vergnügte Tage zu haben — die gleiche Erscheinung wie bei den Miners, Cowboys und Trappers. Alle drei letztgenannten Spezialitäten Nordamerikas haben ihre Biographen gefunden — die Logboys merkwürdigerweise noch nicht, obwohl auch diese zu jenen eisenfesten Männern zählen, die in und mit jenen Schätzen arbeiten, mit denen die Natur in unerschöpflichem Maße Nordamerika gesegnet hat. Und diese Schuld meinerseits mag denn hiermit an die Genossen meiner glücklichsten Jagdtage und Streifzüge in den unendlichen Waldrevieren des Nordwestens abgetragen sein.

Einzig dastehende Forst- und Wildschutzbeamte.

Dienst-Instruktion der Kommandantur der „Northwest Mounted Police" zu Regina (Canada) an den Inspektor dieser Truppe, A. M. Jarvis, 21. Dezember 1896.

Das Departement hat beschlossen, in der nächsten Zeit eine kleinere Abteilung in die Gegenden von Athabaska bzw. dem Großen Sklavensee zwecks Bereisung sowie Besichtigung beider Distrikte auszusenden, und Sie sind für diesen Dienst ausgewählt worden.

Sie haben auf dieser Reise, welche Sie ungefähr über 3200 (engl.) Meilen führen wird, einen allgemeinen Überblick über den Gesamt-Distrikt zu gewinnen und im besonderen alle Erkundigungen einzuziehen sowie Nachrichten zu sammeln, die für das Departement von Wert sind. Besonders haben Sie Ihr Augenmerk auf den Mißbrauch von Alkohol zu richten, der an die Indianer sowohl verkauft als auch auf dem Wege des Tauschhandels ungesetzlicher Weise geliefert werden soll.

Ferner sind zu beobachten und festzustellen: Ansiedler, die in den letzten Jahren nichts getan haben, um große Waldbrände zu verhüten, und Leute, die wertvolle Pelztiere (fur animals) mit Giftbrocken umbringen; weiter haben Sie so genau wie möglich die Erträgnisse der drei Fischerei-Etablissements (Salm-

konservenfabriken) in diesem Distrikt, ferner die ungefähre Höhe des Gesamtwertes der brauchbaren und leicht fortzuschaffenden Holzbestände in den von Ihnen zu bereisenden Gegenden zu schätzen, weiter die Landstriche zu begutachten, die sich für Besiedelung eignen, und das Quantum sowie die Qualität einer dort zu erwartenden Heuernte festzustellen. Sie haben ferner auf die Zu- oder Abnahme von Pelztieren sowie sämtlichen großen Nutzwildarten auf das genaueste zu achten und ganz besonders eingehende Nachforschungen zu pflegen über die Zahl der wildlebenden Bisons, weshalb sämtliche Handelsposten und Trapperkamps in weitem Umkreise des alten Verbreitungsgebietes der Bisons von Ihnen persönlich zu besuchen sind.

Von verschiedenen Seiten ist hierher berichtet worden, daß die Zahl der Biber gerade in diesem Distrikt sehr rasch abnimmt, weil die Händler für die Bälge von jungen Tieren nahezu ebensoviel bezahlen, wie für die von ausgewachsenen. Gehen Sie diesen Berichten auf den Grund, prüfen Sie deren Wahrheit und stellen Sie etwaige Mißstände sofort ab. Das Gleiche gilt für den Handel mit Häuten von ungeborenen Moschusochsenkälbern, der seit dem Vorjahre arg zugenommen haben soll. Setzen Sie sich zu diesem Zweck mit allen Jägern, Trappern und den Chiefs der frei jagenden Indianer in Verbindung und schärfen Sie den Leuten die Wichtigkeit der neuen Wildschutzgesetze nachdrücklichst ein. — Vor einiger Zeit sind Gerüchte über mehrere Mordtaten in den nicht organisierten Territorien zu uns gedrungen. Forschen sie ersteren nach und gehen Sie, wenn notwendig, augenblicklich gegen offenkundige Täter in jeder

Weise vor, die Sie der Sachlage entsprechend für angemessen halten. Sie wissen, daß Sie weit ausgedehnte richterliche Befugnisse haben, die Sie von Fall zu Fall nach Gutdünken auszuüben berechtigt sind, doch sollen Sie bedenken, daß sowohl viele Indianer als auch frisch Eingewanderte die neuen gesetzlichen Bestimmungen noch nicht kennen und die eine oder die andere daher unabsichtlich verletzt haben mögen. In Berücksichtigung dieser Umstände wird es ratsam erscheinen, kleinere Vergehen nicht gleich mit Gefängnisstrafe zu ahnden, sondern anstatt solcher Geldstrafen zu verhängen und den Betreffenden eine längere Frist zu gewähren, um sie zu bezahlen. Der Erfolg Ihrer Reise hängt hauptsächlich ab: von Ihrer Energie, Ihrem Takt und Ihrem selbständigen Urteilsvermögen — drei Eigenschaften, die Sie ja besitzen, wiederholt bewiesen haben, und an die Sie das Departement daher kaum besonders zu erinnern braucht. Da ein sehr weiter und anstrengender Weg vor Ihnen liegt, hat Ihre Abteilung die teueren Schlittenhunde soviel wie möglich zu schonen und die Reise, wo immer dies angeht, zu Fuß auf Schneeschuhen zurückzulegen. Sie selbst haben ein sehr genaues Tagebuch zu führen, mit jeder erreichbaren Gelegenheit kurze Berichte hierher zu senden und in der kürzest möglichen Zeit wieder zurück auf Ihrem Posten zu sein. Die Wahl des Rückweges überläßt das Departement Ihrem Ermessen, rät Ihnen jedoch, über Isle de la Crosse und Green Lake zurückzukehren, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß der See und der Fluß eisfrei sind. Sie werden am Fluß genug taugliches Holz finden, um ein großes Boot zu bauen und mit Ihrer Abteilung unter Umständen auf

dem langen Wasserwege zurückzukehren. Wir erwarten Sie auf Ihrem Posten spätestens Anfang Juni des nächsten Jahres und geben der Hoffnung Ausdruck, daß Sie mit Ihrer Abteilung gesund zurückkehren werden . . .!

L. W. Herchmer, Kommandant.

Soll dies etwa die Einleitung zu einer Erzählung bilden oder das erste Kapitel zu einem Jules Verne recht ungeschickt nachempfundenen Roman? wird wahrscheinlich mancher Leser, der in der Behaglichkeit der Zivilisation Deutschlands oder Österreich-Ungarns das Vorstehende liest, kopfschüttelnd fragen . . .! Nein — das Vorstehende bildet vielmehr den kurzen und bündigen Wortlaut einer Dienst-Anweisung, die ein Inspektor der berühmten Northwest Mounted Police Kanadas, mein guter Mr. A. M. Jarvis, am 21. Dezember 1896 von seinem vorgesetzten Departement erhielt und die den Stempel der Kommandantur trug. Sie soll ja bloß einen in diesen Gegenden ganz gewöhnlichen Patrouillengang oder eine Dienstreise vorbereiten, die den Mann allerdings den Winter hindurch durch die wilden Gebiete Kanadas und des Nordwest-Territoriums führt, über eine Strecke, die ungefähr jener zwischen Antwerpen und Konstantinopel oder der zwischen Hamburg und Madrid gleich kommt.

Mein guter Inspektor Jarvis tritt diese alljährlich wiederkehrende, wenn auch jedes Jahr nach anderen Gegenden führende Reise mit vier Hundeschlitten (zusammen siebzehn Hunden und vier Begleitern) bereits am 28. Dezember an, mit gar keinem Spektakel und viel weniger Aufhebens, als so mancher macht, der hier auf eine Hasenjagd, zwei Stunden weit von der Residenz, auszieht —

und kehrt im Mai des folgenden Jahres wiederum auf seinen Posten zurück, um sich den Sommer über auszuruhen und sich sowohl als auch seine Mannschaften und vierläufigen Begleiter zu stärken für neue Dienstreisen. Die Northwest Mounted Police, jene berühmte Schutztruppe Kanadas, besitzt aber nicht bloß einen Inspektor, sondern deren etwa sechzig, von denen jeder alljährlich seine Dienstreisen zu unternehmen hat. Von letzteren, ferner von den Gebieten, durch die sie führen, von den Waldungen und Wildständen, die sie beherbergen, von den Leistungen der auserlesenen Mannschaften und von dem, was diese auf ihren Fahrten gelegentlich erleben, soll im folgenden die Rede sein. Unter den Leuten lebt so manch „verdammt braver" Bursch, der Jahr für Jahr mehr erlebt als sämtliche heute tätigen Polarforscher, Hochseefischer, Kohlengrubensucher und Eisbärenjäger zusammen. Jene Beamten schreiben — außer ihren dienstlichen Tagebüchern, die in den Reports der Northwest Mounted Police, welche der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind, gedruckt werden — keine Bücher, haben auch keine Gelegenheit, Trophäen-Ausstellungen zu beschicken und zu besuchen, doch stehen sie im praktischen Dienst eines großartigen Kulturgedankens, der aus Urwaldwildnissen bewohnbare Heimstätten für Menschen zu schaffen bestrebt ist; sie hüten heute jene unermeßlichen und von der übrigen Außenwelt heute noch nicht einmal geahnten Naturschätze jeder Art, die der „Große Geist" dort erschaffen hat, für kommende Geschlechter: den Wald und die Wildstände, die Fischwässer und das wertvolle Gestein, „die Wälder und die Felder, die Jäger und die Jagd . . ."! Das alles und noch

mehr besorgt die Northwest Mounted Police — treu, einzig ihrem Dienste ergeben, verwachsen aufs engste mit jener wildesten aller heute noch vorhandenen Welten, die dieses Elitekorps notwendig machte und „zur Pflicht rief . . .“! In den Fachzeitungen wird heutzutage jedes winzige Revierlein, jedes — verzeihen Sie das harte Wort: „Hosenriemen-Land“ (so schmal ist mancher Jagdgrund) ausführlichst beschrieben, genauest mit Baumbeständen, „künstlich angelegten“ Remisen, Fütterungen, Salzlecken, Quellen, Parzellen, Enklaven, streitenden Bauern und wildernden Hunden; fast jedes einzelne Stück künstlich aufgepäppelten Wildes ist numeriert, kommt da und da und dort und dort zum Abschuß und — verkauft wird vom edlen Hirsch bis zum Hasen, vom Urhahn, der längst kein urwüchsiger mehr ist, bis zum Rekord-Rebhühner-Abschuß alles, was Haare oder Federn auf dem Leibe trägt . . .!

Weidwerk in altem, deutschem Sinne? Dummes Zeug! Geldbeutel, Trophäenschießerei, Ausstellung und Renommage, Renommage und Ausstellung — Jagdindustrie, aber kein „Weidwerk“ — wie wir es noch gelernt und geübt haben und gottlob noch üben werden — echte, freie Jagd auf wirkliches Wild, das noch nichts weiß von Grenzsteinen, die alle fünf Minuten lang stehen, von bäuerlichen Anstandslöchern“ (ich entnehme diesen entschieden hübschen Ausdruck mehreren Artikeln in der jagdlichen Fachpresse), von Petroleumlappen und schnapsduftenden Treibern, von Köchinnen und Musik und Fahrgelegenheiten und Trinkgeldern und Euer Hochwohlgeboren oder Euer Gnaden . . . . . well: Lassen Sie uns doch endlich einmal von was anderem

hören! Echtes Weidwerk, das gibt's ja noch heute, und daß es möglich ist, dafür sorgt jene in ihrer Art einzig auf der Welt dastehende Schutztruppe, die Northwest Mounted Police Kanadas, des Nordwest-Territoriums sowie jener Gebiete, die irgendwo da oben im Nordwesten der Neuen Welt liegen und vielleicht noch nicht einmal offiziell „getauft" sind!

Nach der herkömmlichen und in allen Fachzeitungen gebräuchlichen Schablone, erst die Beschreibung des Revieres und seiner Wildstände — dann die Hüter beider — dann sehr lange nichts, und ganz am Schluß — die Jäger.

Kanada enthält die Jagdgründe der Zukunft; es ist noch heute ein sehr wenig bekanntes, kolossal ausgedehntes Ländergebiet, von dessen Ausdehnung sich der Mitteleuropäer am besten eine Vorstellung machen kann, wenn er eine gute Landkarte betrachtet, neben diese die neueste Ausgabe eines Konservations-Lexikons legt und aus beiden ersieht, daß Kanada größer ist als ganz Europa, größer als die Vereinigten Staaten von Nordamerika, dabei aber noch nicht einmal fünf Millionen Einwohner zählt, von denen sich noch dazu gut vier in der östlichen Hälfte des Landes, in denen die wenigen großen Städte liegen, zusammendrängen. „The big and far and wild Northwest" trägt seinen Namen nicht umsonst. Daß dort noch Platz ist für echtes und freies Wild, daß einer dort das von mir so unendlich geliebte und hier in der Zivilisation leider so oft gehörte Wort „Grenze" nicht kennt, daß es dort noch ein freies und echtes Weidwerk geben wird, wenn die Urwaldungen in den Vereinigten

Staaten und Europa dereinst — vielleicht auch bald — die Papiermühlen und Zündhölzerfabriken verschlungen haben, das mag der Hinweis auf die geographischen Behelfe andeuten.

Von den Ufern des Lake Superior aus reckt in nördlicher und nordwestlicher Richtung eine unermeßliche Waldnatur ihren Riesenleib hin über die Erde, um Land und Gebirge, Ströme, Flußläufe, Bäche und stilles Binnengewässer ganz gleichmäßig zu überziehen oder zu umrahmen. Ungefähr drei Millionen Quadratmeilen (engl.) weit und breit und tief, erfüllt dieses Wäldermeer weitaus den größten Teil Kanadas und jene Welt, die so recht allgemeinhin Nordwest-Territorium heißt, weil man für sie noch keinen besseren Namen gefunden hat — setzt sich dann jenseits der Felsengebirge weiter fort und verläuft an den Gestaden des Stillen Meeres bzw. irgendwo in den Eisregionen Alaskas. Von der Ausdehnung dieser Waldungen vermag sich einer überhaupt nur dann eine ganz kleinwinzige Vorstellung zu machen, wenn er in Minnesota oder Nord-Dakota von der Vereinigte-Staaten-Seite aus die kanadische Grenze überschreitet, dort zu Fuß, zu Pferde oder im Kanoe etliche hundert (engl.) Meilen weit in den Busch vordringt und schließlich, wieder in die Zivilisation zurückgekehrt, auf der Übersichtskarte finden muß, daß er kaum den *alleräußersten Rand* jener Waldwelt zu sehen bekommen hat! Aber er konnte sie wenigstens ahnen, die urwüchsige, die titanenhafte Lebenskraft, die sich dort aus jedem Baumbestand, jeder Gesteinbildung, jedem Wasserfall und jedem Waldfeuer kundgibt, die sich ausprägt in jedem Wildkörper, jeder Geweihbildung, jedem Gebiß und jedem Menschen.

Er durfte einen Blick tun über seine staatliche Grenzlinie, die zwar Menschen gezogen haben, die aber lediglich den Anfang eines Gebietes oder besser gesagt: eines Weltteiles für sich bezeichnen, dessen Erschließung erst kommenden Jahrhunderten vorbehalten sein wird. Es ist natürlicherweise keine leichte Aufgabe, den deutschen bzw. österreichischen Weidmann, in dessen Leben ja das Wort „Grenze" eine so hervorragende Rolle nach jeder Richtung hin spielt, mit so ungemessenen, freien Verhältnissen, bis ins Unendliche ausgedehnten Räumlichkeiten und Entfernungen vertraut bzw. sich ihm gegenüber verständlich zu machen; doch will ich letzteres — der Sache wegen — durch naheliegende Vergleiche wenigstens versuchen. In der deutschen Jägerwelt spielen in den letzten Jahren die sogenannten großen „Urwaldreviere" in den ungarischen und siebenbürgischen Karpathen eine hervorragende Rolle. Non plus ultra heißt es, wohin man kommt. Auch in meinem Leben haben sie das einmal getan — ebenso wie die Gebirgsverhältnisse der nördlichen bzw. mittleren Balkanhalbinsel, und zwar zu einer Zeit, da noch kein einziger deutscher Jäger daran dachte, diese Jagdgründe überhaupt aufzusuchen.

Ich hatte eher Gelegenheit als jeder andere von den Modernen, sowohl die räumliche Ausdehnung der Karpathen- bzw. Balkanreviere als auch ihre Wildstände kennen zu lernen, da ich beide zu einer Zeit frei zu durchstreifen überreich Gelegenheit hatte, in der man dort noch nichts wußte von Fremdenindustrie, noch nichts von Fahrwegen und eingerichteten Birschgelegenheiten oder deutsch sprechender Führung, von Eisenbahnen gar nicht zu reden. So habe ich im Winter von 1885 zu 1886 ganz

Bosnien und die ganze Herzegowina zu Pferde durchquert, von Westen nach Osten, von Osten nach Süden und von Süden wieder hinauf nach Norden, im Sattel und zu Fuß — damals gab es eben noch keine Eisenbahn, die von Sarajewo bis zur Adria führte; habe ich doch ferner in den letzten achtziger Jahren monatelang so manches Karpathenrevier durchzogen, und mir damals auch immer vorgestellt, daß die wildesten, größten und ursprünglichsten Reviere auf dem rot-weiß-grünen Globus zu suchen seien, und doch und doch . . . . .!

Die ganze Balkanhalbinsel nebst dem ganzen karpathischen Waldgebirge, das den Lehrbüchern nach bei Preßburg anfängt und unten an der Donau beim Eisernen Tor endigt, würde sich wie ein winziges Fleckchen ausnehmen, setzte man sie hinein in jene kanadische Waldwildnis, die eben größer ist als ganz Europa, größer als die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und dabei noch nicht einmal fünf Millionen Einwohner zählt — also kaum so viel, wie zwei Weltstädte, beispielsweise Berlin und London, zusammengenommen. Aus diesen vergleichenden Angaben wird sich der deutsche Leser wohl am besten ein Bild der in Rede stehenden Reviergelegenheit zu machen imstande sein, und wenn ich dem Gesagten hinzufüge, daß von den 3½ Millionen (engl.) Quadratmeilen, die Kanada umfaßt, mindestens 1¼ Million noch vollständig unerforscht sind, daß da hunderttausende Quadratmeilen Waldlandes liegen, die an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts noch keines weißen Jägers Fuß betreten hatte — nicht etwa deshalb, weil alle diese Gebiete in arktischen Regionen liegen, sondern darum, weil die dort spärlich vertretene

Bevölkerung noch nicht so weit vorzudringen braucht, dort einfach nichts zu suchen hat, so wird sich der Leser wenigstens ein einigermaßen richtiges Bild der allgemeinen Revierverhältnisse machen können. Und um ein solches ist es mir hier vor allem zu tun. Doch hat auch die kanadische Waldwelt ihre Grenzen, und an dieser Stelle kommt zunächst jene in Betracht, welche die Menschen gezogen haben: das ist aber die südliche, welche die Boundary gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet. Auf dieser Grenze, etwa von den Ufern der großen Seen quer durch das Riesenland und bis hinauf in den äußersten Nordwesten an den Yukon-River und tief hinein in das neu entdeckte nordische Goldland, dort über eine Entfernung von vielen tausenden (engl.) Meilen, verteilt die ganze Grenze entlang an wichtigen Übergängen, an Flüssen, Strömen, Bächen und Gebirgspässen, kurzum überall, wo sie notwendig sind, in der einsamsten Wildnis und für den Landfremden erst, wenn er unmittelbar vor ihnen steht, kaum merkbar, kleine, fortähnliche Blockhäuser; und diese bewohnen, solange sie daheim sind, die Mannschaften der Mounted Police, wie ihr offizieller Titel lautet, der Mounteds bzw. der M. P., wie sie jene nennen, die ihre persönliche Bekanntschaft gemacht haben und mit ihnen zu tun hatten. Der Name muß einen ganz merkwürdig vielseitigen Klang haben, so weit der große Nordwesten Nordamerikas reicht. Von den Ufern des Lake Superior angefangen, quer durch die wildeste Waldwelt sowie den Längstälern des Felsengebirges entlang, bis hoch hinauf an die Grenze Alaskas und von den Steilküsten des Pacific wiederum nach Norden und Osten durch die noch heute unvermessenen

Gebiete zurück bis an die allerletzten Stationen der H. B. C. (Hudsons Bay Company) im Nordwest-Territorium. So umfaßt der Kordon der Mounted Police einen ganzen Weltteil, denn er reicht von einem Weltmeere bis zum andern, richtiger ausgedrückt: er umfaßt den Rand dieser ungeheuren wilden Riesenwaldwelt vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen Meere. Was dreitausend Menschlein — so stark ist die Mounted Police Force und alles, was mit ihr zusammenhängt, heute etwa — dort zu tun und zu beaufsichtigen haben, wo es bloß Wildnis gibt und in dieser nur etliche Millionen Menschen . . . . ? wird mancher mit Recht fragen, und ich will ihm darauf Antwort geben.

„Die M. P. kann alles und muß noch mehr als alles können . . . .", sagt ein Wort, das eisenharten Klang hat und verbreitet ist, so weit die wilde Welt des Nordwestens reicht.

M. P., die zwei Anfangsbuchstaben von Mounted Police, die auf einem kleinen Silberschilde stehen, legitimieren ihren Träger überall, sie bringen aber auch die schwersten Pflichten mit sich, sie erwecken ebenso Vertrauen, wie sie — gefürchtet sind. Denn die Tätigkeit dieser Leute ist eine außerordentlich angestrengte und vielseitige.

Die Vereinigte-Staatengrenze entlang fürchtet die M. P. der Pferdedieb und Viehschmuggler ebenso wie jeder andere flüchtige Verbrecher aus irgend einem Teile der ganzen übrigen Welt. Die Kordonstationen sind auf der ganzen Linie durch die Wildnis mit einem Draht verbunden, und jeder Angehörige dieser Truppe telegraphiert. Weiter im Innern des Landes zittert sowohl der Raubschütze vor ihnen, der Fallensteller, der, modernen

Rezepten folgend, wertvolle Pelztiere mit Giftbrocken vom Leben zum Tode zu befördern und dadurch rascher zu arbeiten sucht, als dies andere Leute in der althergebrachten, gerechten Weise tun, sowie der Mann, der sein Lagerfeuer nicht sorgfältigst austritt und durch solche Nachlässigkeit die verhängnisvollen Waldbrände heraufbeschwört — und doch sind auf der anderen Seite sämtliche ordnungsliebenden Elemente der Menschheit, die dünn genug gesät jene Landstriche bewohnen oder die dort umherziehen, im großen wie im kleinsten in jeder Beziehung auf die M. P. angewiesen. Menschen, die aus der Zivilisation in die Wildnis kommen, sind ja unbeholfen wie kleine Kinder. Da hat die M. P. aufzupassen — sie kann ja alles oder genießt doch den Ruf, alles zu können. Der Indianer bezieht durch sie das Geld und die Rationen, welche ihm die Regierung liefert, wenn der Stamm erst einmal gefunden ist, was sehr häufig Zeit und Ortskenntnis in Anspruch nimmt; der ansiedelungslustige Weiße erhält Farm und Holzland durch sie zugeteilt, jeder Reisende, der auf gesetzlichen Pfaden wandelt, kann sich getrost auf ihre Posten stützen, die vielfach weit und breit die einzigen menschlichen Behausungen in jener ungeheuren Wildnis vorstellen, und der Weidmann mag ihnen den höchsten Dank zollen; denn sie verhindern, daß die heute noch enormen Wildstände Kanadas jener wahnwitzigen Vernichtungswut zum Opfer fallen, die beispielsweise die Bisonherden auf amerikanischer Seite vom Erdboden hinweggefegt hat. Spezialaufgaben der M. P. mag man aus dem eingangs erwähnten schriftlichen Auftrag ersehen, der in ähnlicher Form, mehr oder weniger, jedem Inspektor dieser Truppe alljährlich vor seiner Reise zuzugehen pflegt.

Welche Wildstände beherbergen nun diese unendlichen kanadischen Waldreviere, und in welcher Art werden diese wie jene geschützt?

Die entlegensten, unwegsamsten und der großen Welt eigentlich kaum dem Namen nach bekannten Gebiete des kanadischen Nordwest-Territoriums beherbergen heute noch*) jene für Nordamerika so charakteristische und typische Wildart, die noch vor dreißig Jahren in Herden von Millionen auf den Prärien und Plains der Vereinigten Staaten frei umher „grasen" konnten: den Bison oder Buffalo. Da nun über die Existenz der kanadischen Bisons selbst in wissenschaftlichen Kreisen nur sehr wenig bekannt ist, anderseits in der Jägerwelt häufig die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet werden, so halte ich es für angemessen, an dieser Stelle, gestützt auf die allerneuesten Mitteilungen sowie Quellen, wie sie nicht jedem zugänglich sind, den heutigen Stand der Bisonfrage festzustellen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist der freilebende Bison so gut wie ausgerottet. Die etwa 300 Köpfe starke Herde, welche sich nach den Massakres der achtziger Jahre in den Yellowstone-Park gerettet hat und hier, durch eigene Kavalleriekommandos bewacht, gewissermaßen als „Nationalwild" erhalten werden sollte, ist heute bis auf 20, höchstens 25 Stück zusammengeschossen worden. Für das Haupt, für die zum Ausstopfen geeignete Decke und für das Skelett zahlen die Naturalienhändler bis zu 400 Dollars, und was einen solchen Betrag auf

*) Dieser Aufsatz wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben; auf die Jetztzeit passen obige Ausführungen nicht mehr. Es wird gebeten, den Zusatz des Herausgebers auf Seite 93 und 94 zu beachten.

und im Leibe frei mit sich herumträgt — das lebt nicht lange im Lande der Freiheit, in den Vereinigten Staaten .. So erklärte mir wenigstens einer der verwegensten und geriebensten Poachers (Raubschützen) in einer vertraulichen Stunde, die ich mit ihm am Lagerfeuer am Rande des Parks zugebracht habe. Jedenfalls hat die gelegentlich des Winters 1901 bis 1902 vorgenommene „Volkszählung" im Park nur mehr 8 Kühe, 5 Stiere und 5 Kälber resp. die Schneefährten von 3 oder 4 anderen einzelnen Stücken (Stragglers) ergeben.

Damit ist das Schicksal dieser Herde eben besiegelt. Wäre man imstande, für Dollar-Bills lebendige Buffaloes heute noch ebenso zu kaufen, wie man dies bei anderen Wildgattungen machen kann, so stände die Sache wahrscheinlich anders. Doch haben es selbst die Amerikaner noch nicht so weit gebracht, für Geld alles das lebendig zu machen, was in der wahnsinnigsten Weise hingeschlachtet worden ist. Auch die zweite kleine Herde, deren Zahl ich in meiner Monographie „Der nordamerikanische Bison" 1901 noch mit 20 Köpfen angeben konnte und die im „Lost-Park" (Colorado) ein unstetes Dasein führte, ist binnen Jahresfrist auf wenige Köpfe zusammengeschossen worden. Genaue Angaben über die heutige Zahl der dort noch lebenden Bisons lassen sich schon aus dem einfachen Grunde schwer oder gar nicht machen, weil die Leute, die um ihren Aufenthalt wissen, sie gewissermaßen als ein ihnen gehöriges Kapital betrachten, von dem sie zehren. Einem Outsider würde ich es kaum raten, den Wechsel der dort hausenden wilden Elemente zu kreuzen ..! Ich kann hier nur so viel verraten, daß im August 1901 der staatliche Wildschutzbeamte Harris in Buena Vista

(Colorado) die drei Präparatoren F. W. Bartlett, C. Bartlett und E. Webb, die gleich drei Bisons geschossen hatten, nach der umständlichsten Verfolgung verhaftet und der Bestrafung zugeführt hat.

Harris erzählte mir, daß sich heute im Lost-Park kaum mehr Bisons befinden als 3 Kühe und 2 Stiere. Über die seinerzeit von mir in den Panhandle-Wildnissen von Texas angegebenen 20 Stück Buffaloes fehlen mir zuverlässige neuere Daten gänzlich, doch glaube ich auf Grund von Gesprächen mit den bekanntesten Naturalienhändlern in den Vereinigten Staaten annehmen zu dürfen, daß auch dort nur mehr etliche Eingänger frei umherstreifen. Alle übrigen dürften heute sehr ruhig, still, starr und steif in den Glaskästen von verschiedenen Museen stehen. Ein Mehr darüber zu sagen, ist nicht möglich, weil auf das Erlegen eines Bisons in den Vereinigten Staaten heute noch 2 Jahre Zuchthaus stehen, und man nicht aus der Schule plaudern soll. Ein gänzlich anderes Ding ist es mit jenen Bisonrudeln, die noch gegenwärtig im kanadischen Nordwest-Territorium wild und frei ihre Pfade ziehen. Es berührt einen Kenner der einschlägigen Verhältnisse so eigentümlich, wenn er die Worte gedruckt liest, die William T. Hornaday 1899 hinauszurufen den Mut fand. Der Genannte, gegenwärtig Direktor des Zoologischen Gartens in New York, schrieb nämlich folgendes: „Die Hauptschuld, daß der Bison in den Vereinigten Staaten schon heute so gut wie als ausgerottet zu betrachten ist, trägt der Umstand, daß wir eine republikanische Regierungsform besitzen; hätten wir eine Monarchie, so wäre das Hinschlachten der Bisons einfach unmöglich gewesen . . .“ Sapienti sat!

Ich brauche mich, die freien Buffaloes in Kanada betreffend, heute glücklicherweise nicht mehr auf jene Angaben zu berufen, die im Jahre 1888 Dr. Schulz und die Leute der Hudsons Bay Company vor dem kanadischen Senat, in dem die Bisonfrage besprochen wurde, machten. Denn gerade in den letzten zwei Jahren hatte ich reiche Gelegenheit, mit jenen Leuten in Verbindung zu treten, welche die einzigen sind, die über die Standorte und die Zahl der heute im Nordwest-Territorium frei und ungehindert lebenden Bisons Auskunft zu erteilen vermögen.

Das sind aber die Mannschaften und Inspektoren der Northwest Mounted Police, die das Verbreitungsgebiet „ihrer" Bisons (die Buffalorange) zu besuchen haben und die Verhältnisse so genau kennen wie gar kein anderer. Durch persönlichen Verkehr mit den Genannten bin ich in der angenehmen Lage, folgende Mitteilungen zu machen. Das Verbreitungsgebiet der Wood-Buffaloes (Waldbisons), wie sie dort oben heißen, reicht gegenwärtig von Peace Point bis zum Salt River und von den mit armseligen Weiden bestockten Ufern dieses Flusses bis etwa 20 (engl.) Meilen in die Umgebung von Fort Resolution am Großen Sklavensee. Alles im Nordwest-Territorium. Genaue Schätzungen der dort umherweidenden Rudel — Herden sind es längst nicht mehr — sind kaum möglich, weil das Gebiet ein zu großes und zu weit entferntes ist, die Leute der M. P. im günstigsten Falle nur einmal im Jahre dahin kommen und auch dann so nebenbei anderes zu tun haben, als die Schneefährten der Bisons zu zählen. Überdies wechseln die Wintereinstände der einzelnen Rudel je nach der Ausgiebigkeit des Schneefalles und anderen Faktoren — wie dem

Gedeihen des Graswuchses und dem Zutagetreten natürlicher Salzlecken — sehr bedeutend. Immerhin schätzt beispielsweise der Inspektor der M. P. Jarvis die Anzahl der über die vorhin genannten Gebiete verbreiteten Bisons noch im Jahre 1897 auf etwa 300 Stück, denen er eine ungefährdete Zukunft prophezeit, und persönliche Berichte, die mir 1900 zugingen, sprechen sogar von über 500 Köpfen. Einzelne Bisons werden wohl geschossen — gewöhnlich von Leuten, die ihr Leben lang in den unwirtlichsten Gegenden des Territoriums zugebracht und weder von der Existenz eines Jagdschutzgesetzes eine Ahnung, noch einen Mann der Mounted Police zu Gesicht bekommen haben. So streckte im Juli 1896 ein Deutscher Namens Andreas Pische in den Birch-Mountains einen Stier, und vier Bisonkühe wurden in derselben Gegend von Indianern erlegt, und auch von dem damals auf 33 Köpfe geschätzten Peace-Point-Rudel fielen gegen Ende November 1896 drei Stücke unter den Kugeln der Indianer. Doch wurde ausdrücklich festgestellt, daß alle diese Stücke von Leuten geschossen wurden, die erstens Hunger hatten, zweitens Wildbret für ihre eigene Nahrung brauchten und drittens keinerlei anderes Großwild antreffen konnten. Und der Majestät des Hungers räumt selbst das kanadische Jagdschutzgesetz einen sehr präzise gefaßten Ausnahmeparagraphen ein. „Die Leute haben sowohl das Wildbret als auch den Talg der Tiere verbraucht, kein Bröselchen verwüstet — and that's settles it", so lautet der Rapport. Natürlicherweise würden auch diese Bisonrudel in absehbarer Zeit verschwinden, denn unter der zahlreich verbreiteten internationalen Menschensorte, die bei Gott nicht mehr weiß, was sie mit ihren Geldern

anfangen soll, gibt es sicherlich so manchen „spleenigen Engländer“ — übrigens vielleicht auch andere —, die Tausende für den „Ruhm“ ausgeben würden, einen letzten oder womöglich gar den allerletzten des Bisonstammes auf die Decke gelegt zu haben. Und ich glaube, daß sich mehr als ein Händler im Dollarlande für die sichere Aussicht, durch den Verkauf etlicher Bisondecken nebst Skeletten etliche Tausende zu verdienen, zwar nicht gerne, aber doch ein Jährchen einsperren ließe! Doch ist eben nur einer verschwindend geringen Zahl von Menschen vom Vorhandensein der Wood-Buffaloes in unseren Tagen überhaupt etwas bekannt, noch viel weniger Leute haben eine Idee von der Lage und Ausdehnung dieser urwüchsigen Waldgebirgswildnis bzw. von den Ständen der Rudel, und die Aussichten, irgendwelche nennenswerten Trophäen aus diesen weltfernen Gebieten auch nur bis an den ersten Posten der Zivilisation zu bringen, sind verschwindend geringe, weil die vorgeschobensten Posten eben von den Mannschaften der Mounted Police bewohnt und gehalten werden, die überdies noch jede, auch die kleinste, Bahnstation schärfstens kontrollieren. Selbst das Angebot eines Vermögens in bar würde kaum einen einzigen Mann dieses Elitekorps zur Vorschubleistung bewegen, weil sich dieses Korps durchaus aus Männern zusammensetzt, die — ganz abgesehen von ihrer sprichwörtlichen Unbestechlichkeit — die sogenannten Kulturgenüsse längst vergessen, die wildeste Welt zu ihrer zweiten besseren Heimat erwählt und in dieser gar keine Gelegenheit haben, Geld oder Gelder standesgemäß loszuwerden. Derart hätte also selbst der allerpassionierteste Sportschütze nichts von seinem Schuß auf einen Bison,

der Naturalienhändler hätte bloß die enormen Kosten einer Sammelexpedition zu tragen, und das modernste „Jagd-Kommissions-Bureau" würde dort sehr schlechte Geschäfte machen.

Einen einzigen, sehr schmalen und sehr beschwerlichen Weg, einen Bison nicht nur zu schießen, sondern auch herauszubringen, mag es geben, doch ist er nur von jemandem zu gehen, der sehr viel Zeit hat, etwas riskieren will und — schweigen kann! Alle die angeführten Umstände scheinen mir die Sicherheit der freien Bisons im kanadischen Nordwestterritorium noch auf etliche Jahrhunderte hinaus zu garantieren; ob diese guten Aussichten der in Kanada im allgemeinen bestehenden strammen Ordnung zuzuschreiben sind, will ich hier unerörtert lassen. Ebensowenig vermag ich an dieser Stelle jener Frage näher zu treten, die seit Jahren in der Fachpresse häufig erörtert worden ist und die zoologische Trennung zwischen dem Präriebison und Waldbison (Wood-Buffalo) betrifft. Über diesen Punkt sind viele unrichtige Annahmen verbreitet, über die ich ein andermal sprechen will. Sicher ist eins: wären die Mannschaften und Stationen der Northwest Mounted Police nicht vorhanden, wäre der Schutzdienst, den sie ihren Jagdgründen selbstlos widmen, nicht so vorzüglich organisiert, und täten die Leute nicht in so beispiellos musterhafter Weise ihren Dienst, wie sie ihn tun — Kanada hätte sicherlich keinen einzigen freien Bison mehr, und auch jene Bestände anderer Großwildarten, von denen man sich in der zivilisierten Welt keine Vorstellung zu machen vermag, wären längst dezimiert.

Zusatz des Herausgebers. Als der ehemals so reiche Bestand an wildlebenden Bisons in Nordamerika fast ganz der Ausrottung durch Menschenhand anheimgefallen war, besann man sich in den Vereinigten Staaten noch in letzter Stunde und sagte sich, daß es einer großen Nation unwürdig sei, ein so hervorragendes Glied der freilebenden Tierwelt verderben und verschwinden zu lassen. Nachdem bereits von den Regierungen der verschiedenen in Betracht kommenden Staaten strenge Schongesetze für die noch vorhandenen spärlichen Reste an Bisons erlassen sowie verschiedene Reservationen für diese und eine Anzahl anderer selten werdender Wildarten geschaffen worden waren, bildete sich eine der Erhaltung der Bisons gewidmete „Bison Society", die zunächst eine möglichst genaue Statistik der überhaupt noch vorhandenen Bisons aufstellte und sodann Gelder zusammenbrachte, um aus Privathänden Bisons aufzukaufen und der Regierung zum Aussetzen zur Verfügung zu stellen. In Montana wurde ein 28 (engl.) Quadratmeilen großer, den Flathead-Indianern abgekaufter Bezirk eingegattert und mit einer Herde von einigen 40 Bisons, die mit den durch die „Bison Society" zusammengebrachten Geldern angekauft worden waren, besetzt. Hierzu kam noch über ein Dutzend geschenkter Exemplare. Die Größe jener Reservation und ihre Eigenschaften in bezug auf Bodenbeschaffenheit, Nahrung und Klima machen es so gut wie sicher, daß sich dort die Bisons nicht nur halten, sondern auch vermehren werden. Das gleiche ist von anderen Herden zu erwarten, so daß das Schicksal des Aussterbens der prächtigen Tierart jetzt wohl als abgewendet gelten darf. Die stärkste noch vorhandene und freilebende Herde

befindet sich in Kanada am Peace-River. Sie wurde von der kanadischen Regierung aus Privatbesitz angekauft. Andere stehen auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten, und eine ganze Anzahl kleinerer Herden befinden sich in Privatbesitz. So ist die Hoffnung berechtigt, daß es gelingen wird, den Bison, dieses Charaktertier der nordamerikanischen Fauna, dauernd zu erhalten und sich vermehren zu sehen. Ganz freie, nicht geschützte und bewachte bzw. nicht in Reservationen untergebrachte Bisons dürfte es jetzt kaum noch geben; aber jene Schonreviere sind so ausgedehnt, daß sie für das Gedeihen der Bisons dasselbe leisten wie die freie Prärie.

Ein Robinsonleben am Mississippi.

Wenn auch mein Schiff vor Anker lag
Bei ganz konträrem Winde, —
Gab ich doch nie die Hoffnung auf,
Daß ich den Hafen finde.

Wir waren — so lautet höchst bezeichnend der amerikanische Ausdruck für diesen angenehmen Zustand — „geborsten", und zwar gänzlich. Das heißt: wir besaßen „kein nichts, kein gar nichts", wie Fritz Dahlmann, mein treuer Gefährte, mit ingrimmigster Betonung der letzten Negation zu behaupten pflegte, wenigstens nichts anderes, als was wir gerade auf dem Leibe trugen, und das war für den nahe bevorstehenden Winter herzlich dünn. Den Sommer über hatten wir auf Farmen „durchgeschafft", zusammen oder jeder für sich, wie es die Verhältnisse mit sich brachten, bei der Ernte geholfen und recht und schlecht gelebt, wie es bei dieser Arbeit schon so geht.

Dann war der Herbst gekommen, die Farmhilfe hatte aufgehört, die wenigen erübrigten Dollars waren wir in der Stadt losgeworden, Aussicht, Geld zu verdienen und Board bezahlen zu können, war bei den Zeiten, wo jeder klagte und sich einschränkte bis aufs äußerste, durchaus nicht vorhanden, und somit gab es keine Möglichkeit, sich durchzuschlagen, soll heißen, bei Mutter Grün, auf dem Farmerstrohsack, oder in leerstehenden Fracht-

wagen schlafen, Hühner an der Straße totwerfen und allmonatlich wenigstens einmal unter den heimlichlauschigen Eisenbahnbrücken Wäsche waschen und Schuhflicker spielen. Alle diese, dem sommerlichen Arbeitslosen oder „Tramp" gebotenen Genüsse waren um die Mitte Oktober ausgeschlossen. Die Tage waren wohl noch recht angenehm, wenn auch die Nächte schon stark an die Auskunft erinnerten, die ein Farmer im nördlichen Wisconsin einem grünen Landsucher über das dortige Klima gab: „Well," hatte der Biedermann erklärt, „sechs Monate ist's ziemlich kühl und die übrige Zeit gottverd . . . . kalt . . . ."

So lagen wir seit einer Woche in einer alten, halbverfallenen Shanty, die auf einer der zahllosen Inseln im Mississippi stand, hineingepickt in die hohe Uferbank, wie ein verlorenes Schwalbennest, wie erwähnt, mit „kein gar nichts", denn auch der letzte Laib Brot und der halbe Korb Kartoffeln, Dinge, die uns die mitleidige Hauswirtin in der Stadt noch mitgegeben, waren heute alle geworden. Wir starrten da in das höchst melancholisch glimmende Feuerchen, das wir auch nicht ausgehen lassen durften, sondern hüten mußten, wie die Vestalinnen im alten Rom die heilige Flamme, weil wir eben auch keine Zündhölzer mehr besaßen.

„Was beginnen um Gotteswillen . . . ." quid nunc?! — wie der Lateiner sagt — wenn auch alles übrige Latein für uns zu Ende war, mit „kein gar nichts", das bildete die ewig wiederkehrende, gewichtige Frage zwischen uns. Abgerissen und zermartert, wie unsere Garderobe war, — wir konnten mit dem alten Studentenliede singen: „Und Wäsche hab' ich auch nicht mehr als nur ein einzig Hemde . ."

durften wir uns nicht einmal in der etwa acht Meilen weit entfernten Stadt zeigen, und was wollten wir auch dort, wo wir ja alles bereits abgeklappert hatten und froh gewesen sein mußten, durch ein Holzboot mit gutem Südwind hier in der Einsamkeit abgesetzt worden zu sein. Nunmehr waren wir abgeschnitten — und doch: nur Menschen sehen .... die Idee allein hätte uns Hoffnung gegeben, wenn sie sich auch noch jedesmal als trügerisch für uns erwiesen hatte. Die Zeiten waren eben hart; in den Städten feierten die alten Arbeiter, woher sollte Platz für fremde kommen, die Dampfschiffe, Rafts und Holzboote bedurften für die kurze Zeit, die ihnen der Strom noch ließ, auch keiner Deckhands mehr — dies klang wie ein altes, oft gehörtes, trauriges Lied, und trotz der gänzlichen Aussichtslosigkeit eines Stadtbesuches ersehnten wir in unserer entsetzlichen Not die Aussprache mit Menschen, dem instinktiven Triebe des Gewohnheits- und Gesellschaftstieres folgend.

Wie gern hätten wir Holz gehackt — die Cord selbst um 50 Cents, um irgend einen Preis — aber die Kontrakte in der Nachbarschaft waren der vorgeschrittenen Zeit wegen sämtlich längst vergeben, und fort konnten wir eben nicht — Malheurika!

„Well", lautet die ureinfache Logik des alten Kapitäns Eisenfinger in Balduin Möllhausens wunderschönem Roman gleichen Namens: „in der Not frißt der Deibel Fliegen ....", und wenn wir auch dieses nicht gut tun konnten, weil sich besagte Tierchen im Spätherbst und Winter bekanntlich auch verziehen, so wäre uns denn doch als allerletzte, allerdings harte Aussicht der Versuch geblieben, unser Leben mit Fischen und Trappen auf dem

River zu fristen, der ja in solchen Fällen stets herzuhalten und zu erhalten hat — allein, womit?!

An dem ewigen, unerbittlichen „kein gar nichts" schienen auch hier, wie schon so oft, alle Pläne zu zerschellen. Wir besaßen ja kein Zelt, kein Boot, keine Gewehre und Munition, keine Fallen und Fischereigerätschaften, und wer da weiß, daß „mit Fischen und Trappen sein Leben auf dem River machen wollen" eine vollständige Ausrüstung vorausgesetzt und sehr harte, unausgesetzte Arbeit bedeutet, weil Fische und Wild eben in der Nähe der Zivilisation, wo sie Wert besitzen, herzlich dünne geworden sind, und daß wir im Augenblick von all jenen Erfordernissen, die der Beruf selbst an Leute dieses Schlages stellt, nichts besaßen als den sprichwörtlich gewordenen Trapperhunger und Fischerdurst, der wird einsehen, daß auch dieses letzte Refugium für uns versperrt schien.

Zu all derartigen Erwägungen über das Für und Wider dieses Planes hatten wir jedoch weder Zeit noch Lust. Kredit, wie andere in der Stadt Bekannte und nur zeitweilig außer Arbeit Befindliche ihn ausnützen können, hatten wir als Wildfremde nicht. Doch auf der Insel waren wir einmal und unternehmen mußten wir etwas. Daher klammerten sich unsere Gedanken an diesen letzten Rettungsanker, kehrten immer wieder, wenn unsere qualvollsten Berechnungen ein starres „Unmöglich" ergeben hatten, dahin zurück.

Was wir beide seit Jahren in sportsmäßigem Betriebe gründlich gelernt hatten, damit sollten wir denn doch imstande sein, ein bescheidenes Leben zu fristen. Wenn auch im Augenblick keine Möglichkeit vorhanden schien, es mußte gehen, den einen Weg oder den andern, da wir

beide noch Lust am Leben hatten . . . . . , und es ging, aber „fragt mich nur nicht wie . . . . .!" Der Start gelang uns in zwölfter Stunde mit Hilfe des Leben spendenden, Leben erhaltenden Riesenstromes, und zwar amerikanisch genug.

Während der Jagdzeit und Fischsaison gibt es — wie männiglich bekannt — in der Nähe größerer, am Mississippi gelegener Städte, wie: Dubuque, Davenport, St. Paul, St. Louis, La Crosse und anderer, überall gewisse, bevorzugte Plätze, die von Jagd- und Fischgesellschaften oder solchen, die sich in der Freiheit bloß con amore amüsieren wollen, mitunter lediglich just for fun aufgesucht werden: Camping Grounds — Camping Places. An manchen Orten stehen da die beweglichen Zeltniederlassungen eine ganze Woche hindurch und noch länger, an anderen wieder bloß über die Sonn- und Feiertage, aber überall sind sie — dem mobilen Charakter des amerikanischen Volkes entsprechend — zu finden, wo schöne Uferplätze mit hohen Anwaldungen, ausgedehnte Sandbänke mit der Gelegenheit, kleines Strandgeflügel zu schießen, oder seichtes Wasser für Kinder-Badeplätze zu haben, lauschige Bachläufe, die in den Hauptstrom münden, Abwechselung in die Gegend bringen. Da werden die Kamps aufgeschlagen, und die Leutchen leben herrlich und in Freuden, die Familie des Arbeiters, der den Sonntag mit den Seinen verbringen will, ebenso wie die reiche Sportparty, der es vielleicht mitunter weniger um Jagd und Fischerei als um more fun, als in der Stadt gut möglich, zu tun ist. Landpartien würde man in Europa diese Veranstaltungen nennen, nur mit dem Unterschiede, daß diese berühmten Partien sich zumeist

nach einer besonders schön oder romantisch gelegenen, stets aber vorhandenen Sommerwirtschaft oder nach einem renommierten Bierdorfe erstrecken, während die amerikanische Kamppartie alles: Zeltwohnung nebst Einrichtung, sowie Küche und Keller selbst mitbringen oder mittels Dampfbootes herbeischaffen lassen muß. Vielleicht liegt schon in diesem Indianerspielen viel fun! Ist die gesetzte Zeit um, oder sind — horribile dictu — die Getränke alle geworden, so werden die Zelte abgebrochen, auf die eigenen Boote oder den herbeigewinkten Dampfer verladen, und die ganze Herrlichkeit geht leichter heim, als sie gekommen ist. Gepackt und gemoved ist ja rasch hier im Lande.

Beim Abbrechen dieser Kamps nun bleibt zumeist eine Unmenge von „Stuff" absichtlich liegen oder wird in der Eile unter dem Laube, im hohen Unterwuchs und leichten Flugsand einfach vergessen. Zu ersterem gehören fast regelmäßig die geleerten Bierfässer und Schnapskrüge, deren Transport im kleinen Skiff den meisten zu umständlich ist — wofern sie nicht zum Abschiede noch dem River überliefert werden oder zum Scheibenschießen dienen — auch zahlreiche Laibe Brot, angebrochene Konservenbüchsen und Fruchtgläser, sowie die Reste sonstiger Vorräte, da der Amerikaner, der ja alles Eßbare ganz frisch haben muß und in diesem Punkte sehr heikel ist, von dem Grundsatze ausgeht: „Was einmal mit auf dem River war, ein- und ausgepackt wurde, wahrscheinlich auch feucht geworden ist, das soll mir nicht mehr ins Haus zurück. Wir haben's ja in Fülle . . . . .!"

Zum Vergessenen zählen ferner die steckengebliebenen, verwickelten und vergabelten Fischleinen nebst Angelhaken,

welche ungeübte oder ungeduldige Hände niemals oder nicht rasch genug von Steinen, Ästen oder Baumstämmen — Snags — losmachen konnten, abgeschnittene, auf dem Lande verstreute Angelhaken, Bleianker und Schwimmer. Alles Dinge, die nur wenige Cents kosten, demjenigen aber, der sie nicht hat und haben will oder muß, unschätzbar erscheinen. Auf das Ungeschick und die Verschwendung anderer bauten wir also nach längerer Beratung unseren Zukunftsplan.

Wir hatten nämlich noch in der Stadt gehört, daß die Brauereien, von denen die gefüllten Achtelfässer stammten, ebenso wie die Whiskey-Destilleries für die geleerten, mitunter recht kostbar ausgestatteten Galonenkrüge von 5 Cents bis zu 15 Cents für das Stück zahlten, wenn man sie in den betreffenden Offices ablieferte, und liehen uns daher — „leihen" ist übrigens gut gesagt . . . . . well, wir haben's nach getaner Arbeit zwei Tage später wieder an Ort und Stelle zurückgebracht — von einem am untersten Inselende wohnenden kleinen Farmer ein zweiruderiges Boot und fuhren etwa zwanzig alte Kampplätze, deren Lage wir nach dem Spektakel der letzten Nächte im Kopfe behalten hatten, an einem Tage ab. Das Ergebnis dieser Furagierungstour bestand am Abend in fünfundzwanzig leeren Bierfäßchen — Gott segne d e n Durst heute noch! —, einem halben Dutzend ganzer und angeschnittener Brotlaibe, mehreren Resten von Speckschwarten und Schinkenknochen, diversen angebrochenen Büchsen konservierter Bohnen und Früchte, einem ganzen Bushel Kartoffeln, Pfeffer- und Salzresten in Papier gewickelt, ferner etlichen alten Pails aus Holz und Blech, mehreren zwar verschiedenfüßigen und zerarbeiteten Gummistiefeln und Schuhen — aber an manchen waren die Schäfte gut, an anderen

wieder die Sohlen — sowie endlich einem ganzen Bündel von gebrochenen und zerschnittenen, aber zusammenknüpfbaren Fischleinen jeder Länge und Angelhaken jeder Größe. „Was ist doch Amerika für ein reiches, gesegnetes Land . . . . .", so sagten wir uns, „und wie schauerlich groß sind die Gegensätze . . . . .?!" Die einen haben's zum Wegwerfen und andere verhungern dabei . . . . .! Es war eine mühsame Tagesarbeit gewesen — wir hatten mit wahrhaftem Bienenfleiße alles zusammengesucht und hüteten es nun gleich kostbaren Schätzen. Was wollten wir noch mehr? Der Anfang und die Möglichkeit, unser Leben zu fristen, das Handwerkszeug zu künftiger Arbeit befand sich tatsächlich in unserem Besitze, und ich kalkuliere, es ist zu Zeiten so manche, mit großartiger Reklame in die Welt hinausposaunte Aktiengesellschaft mit weniger fundus instructus gegründet worden, als unsere Trapper- und Fischerei-Partnership, die noch am selben Abend zwischen uns beiden in der alten Inselshanty etabliert wurde. In dieser hatten zwei Winter hindurch Holzfäller gehaust, und auch dieses Kamp war — wie jedes hier im Lande — nach seinen Resten kenntlich.

Mehrere alte Teer- und Kerosinfässer, geleerte Blechkübel, unbrauchbares, mit Rost überzogenes Eisengeschirr und ebensolche Bestandteile, alte Nägel und Schrauben, sowie Werkzeuggriffe, gesprungene Sägeblätter, stumpfgewordene Eisenkeile, alte Bretterkisten und „Boxes", um die ja der Amerikaner selten mehr etwas gibt, sowie sie ihrem Zwecke gedient haben, sie lagen überall unter dem Laube, im Sande neben der Hütte verstreut umher und harrten des Aufgelesenwerdens. Die Hütte selbst war einmal solide und gut gebaut gewesen, auch geräumig

genug, aber durch Wind und Wetter und Vernachlässigung arg mitgenommen. Das letzte Hochwasser hatte einen fußhohen Schlamm und Erdreich auf dem Boden als starrgewordene Visitenkarte zurückgelassen, auch pfiff der Wind lustig herein durch mehrere losgerissene Dachsparren und Seitenbretter, aber all' diese Schäden waren leicht auszubessern, und dann bildete sie denn doch ein Heim, wofür keine Rente zu entrichten war.

„Und bist es a Jaga,
Moanst, hast koan Zuhaus —
Dein Hütt'n, Dein Stub'n —
Im Berig steh'ns draus —
Der Wind pfeift almherwärts,
Der Regen kleſcht am Stoan —
Ein Platzerl hast doch
Wo's D' dahoam bist, dahoam . . ."

so singt das bayerisch-österreichische Jägerlied, und das mit Recht.

Aus etlichen ausgeschliffenen und daher beiseite geworfenen Axteisen hatten wir das brauchbarste hervorgesucht und eine dazu passende, etwas angesprungene Handhabe auch gefunden; aus verschiedenen Platten, Blechkübeln und Feuereisen oder Eisenrosten, wie solche zum Einstellen von Kochgeschirren in offene Kampfeuer verwendet werden, ein ofenähnliches Gebilde, wahrhaft monstrumartig, zusammengetragen und gehämmert, und was das Bretterzeug betraf, Latten und Balken, nebst den darin steckenden Nägeln, welche die Shanty für den Winter gänzlich wetterfest machen sollten, da hofften und verließen wir uns auf den gewaltigen „Vater Strom", der solches Material alltäglich mit Vorliebe an den Sand-

bars unserer Insel — „eigens für uns", meinte mein Partner immer — abzulagern pflegte, als Strandgut.

„A kingdom for a horse", soll seinerzeit König Richard III. ausgerufen haben — „ein Königreich für ein Pferd . . ." na, er hatte es ja damals wenigstens einzusetzen, das erstere nämlich — „ein Königreich für eine vollständige Fischleine . . ." hatten wir angeboten, ohne das Reich zu besitzen — nun hatten wir sie und konnten wenigstens anfangen.

So manche Hundert-Dollarnote war uns in guten Tagen schon durch die Finger gegangen und weniger sorgfältig behandelt worden, als der ziemlich wüst aussehende Plunder, der nunmehr unser Vermögen bildete. Am nächsten Morgen trat Fred, nachdem wir aus unserem beiderseitigen „Um und Auf" die besten — wer lacht da — Garderobestücke zusammengesucht hatten, seine „Biersreise" an, wie wir sie nannten, d. h. er fuhr die leeren Fässer, die eine gute Bootladung bildeten, den Fluß hinab nach der Stadt, um sie da an ihren Ursprungsorten, den beiden Brauereien, abzuliefern und für den aus dieser finanziellen Transaktion gelösten Mammon, wenn es der Schatzmeister nur irgendwie erlauben sollte, außer einer gewissen Sorte von Fischhaken unbedingt zwei Pfeifen, Tabak und Zündhölzer mitzubringen. Kostenvoranschlag konnten wir damals überhaupt keinen machen, da wir uns auch nur erinnerten, in alten, besseren Tagen von der Fässereinlösung gehört zu haben. Ich wollte tagsüber daran gehen, vor allem die chaotisch verfilzten Fischleinen von gestern zu entwirren, die faul gewordenen Stellen auszuschneiden, die so gewonnenen guten Enden zu e i n e r Leine von hundert Fuß Länge zusammen-

zuknüpfen, die kurzen, für die Haken bestimmten Schnüre herzurichten, zwei gewichtige Steine für das Ganze zu suchen, kurzum, eine vollständige „Trottline" fertigzustellen, wie diese auf dem oberen und mittleren Mississippi im Gebrauche sind. Außerdem waren die eingebuckelten Blechkübel und das ähnlich gut behandelte, obendrein von Rost überzogene anderweitige Geschirr auszuklopfen und mit Sand zu reiben, unterschiedliche losgewordene Bretter auf dem Dache wieder an Ort und Stelle festzunageln, die zweischläfrige Strohlade mit Laub zu füllen und die Shanty von ihrer Kruste zu erlösen, kurzum, alles zu besorgen, was zu solch angenehmer, „reinlicher" und dennoch notwendiger Häuslichkeit gehört, um unsere Hütte zu dauerndem Aufenthalte menschlich bewohnbar zu machen.

Wie sorgfältig wurde da ein jeder der sonst kaum beachteten, höchstens mit einem Fußtritt aus dem Wege geschafften beaux restes behandelt, gerade gedrückt, geklopft und blank gerieben?! „Wasser und Sand sind ja billig auf der Insel . . .", hatte mir mein Partner noch beim Abschiede zugerufen, und ich ließ es an beiden edlen Stoffen nicht fehlen. Gegen Abend war die Arbeit soweit getan, unser Palais war rein, vor der endlich eingehängten Türe stand ein ehemals Armourscher Fettkübel sauber ausgerieben und mit frischem Wasser gefüllt, an den Wänden hing ein halbes Dutzend jener verschiedenen Pails, wie sie der so praktische Sinn des Amerikaners in den Verkehr gebracht hat — dereinst hatten sie Cock Robin und Old Rye Tobacco enthalten — jetzt harrten sie der guten Dinge, die da für sie kommen sollten. Zwischen vier mächtigen Ulmen waren zwei gute Trottlines, die

eine über hundert, die andere an fünfzig Fuß lang, zum Trocknen ausgespannt, und bei hundert Haken hingen, an kurze Schnüre gebunden, zum selben Zwecke daneben; zwei kurze Angelleinen waren an dünne Weidenstöcke befestigt, die in der Uferbank staken — sie sollten die Black Basses zum Anbeißen bewegen — und ein lustig flackerndes Feuerchen leuchtete endlich wieder einmal hoffnungsfreudig herein in unser einsames und heute doch so ungewohnt reiches Dasein. Seit langer Zeit wieder einmal Gedanken . . .!

Es ist ja merkwürdig, wie unendlich rasch Hunger und Not den Menschen sinken machen, gemein werden lassen, abstumpfen gegen jedwedes Bessere, alles Schöne in der Natur, in seiner Umgebung, in der herrlichen Gotteswelt — wie beide mit langsam schleichenden Giften verglichen werden können, die jeden Zukunftsplan, jeden besseren Gedanken entweder schon im Keime ertöten, keinesfalls aber aufkommen lassen . . .! Alles, was an sogenanntem moralischem Halt bisher noch im Individuum vorhanden ist, was Erziehung und Bildung hervorgebracht haben, selbst diese Stützen werden morsch und krachen in ihren Grundfesten... O, es ist entsetzlich, dieses Stadium, über das hinaus wir nun zum erstenmal wieder frei aufatmen, an etwas wenigstens denken konnten. Wie leicht zufriedengestellt und wie glücklich in diesem Gefühle der Mensch doch sein kann . . .!

Ja, die Fische?! Auch diese sprangen und haschten heute lebendiger als sonst an den Sandbänken entlang, auf dem glatten, im Glanz der scheidenden Sonne schimmernden Wasserspiegel, als wollten sie mir zurufen: „Schau her, wie uns das Leben freut . . .!“ Mit der

Dämmerung kam Fred angefahren. Seine sonst ernsten, fast düsteren Gesichtszüge waren heiter — „Hallo, Partner, was kostet denn das Eiland . . .?" rief er mir schon von weitem zu — ein Beweis, daß er gut ausgemacht hatte. Er hatte gegen vier Dollars für die abgelieferten Fässer erhalten und brachte von allem etwas: Fett und Mehl, Kaffee und Zucker, mehrere zwar alte — aber doch brauchbare — Messer, Gabeln, Löffel und Teller, sowie Schalen und Gläser waren da; dann kamen fünf Pfund frisches Fleisch — wir hatten seit einem Monat diesen Begriff eben nur als solchen in dunkelster Erinnerung gehabt; ferner, was für unsere Arbeit das wichtigste war, einige hundert Angelhaken verschiedener Größe, dreihundert Fuß neue Fischleinen und zwei Dutzend alter Traps, welche er in einem Hafensalon gegen einen guten Treat von einem Irländer eingehandelt hatte, der „aus diesem Geschäfte ging". Gleichzeitig hatte er mit einem Fisch-händler Kontrakt gemacht, daß wir ihm allwöchentlich für den Freitagsmarkt Fische, soviel wir nur zu fangen imstande wären, liefern könnten, das Pfund zu sechs Cents und minderwertige zu zweieinhalb Cents, und nun dünkten wir uns gemachte Leute, glücklich wie die Kinder, so sahen wir in die Zukunft. Das abendliche Kampfeuer beleuchtete ein frohes Menschenpaar. Gekocht ist für solche Kunden sehr bald, dieweil infolge der freudigen Aufregung die Augen meist größer sind als die Mägen; ein ganz kleines Bottelchen Spirit. frumentarii, soll heißen Feuerwasser, hatte es auch noch getragen, und zum Schlusse wurden, um den ersten menschlichen Tag würdig zu beschließen, nachdem erst unser kleiner Haushalt in Reih und Glied stand, die kurzen Cornköpfe angeheizt. Welcher Genuß!!

Das zum so und so vielten Male nach dem letzten Tabakstäubchen durchgewühlte, zerrissene Futter der Rock- und Hosentaschen hatte längst schon auch keinerlei Spur des edlen Krautes mehr liefern können . . .! Wie oft hatten wir dies praktiziert . . .! Und dann senkten sich die Schatten der Nacht über die wundervolle, mondumglänzte Au, über die majestätische, ruhige Stromlandschaft, für deren Pracht und Gottesfrieden wir endlich wieder Augen gefunden hatten.

Well, so gingen wir beide ins Fishing- und Trapping-Business. Die erste Zeit war hart genug, trotzdem wir keine Not litten. Einmal hatten wir für warme Kleidung, Decken, Wäsche und Schuhwerk jeden erübrigten Dollar anzuwenden; Luxusdinge, wie Glasfenster, Kopfkissen, Handtücher und eine Lampe traten erst bedeutend später in die Reihe. Dann „kamen", wie Fred sich ausdrückte, und wie es ja ganz naturgemäß ist, „die Fische auch nicht immer dick genug", und endlich mußte, wie bei jedem Geschäfte, so auch hier, jeder Quarter, der nicht für Provisionen und sonst Gebotenes aufging, in das Geschäft gesteckt, durfte diesem nicht entzogen werden, um es eben gewinnbringender zu gestalten. Mehr Leinen und längere, mehr Fallen wurden angeschafft, Setznetze und Werkzeuge, endlich Gewehre und Munition wurden notwendig. Längst war das „ausgeliehene" Boot durch zwei zwar alte, aber ausgebesserte und wassertüchtige Kästen ersetzt, auch mit dem biederen Inselfarmer Freundschaft getrunken worden, und was uns der im Winter vereiste, totenstarre Riesenstrom an der Fischerei versagte, das ersetzte er uns ziemlich gleich zugemessen durch die Moschusratten und Minks, die Skunks und Coons und Rabbits

alljährlich in immer neuer Fülle. Was wir nun in den Tagen unserer Fischer- und Trapperlaufbahn erlebt, geschaut und mitgemacht haben, wiedergeben sollen es die nunmehr folgenden Blätter in zwangloser Reihe.

„Wie schön und reizvoll!" — „Eine Ewigkeit von Freuden!" — denkt sich so mancher romantisch angehauchte Jüngling in Europa, ebenso auch der hoffnungsvolle Sprosse Jung-Amerikas oder der reiche Sportsman in den östlichen Metropolen, wenn er im elegant eingerichteten, traulich durchwärmten Herrenzimmer seiner fashionablen Stadtkottage freies, wildfrohes Jagen und Fischen in den westlichen Jagdgründen und Fischwässern in irgendeiner Sportzeitung beschrieben liest. „Forest and Stream", „Land and Water", „American Field" sind ja Blätter, welche solche Schilderungen aus allen Gebieten der Welt bringen. Wie viele Lieder preisen dieses Leben auf dem Papier und beim Biertisch schon seit ältesten Zeiten . . . .!

„Wie schön ist doch das Jägerleben, da braucht man dem Kaiser kein' Steuer nit z'geben . . . . ." so und ähnlich lauten unzählige Volksweisen und „Ach, wie ist das Leben schön, Leben schön, Leben schön . . . . ." ad infinitum zu singen — so weiß die Operette zu berichten — aber: „man muß es nur verstehen . . .!" lautet hier der sehr gewichtige, inhaltsreiche Nachsatz.

„Hunting and Fishing for Sport" und „Hunting and Fishing for Life" — welch' ein gewaltiger Unterschied liegt zwischen beiden?! Die erstgenannte Tätigkeit bedeutet eben Sport, zeitweiliges Vergnügen, das man beschließt, wenn man will, sowie man keine Zeit oder Lust mehr hat, sowie das Wetter schlecht wird; bei letzterer

ist die Sache allerdings eine gänzlich andere. Denn wer heute mit Fischen und Trappen in Amerika — oder irgendwo anders — sein Leben erhalten will, muß von vornherein darauf gefaßt und auch körperlich imstande sein, in ein Leben der verschiedenartigsten, schwersten und härtesten Arbeit hineinzugehen, wobei noch hinzukommt, daß die Arbeitszeit hierbei keineswegs, wie bei jedem anderen Werkmann, eine begrenzte ist, sondern um so länger, Tag und Nacht, währt, je lustiger die Fische beißen, je mehr Traps nachzusehen, zu versetzen, herauszunehmen, zu reparieren sind, kurzum, je mehr es das Geschäft von dem Manne verlangt.

Hat der Fischer oder Trapper im eisigen, markdurchschauernden Nordweststurm seinen ersten Morningrun gemacht, seine Angelschnüre nachgesehen, Fische abgenommen und die Haken frisch aufgeködert oder seine Fallen revidiert, ist er endlich halb steif gefroren von der nassen Arbeit zu seiner Shanty zurückgekehrt, so bleibt ihm kaum Zeit, das Feuer wieder anzuheizen und seine karge Mahlzeit zu kochen. Denn die Pelztiere wollen gestreift und auf Bretter gespannt, die lebenden Fische — oft auf Wochen hinaus — in eigenen Behältern untergebracht, die toten ausgenommen, geputzt und aufbewahrt sein, damit sie sich eine Woche oder noch länger halten. Hunderterlei Kleinigkeiten müssen da besorgt werden, nichts darf verloren gehen, sondern wird benützt und verwertet in seinem scheinbar armseligen und dennoch schwierigen Haushalte, der sich eben aus lauter kleinen Einheiten, deren jede nur zweieinhalb bis sechs Cents wert ist, aber hart und teuer verdient sein will, zusammensetzt.

Darum tun es auch bei waschechten Leuten dieses Schlages keineswegs die Show, das Kostüm oder die Ausrüstung, der breite, zur Schau getragene Patronengürtel mit den blank gehaltenen Schießeisen ebensowenig, wie die neuen, chic gebauten Hüftenstiefel und der ganze komplizierte Apparat eines modernen Sportfischers mit den kostbaren Reels, die nicht naß werden dürfen und künstlichen Fliegen, welche den Fischen zu jeder Tagesstunde anders, kalt oder warm, je nach Vorsicht, serviert werden sollen, direkt aus dem famos gebundenen, nach Juchten duftenden, vielfächerigen Taschenbuche von der Firma: Humbug & Sohn, London, England.

„Moanst, daß D' a Jaga bist,
Weil's D' hast Federn am Hut
Und a doppelte Büchs —
Die bum — bum machen tut ...."

singt wiederum das Volkslied. — No, Sir!

Der Mann, der damit sein Leben fristen will, muß arbeiten können und zu der Arbeit gerüstet sein. Er muß mit der Axt, der Säge und der Schaufel, dem Hebelbaum und der Winde eben so gut umgehen können, wie mit dem Schmiedehammer und der Feuerzange, der Dreh- und Hobelbank, er muß zu kochen, zu waschen, zu schneidern und zu schustern imstande sein, kurz gesagt: Mädchen für alles spielen. Denn „da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selbst steht er da wohl ganz allein . . ." ohne Bedienung zwar, aber auch ohne kostspielige Freunde, ohne spendebedürftigen und hungrigen Anhang.

Verträgt das freie Gelände zum Trappen und das Fischwasser in einem gewissen Umkreis zwei Leute, das heißt, kann es diese ernähren, so ist ein Partner bald

gefunden und haben dann eben zwei Mann vollauf zu arbeiten. Gewöhnlich ist aber der Fischer und Trapper allein besser daran, und wenn der Ibsensche Satz: „Der stärkste Mann der Welt ist der, welcher allein steht" Geltung hat, so trifft dies beim amerikanischen Fischer und Trapper vollauf zu.

Der Outfit oder das Takling, Jagd- und Fischzeug, sind für ihn nicht mehr als das selbstverständlich notwendige Handwerkszeug zu ernster und harter Lebensarbeit. Wo für den Amateur mit dem Überlisten des schlauen Wildes und dessen endlichem Erlegen, mit dem stereotypen: „I got them", der jagdliche, beim Sportfischer mit dem Fangen und im besten Falle noch Ausnehmen der Schuppenträger, die denn doch noch der Show wegen an einer Schnur aufgereiht und durch die Straßen heimgetragen werden — übrigens ein harmloser, gern gegönnter Triumph — der sportliche Genuß sein Ende erreicht, die aufgewandte Mühe und Geduldprobe ihren Lohn gefunden haben, da fängt für den Trapper und Fischer die eigentliche Arbeit erst an. Denn die Marktfähigkeit der Waren ist es, für die sie zu schaffen haben und „Business before and after pleasure" heißt es bei ihnen, da das letztere naturgemäß ja doch mitverbunden ist. Und der Lohn all' dieser schweren Arbeit — das Leben bei solcher Existenz . . . .?!

Well: Reich geworden sind wohl sehr wenige durch Jagd und Fischerei selbst, wie dies ja überhaupt durch schwere Arbeit allein heute fast unmöglich ist — wohl mit dem Handel in diesen Produkten — und erspart haben sich auch nicht allzuviele etwas dabei; kurzum: mehr als ein anständiges, allerdings unsäglich freies

Leben schaut heute kaum im besten Falle mehr dabei heraus. Ja, im Durchschnitte schließen Fishing and Trapping for life ein „kurzer Hand Tauschgeschäft" in sich insoferne, als der Mann die geputzten Fische nach dem Marktpreis, nach I. und II. Klasse zu sechs Cents und zweieinhalb Cents das Pfund in der Stadt oder an die Bemannungen der Dampfschiffe, Holzboote und Rafts verkauft, um diesen Betrag sofort an der Nachbartüre des Fischhändlers in Mehl und Fett, Brot und Kartoffeln, Salzfleisch und Brennöl, Kaffee, Zucker, Salz und Tabak anzulegen. Den gleichen Weg wandern die noch mühseliger errungenen Erträgnisse der Herbst-, Winter- und Frühjahrstrapperei. Auch sie werden nach dem General Merchant Store gebracht und hier gegen Pulver und Blei, Kleidung, Schuhwerk und neues Zeug umgesetzt. Im Durchschnitt trägt also die Gesamtarbeit kaum mehr als das beste Leben, und dies ist leicht zu begreifen, wenn man erwägt, daß Fische und Pelztiere in Amerika nur dort Wert haben, wo sie leicht oder überhaupt ab- und umzusetzen sind, also in der Nähe der Zivilisation, in der Nähe größerer Städte, daß beide aber dort schon dünn genug, und die Konkurrenz, namentlich bei schlechten Zeiten, wo alle Arbeitslosen die Zuflucht zum River nehmen, wo eine Leine neben der andern liegt, eine Falle neben der anderen steht, eine zu große, zu nahe, zu rücksichtslose ist.

Aus diesem — oft mit Waffen und List geführten — Kampfe ums Dasein geht der als Sieger hervor, der seinen Platz zu behaupten weiß — wie er's fertig bringt, das ist seine Sache —, das meiste fängt und das Gefangene zu erhalten versteht, sich nicht stehlen läßt. In weitabgelegenen Jagdgründen und Fischwässern dagegen, wo

Pelztiere und köstliche Fische noch überreich vorhanden, sind beide eben gar nicht oder kaum abzusetzen und daher nahezu wertlos. Wertlos? Yes, Sir! und zwar deshalb, weil es fast unmöglich ist, von dem feinsten Wildbret, den delikatesten Fischgattungen allein auf die Dauer zu leben, es mag dies in der Theorie noch so appetitreizend klingen. Außer dem Halfbread bringen dies wenige, selbst abgehärtete amerikanische Fischer und Trapper heute fertig. Die Genügsamkeit der Holzknechte in den steirischen und tiroler Alpen, die bei Mehlnockerln oder Grießschmarrn jahraus jahrein die schwerste Arbeit verrichten — dazu gehört ein eigens gestalteter Magen, der in diesem mit Lebensmitteln so reich gesegneten Lande nicht gedeiht —, besitzt der amerikanische Arbeiter nicht, und so kommt es, daß die vorhin genannten Provisionen in der sowieso kargen Küche unserer Freunde nur dann fehlen, wenn die Not schon am größten ist. Dies gilt für das ganze herrliche Riesenland, über dem die Sterne und Streifen wehen.

Daß zu solchem Leben außer den körperlichen Eigenschaften auch eine ganze Summe geistiger gehört, ist selbstredend. Lust und Liebe zum Berufe vor allem, die dem Manne Entbehrungen, Strapazen und Gefahren als selbstverständlich erscheinen, ihn darüber einfach lächeln lassen, eine unendliche Geduld und Ausdauer sowie scharfe Beobachtungsgabe und das eingehendste Verständnis des Tierlebens, dies alles sind Fähigkeiten, die schwer gelernt, mehr angeboren sein müssen, ohne die aber der gewerbsmäßige Trapper und Fischer gar nicht fertig werden kann. Dieser ganze, so unendlich vielgestaltige, tagtäglich Neues bietende Beruf will auf das gründlichste verstanden sein, dann, aber auch nur dann,

schließt er unsägliche Reize in sich. Man glaube übrigens ja nicht, daß dem Trapper und Fischer Auffassung und Verständnis für jenen Genuß, den das Verfolgen, Überlisten und endliche Erbeuten des schlauesten Wildes, sowie das wahrhaft unheimlich anziehende Studium der unsichtbaren Wassertiefen und der Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner mit sich bringen, vollständig fehlen. Ganz im Gegenteile. Es ist ein förmlich dämonischer Reiz, der im ängstlichen Wiederklingen der angespannten Trottline liegt, wenn die scharfe Strömung in zwanzig Fuß Wasser gegen sie arbeitet, daß sich das zähe Material bäumt und zieht und sträumt und dehnt, wie ein wild gefangener Broncho am Lasso. Eine grausig-großartige Musik klingt hoch aus den Lüften hernieder, wenn der Herbststurm pfeift durch das entlaubte Gezweige der Ulmen und Cottonwoodbäume, und die Wogen peitscht gegen die meilenlangen Sandbänke, daß die Sturmvögel ängstlich flattern und schreien . . . oder aber, wenn über die ganze weite Welt des Stromgebietes der einzige Gottesfriede einer stillen Mondnacht ausgegossen liegt . . . und ein ganz eigenes Ding ist's da für den kleinen Menschen, so mutterseelenallein zu sein mit sich, seinen Gedanken und Erinnerungen . . .! Und kämpfte er auch an dagegen, wollte er sie selbst nicht, so urgewaltige Eindrücke, sie *zwingen sich* ihm einfach auf, sie fragen gar nicht, ob sie Einkehr bei ihm halten dürfen oder sollen. Da nun derartige psychologische Vorgänge unausgesetzt an der Arbeit sind, ist auch deren Wirkung eine nachhaltige, indem sie endlich dem Charakter des Individuums ein gewisses Gepräge geben. Abstumpfen können sie nimmer, nur gewohnheitsmäßiger und lebensnotwendiger, daher

selbstverständlicher mag sich bei manchem die allgemeine Empfindung für die Schönheiten seines Berufes ausprägen. Denn: „Fängst du nichts, so hast du nichts zu essen . . .!" das ist ein ernstes, stets mahnendes und auf den Beinen erhaltendes Wort, das auch den Müdesten aufrüttelt und hinaustreibt bei jedem Wetter zu neuer Arbeit.

Daß sich bei solch immerwährender Beobachtung der freilebenden Tierwelt im Laufe der Jahre beim Fischer und Trapper die genaueste Kenntnis von deren Existenzbedingungen und Lebensgewohnheiten herausbilden muß, ist nur eine andere logische Folge. In der Hinsicht könnten diese Männer manchen Professor der Biologie „hochbieten", nur ist ihre Wissenschaft nicht das Resultat bequemer, sitzender, behaglich durchwärmter und gut beleuchteter Studierzimmertheorien, sondern harter und rauher, frostgeschüttelter und winddurchschauerter Praxis, das ist der beiden Unterschied.

„Anstatt zu arbeiten, liegt der Kerl auf dem River herum und tut nichts . . .!" Wie oft hört man trotz alledem nicht solche und ähnliche Entrüstungsrufe aus dem Munde ehrsamer, behäbiger, hausgesessener Bürger, denen das Fischen und Trappen, weil für sie eine ungewöhnliche, als eine müßige Beschäftigung erscheint. Dabei klimpert der vielstöckige „Landlord" wohl noch mit harten Dollarstücken in der Tasche und setzt selbstgefällig dazu: „Wenn ich Fische haben will, kaufe ich sie — wir haben's ja . . .!" Gemach, Freund, der du ja auf dieser Welt überhaupt nur imstande bist, über sechs Dinge, so da sind: Cent, Dollar, Property, Flut, Rent und

Busineß — vielleicht auch noch etwas Fun zu reden — nicht gar so rasch mit deinem Raisonnement am Biertisch.

Ich will dich einmal hineinführen in die tägliche Arbeit eines rechten Fischers und Trappers, und da wollen wir sehen, wie lange du es ohne deine gewöhnliche Schablone, ohne deine täglich und stündlich immer maschinenmäßig gleichen Eindrücke bei schönem Wetter aushalten kannst. Vom Mitarbeiten soll keine Rede sein, denn fürs erste könnten wir dich gar nicht gebrauchen, und zum zweiten würdest du rasch ausspannen. Wir wollen zu diesem Zwecke einmal einen seßhaften Rivermann aufsuchen, der sogar „eine Insel eignet" — also gleichfalls Eigentum besitzt — zwei Gouvernementslichter allabendlich ansteckt, um den Dampfbooten nächtlicherweise die nassen Pfade zu erhellen und dafür guten Gehalt, für seine Dienste im Bürgerkrieg — er ist auch Veteran — noch eine Pension bezieht. Der Mann hat für normale Zeiten auf dem Island ein Loghaus (Blockhütte) stehen, dagegen in zwölf Fuß Höhe an vier uralten Bäumen eine Brettershanty aufgezogen und befestigt, für den Fall, daß ihn das allsommerlich die Uferbank überflutende Hochwasser zu ebener Erde auszutränken Lust verspüren sollte, er ist also ein doppelt Hauseingesessener und dir ebenbürtig. Die armseligen, aus Triftholz zusammengeschlagenen Kästen der Dii minorum gentium und Anfänger, oder die wüsten Loaferhütten — denn auch diese gibt es am River wie überall — zu besuchen, möchte ich dich, als Vertreter des Kapitals, nicht auffordern.

Es ist Vorsommer, im wunderschönen Monat Mai. Zehn Meilen stromaufwärts von der Stadt entfernt liegt

die Insel, da setzt uns das Dampfboot einfach ab, somit „go ahead, Spectator". . .!

Unser Fischermann steht auf dem freien, von Buschwerk gänzlich gesäuberten Platze, nahe dem Ufer und spinnt und nestelt an einem wahrhaft telegraphendrahtartig zwischen Bäumen und Pfosten ausgespannten Netz verschiedener Angelschnüre herum. „I luck my trottlines over for business", so lautet seine Auskunft. Der Begriff Trottline, das gebräuchlichste Handwerkszeug des Fischers auf dem oberen und mittleren Mississippi, ist nun einer jener ureinfachen, die man nach berühmter Anweisung folgendermaßen beschreiben könnte: Man nimmt zwei schwere Steine, bindet an diese eine lange Schnur, befestigt an dieser Angelhaken, steckt an letztere Köderfischchen und wirft diese ganze Maschinerie ins Wasser. „Einfacher schon kann man nicht!" Am nächsten Tage geht man hin, nimmt die gefangenen Fische ab, steckt sie in den eigens zu diesem Zwecke mitgebrachten Korb, einen Sack oder ein Netz und verkauft sie — voilà tout. Das Prinzip dieser Leine nun, die auch Stationsline und Stationery line heißt, läßt sich allerdings in diesem kurzen Satze zusammenfassen, ebenso ihre Leitung, und dennoch liegt ein weiter Weg vom Finden des geeigneten Platzes für die Leine bis zu ihrem Legen, und dann erst beginnt eine unendlich zergliederte, schwierige Arbeit an ihr, die dem Anfänger manch' bittere Stunde bereitet.

Setzleinen, Legschnüre, Setzangeln würde man in Europa sagen — diese beruhen auf dem gleichen Prinzip wie die Trottline, sind jedoch von dieser sonst gänzlich verschieden. Um nun im Wechsel der verschiedenen Jahreszeiten, die wiederum das Steigen und Fallen des Wassers

bedingen, das Zu- und Abnehmen des Mondes, nach dem Ebbe- und Flutströmungen sowie die Launen der beißenden Fischarten sich richten, welch letztere wiederum einen steten Wechsel der lebenden Ködergattungen notwendig machen — — — überhaupt einen Anfang zu finden, wollen wir einmal den Fischer vom Zeitpunkte ab, da er zu arbeiten anfängt — das ist, sowie der obere und mittlere Mississippi eisfrei geworden ist, gewöhnlich anfangs April — bei seiner ersten Ausfahrt begleiten und sehen, was und wie er es tut und treibt.

Das gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Fuß lange und vier bis fünf Fuß breite, am Stern und Steuer abgestumpfte, möglichst wenig Wasser ziehende Flachboot liegt klar zum Auslaufen an der kleinen, windgeschützten Inselländung. Der Mann sitzt mit dem Rücken gegen den Stern, neben ihm zur Rechten hängt an der Bootwandung und mit einem Ende am Sitze sicher befestigt, an fünfundzwanzig bis dreißig Fuß langem, zähem und doch biegsamem Seile, das jetzt im Stadium der Ruhe wie ein Lasso aufgerollt ist — sein Fühlhorn für die Tiefe, sein Retter in der Not, sein treuer, steter Helfer bei der Arbeit: der Grawlinghaken. Es ist dies ein ankerähnliches, aus Eisen und festem Draht hergestelltes Instrument mit vier Zinken, die festhalten, bei zu starkem Widerstand jedoch nachzugeben haben. Es ist dazu bestimmt, die tief auf dem Grunde lose oder versandet ruhenden Leinen herauf zum Boote zu holen, den Boden des Flusses auf seine Beschaffenheit: Sand, Geröll oder Erdreich zu untersuchen, das Wasser auf seine Tiefe zu messen und endlich Hindernisse, wie Baumstämme (Snags), Rindenwerk, Schiffstrümmer oder anderweitige schwere Gegenstände, die lange im Wasser lagen, daher voll-

getränkt sind und von der Strömung auf dem Grunde über die Leine geführt wurden, um an dieser hängen zu bleiben, von ihr zu entfernen. „Die erste und wichtigste Hand des Fischers" — so heißt der „Grawlinghaken" mit Recht.

Vor dem Sitze im Boot, an dem die acht bis neun Fuß langen Ruder — aus Eschenholz geschnitten — eingehängt sind, liegen auf dem Boden zwei gewichtige, an fünfzig Pfund und darüber schwere Steine, die als End-, Senk- und Fixierungsmittel in der tiefen und scharfen Strömung für die heute noch zu legende Trottline dienen sollen; hinter dem Manne — einstweilen nur — steht ein hölzerner oder blecherner mit Wasser gefüllter Pail (Kübel) oder Bucket, in dem die Minnows, die lebenden Köderfische, schwimmen, und auf dem Boden des breiten Steuerendes liegt sorgfältigst ausgelegt in vielfachen Windungen — damit sie sich beim raschen Auslaufen ja nicht zusammenknüllen und im Augenblick nicht mehr hergeben kann, als sie soll — die vielleicht dreihundert Fuß lange Leine. Diese besteht aus zumeist einachtel- bis dreisechszehntelzölligem, gut gedrehtem, der europäischen Rebschnur sehr ähnlichem Stoff und ist bei sorgsamen Fischern bereits im Herbste gut geteert, d. h. in Teer gelegt, mit diesem durchtränkt und hierauf langsam getrocknet worden, um sie haltbarer zu machen und im warmen, schlammigen Wasser oder auf moorigem, mulmigem Grunde vor dem Anfaulen und Brechen zu bewahren. Ungeteerte Leinen halten im Sommer kaum einen Monat aus, dann faulen sie stellenweise und werden dort brüchig — sie „brechen", wie der Fischerausdruck lautet. Jedes der beiden Leinenenden ist mittels eines immer fester werdenden Knotens oder einer Schlinge

an einen der zwei Steine gebunden, einhundert Haken gleicher Größe an dünnere, von drei bis vier Fuß lange, gleichmäßig abgeschnittene Schnüre geknüpft, liegen „händig" auf dem Ruderſitz zur Linken des Mannes, ſo — nicht mehr, aber auch keinen Deut weniger — iſt das Fiſcherboot „all ready for business" . . .! Alſo einſteigen und losfahren!

Die Erſtlingsfahrt im Frühling geht ſelten weitab vom Kamp. Zumeiſt iſt es irgendein ſeit Jahren als gut bekannter und daher bevorzugter Platz, an einer Sandbank oder einer Untiefe, einem Reef, über das die geſuchten Fiſche, Catfiſche und Salmons, laufen. Solche Gelegenheiten ſind gewöhnlich beſtimmt, die erſte Probeleine aufzunehmen, von deren Ergebnis die weitere Arbeit abhängt. An Ort und Stelle, wo der eine Stein mit der Leine über Bord gehen und auf dem Grunde liegen ſoll, angelangt, hat der Fiſcher vor allem nach einer Landmarke auszugucken, das iſt ein ihm wohlbekannter oder auffallender Richtungspunkt, wie ein feſtgeranntes Log (abgeſägtes Stück Stammholz), ein Snag (Baumſtamm, der mit einem Ende auf dem Grunde feſtſitzt, mit dem andern über Waſſer ragt), ein beſonders geformtes Stück Treibholz, das angeſchwemmt auf hoher Uferbank liegt, ein großer Baum oder abnorm gefärbter Buſch, ſie werden dieſe Dienſte tun. Land- und Waſſermarken ſind deshalb notwendig, müſſen dem Gedächtniſſe, was bei vielen Trottlines und ſtetig wechſelndem Waſſer ſehr ſchwierig iſt, genaueſt eingeprägt werden, damit man die Leinen bei Tag und Nacht wiederfinden kann. Beſonders angebrachte Kennzeichen, wie: Flaſchen, eingerammte Pfoſten oder Stöcke, und Floats, ſchwimmende Aſtabſchnitte,

die mit einer Schnur an einem der beiden Steine befestigt sind, sind darum gefährlich, weil die Leinen dann für jedermann zu finden und mit dem Grawlinghaken heraufzuholen, zu heben sind. Fremde Liebhaber für derart billiges Angelzeug sowie Fische schwärmen ja stets — namentlich an Sonntagen — auf dem Flusse umher. Genügen bei ausgedehnten Wasserflächen oder in veränderlichen Flußläufen die einfachen Marken nicht, so werden mit den Augen zwei Richtungspunkte verbunden, selbst Kreuzmarken gezogen, um den Platz und die Leine ja nicht zu verlieren, und hier hilft natürlich die Übung sehr viel mit.

Endlich, der Stern des Bootes ist steil stromauf gehalten — go ahead — der erste Stein saust in die Tiefe, die Leine spinnt nach, das Boot arbeitet vom Steine weg gegen und querüber die Strömung, was die Riemen ziehen können, „daß die Heide wackelt", und Leine läuft aus.

Da, ein Ruck am zweiten Stein, der noch im Boote liegt, wir sind am Ende. Das Boot und der erste Stein stehen in ziemlich gleicher Linie, oder wie wir wollen, wenn die Leine nur genügend scharf gespannt ist und denjenigen Boden bedeckt, den wir für den besten halten. Jetzt nur rasche Arbeit, sonst gehen wir stromabwärts .... „pauf ...." geht auch der zweite Stein über Bord und strebt gegen den Grund — so, da liegt die Trottline. Wir haben jetzt erst, namentlich bei starker Strömung oder stürmischem Wetter, alle Mühe und Gewandtheit nötig, um unsere Leine über dem Stern des Bootes zu halten, denn die Steine scheinen höllisch in die Tiefe zu ziehen, während das Boot stromabwärts strebt und die Leine erst in ihrer Mitte einen halbwegs festen Anhalts-

punkt gewährt. Endlich aber haben sich die Steine festgebettet und halten, der Kampf ist zu unseren Gunsten entschieden und wir haben uns, nunmehr aufrechtstehend im Boote, mit diesem an der Leine weiterzuhaspeln bis in ihre Mitte, wo sie sich beruhigt hat und wir mit der Arbeit beginnen können. Die Angelschnüre — „Stations" genannt — sind jetzt an der Hauptleine anzubinden und aufzuködern. Die Einen knüpfen nun das Ende einer jeden, wie erwähnt, drei bis vier Fuß langen Station mittels eines Matrosenknotens, der mit einem Zuge aufgeht, an die Trottline, andere wieder bedienen sich einer Schlinge dazu, das ist gleichgültig; Hauptsache bleibt, daß die Hakenschnur (Station) fest genug mit der Hauptleine verbunden ist, um selbst schwere Fische, die am Haken toben und arbeiten, halten zu können. Alle drei bis vier Fuß wird eine Hakenschnur angebunden und sofort beködert.

Die Trottlines finden vor allem auf jene Fische Verwendung, die von einem Eisgang bis zum anderen, vom Frühjahr bis zum Herbst, an Minnows beißen und füttern, und auf dem Markt die leichtest und stets abzusetzenden sind. Das ist zunächst der „Hornpoweh", gemeinhin Catfish genannt, mit seinen verschiedenen Varietäten, als: Channel-Cat, Mud- oder Yellow-Cat und Blue- oder Missouri-Cat (Silurus-Formen, somit W e l s e).

Ferner die Pike-Gattungen (Esox-Arten — Hechte), besser als Salmons bekannt, wie der Jack-Salmon oder Sand-Pike, der White-Salmon oder Walleyed-Pike — und dazu gehören noch als Marktfische erster Klasse sämtliche Bass-Gattungen (Barsche), wie: Black-, White-, Striped-, Croppi-, Rock-Baß und Ring-Perch, wenn

letztere auch nur vereinzelt auf diese Art gefangen werden. Catfische und Salmons bleiben für den Trottlinefischer die wichtigsten, nicht allein, weil sie im Markt stets die gleichen Preise halten, sondern fast sieben Monate im Jahre „laufen" und während dieser Zeit heißhungrig nach Minnows sind. Besagte Minnows, welche die jedem Fischer und Sportsman so unentbehrlichen Köderfische liefern, sind ein immer munteres, stets lebendiges Völkchen, das sich aus verschiedenen Weißfischgattungen zusammensetzt und vielfach untermengt mit anderer Fischbrut in größeren, oft nach vielen Tausenden zählenden Schwärmen — Flags oder Schools genannt — bei Tage an windruhigen, strömunggeschützten Ecken in stillem Wasser aufhält, um, sowie die Dunkelheit anbricht, an den seichtesten Stellen neben oder auf den Sandbänken zu liegen. Da werden sie ebenso von den Raubfischen jeder Größe und Gattung gezehntet, wie vom Fisherman gefangen, der dem Fange und der Erhaltung der Köderfische die gleiche Aufmerksamkeit widmen muß, wie der Behandlung der Leinen. Erst Minnows, dann Fishlines. Der Minnowsfang ist zwar keine komplizierte, aber eine oft zeitraubende und immerhin lästige Arbeit, weil er zumeist des Nachts vorgenommen werden muß. Still und dunkel muß die Nacht sein, da die Schwärme bei Mondlicht zu sehen sind und bei stürmischem Wetter in tiefem Wasser liegen. Die Aufenthaltsplätze der Flags sind leicht auszukundschaften, da die Fischchen weithin hörbar, oft auch sichtbar werden durch das Geräusch und die drängende, schwirrende und quirlende Bewegung der Wasseroberfläche, die sie durch das Auseinanderstieben erzeugen, wenn Raubfische unter sie fahren, was alle Augenblicke geschieht.

Im seichten Wasser also werden die Züge mit dem Minnow-Sein gemacht. Dieses Netz ist aus feinem, organtin- oder musselinartigem Stoffe gefertigt, besitzt, wenn zwei Mann damit arbeiten, gewöhnlich vierundzwanzig Fuß Länge und fünf Fuß Höhe oder Tiefe, sowie zwei Flankenstützen, Bodenleine und Bleisinker, die es zum Boden herunterhalten. Ein Ende des Netzes wird nun mit dem Stützstock in den Ufersand gebohrt und steht da fest oder wird von einem Gehilfen festgehalten, während der Fischer das übrige Netz rasch, aber ohne das leiseste Geräusch aufrollend und im Wasser nachziehend, vorsichtig in die Strömung hinauswatet und endlich eine halbmondförmige Schwenkung gegen das Ufer zu macht, um den Schwarm vom offenen Wasser abzuschneiden. Gelingt ihm der Zug in dieser Weise, so wird das Netz auf den Sand gezogen und entweder absatzweise in bereitstehende, mit Wasser gefüllte Kübel — Buckets — geleert, oder aber die Gefangenen werden mit den Händen aufgelesen und wandern den gleichen Weg. Letzteres namentlich dann, wenn der Zug nur wenig geliefert hat. Später kommen sie in eigens gebaute große Behälter — Minnow-Boxes — die stets in lebendigem, frischem Wasser schwimmen, und werden da aufbewahrt. Braucht sie der Fischer zum Aufködern — Baiten — seiner Leinen, so schöpft er sie mit dem Handnetz — Dipper — einfach heraus, soviele er eben für notwendig hält.

Das „Einlegen" der Minnows für die Fischerei im Spätherbste, wo die Raubfische, namentlich Salmons, zahlreich laufen, Köderfische jedoch nicht mehr zu haben sind, da sie sich in tiefem und ruhigem Wasser eingeschlammt haben, sowie endlich deren Überwintern für den Start

unmittelbar nach dem Eisgang im Vorfrühling, das bilden eigene und sogar recht schwierige Kapitel in der Kunst dieser Fischerei. Zwar findet man die Minnows von der Größe der kleinsten Stecknadel bis zum spannenlangen und halbzolldicken Köderfische, doch sind die etwa zwei Zoll langen Fischchen am häufigsten und für den gewöhnlichen, alltäglichen Gebrauch des Trottlinefischers am besten geeignet. Auch hier gehen die Meinungen insofern auseinander, als viele nach dem Grundsatze arbeiten: „Große Minnows fangen große Fische . . .", während andere wieder beim Durchschnittsminnow bleiben. Soviel ist sicher, daß der Fischer, der hauptsächlich auf große Fische — namentlich der Mudcat erreicht ein Gewicht bis zu hundert Pfund — spekuliert, gewichtigen Köder verwenden muß, denn bei solchen Burschen hört das Futtern an Minnows auf. Das lehren sie selbst, indem es nicht allzu selten vorkommt, daß der Mann seine Trottlines revidiert und an einem gefangenen zwei- und drei-pfündigen Channelcatfish einen Mudcat von fünfundzwanzig Pfund hängen findet, welch' ersteren sein großer, gelber Namensvetter und Gattungsverwandter bis zu den Hörnern hinabgeschlungen hat. Wer auf so große Fische ausgeht, steht sich sehr gut mit deutschen Karpfen, die ihrer Lebhaftigkeit wegen sehr geschätzt sind, ebenso werden Bullheads, Sunfishes und Dogfishes bis zu einem halben Pfund lebend an die Hakenschnüre gehängt, die naturgemäß ebenso wie die Haken und Leinen selbst aus bedeutend stärkerem Material bestehen müssen als sonst. Auch die verschiedenen Jahreszeiten verlangen andere Köderarten, wenngleich als Regel gelten kann, daß Minnows immer genommen werden, wenn man sie eben hat.

„Nun ist's aber genug mit der ganzen, grauen Theorie . . .", meint der Hausherr, der schon geraume Zeit unruhig und ungeduldig auf der Ofenbank herumgerückt ist und nach dem alten Zeitmesser geblickt hat. „Vier Stunden sind seit dem Legen der Leine und dem Aufködern verflossen, und bis Mitternacht — jetzt ist's um diese Zeit — habe ich noch immer die schwersten Catfische gefangen . . ." „Also 'raus . . .!"

Mondlichte, sternenklare, tiefstille Nacht. Vorne im Boote wird zwischen zwei winkelig gegeneinanderlaufende Holzleisten die Laterne eingeschoben und gegen jedwedes, hier leicht mögliche Ungefähr versichert; der Kübel mit den Köderfischen und ein Bund Reservehaken befinden sich in Griffweite daneben, und dann gleitet das Boot lautlos hin durch das von milliardenhaftem Leben scheinbar flimmernde Wasser. Düster, bizarr, ungeheuerlich sind da die Schatten, die, ausgehend von den riesenhaft aufstrebenden Uferbäumen, ausgegossen liegen über die Umgebung . . . Nachtvögel und gar seltsames Getier beginnt um und in den Lichtkreis der Laterne zu schwirren und zu flattern, um blitzähnlich wieder davonzuhuschen, gespenstisch hinabzutauchen in das benachbarte Schattenreich. Von hohem Überständer schallt das gräßliche, Wahnsinnsausbrüchen ähnliche Gelächter und Gejauchze der großen und kleinen Eulen herüber, und dazu rauscht und lispelt, pfeift und singt und murmelt die unendliche Wassermasse ihre eigenartigen Weisen.

Das Boot hält, der Stern steht stromauf, und wir gleiten mit der Strömung abwärts. Die Linke steuert mit e i n e m Ruder, die Rechte hält das Seil, an welchem der Grawlinghaken befestigt ist, und dieser fühlt, sucht,

arbeitet auf dem Grunde nach der Leine. Plötzlich ein anfänglich nachgiebiger, später doch fester Widerstand — ein Ruck — der Haken hat die Trottline gefaßt. Der Fischer steht auf, tritt gegen den Stern und zieht sich am Seile mit dem Haken stromauf, bis er imstande ist, die Leine aus der Tiefe herauf und über das Boot zu heben. „Ruck — Ruck — Ruck . . .“ so wird schon während der Reise an die Oberfläche die telegraphische Nachricht aus der unsichtbaren Tiefe herauf an die Nerven übertragen und das logische Denkvermögen schließt sofort: Catfish. Wir kennen ja sein Rucken und Zucken, seine Art und Arbeit am Haken zur Genüge und wissen sofort, daß es zwar kein besonders schwerer Fisch ist, eher ein Fiddler, von bestens zwei Pfund, welche zwölf Cents bringen, daß wir aber, weil es eben der erste seines Stammes im Jahre ist und wir ihn darum nicht verlieren wollen, denn doch den Dipper — das Landungsnetz — in Aktion treten lassen, das zu diesem Zwecke bereit liegt. Nur gemütlich nehmen und keine Übereilung, denn ist der Fisch schlecht eingehakt, so kommt er doch früher von der Leine los, als wir ihm an den Hörnern sind. Langsam, aber stetig und sicher, ziehen wir die Leine über dem Boote fort und dieses selbst an ihr entlang. Das Arbeiten des Fisches wird um so stärker, um so heftiger, je mehr er aus der Tiefe herauf gegen die Oberfläche zu muß. Endlich sind wir so nahe an ihm, daß wir das Handnetz über seinen Schwanz streifen können, in diesem liegt seine größte Spann-, Schnell- und Steuerkraft, ein versuchter Schlag seinerseits, der den ganzen gekrümmten Körper von selbst in den Netzrahmen wirft und nun — whoop — ein Schwung von unserer Seite, und Netz und Fisch und Angelschnur

und Trottline sind glücklich im Boote gelandet. Jetzt fest, aber nicht unvorsichtig zugegriffen, da der Catfish mit seinen sägeartig gezackten Hörnern, die er sofort angriffsbereit aufstellt, ganz eklige Schnitte beibringen kann, und heraus mit dem Haken, der sehr selten tief in edlen Teilen, wie im Schlund oder in den Kiemen steckt, vielmehr zumeist in der lederartigen, zähen Haut der Schnabelbögen, der Gaumenpartie oder den Kiefernknochen, selbst am fleischigen Ansatze der Fühlfäden, des Schnurrbartes, eingerissen ist. Eine geübte, kräftige Drehung bringt auch dies im Scheine der Laterne fertig, der Fisch ist frei und wird aus den Fingern auf den Boden des Bootes gelegt, auf welchem mit Absicht etwa ein halber Zoll Wasser gelassen wurde, oder sich mitunter in größerer Fülle von selbst dort einstellt, als einem gerade lieb ist. Nun wird der Haken frisch aufgeködert, die Leine gleitet wieder über die Bordwandung, und die Reise an ihr kann weitergehen.

„Ruck — Ruck — Ruck" — kommt's wiederum herauf, gar nicht weit, aber in anderem Tempo, anderen Takten, als sie der Catfish spielt ... Es ist ein Sheaphead (Schafskopf), ein stattlich aussehender Fisch, der gewöhnlich auch leicht, d. h. in der Haut zwischen dem Unterkieferbogen oder nahe den Mundwinkeln eingehakt ist. Und nun die Salmons. Diese Edelfische sind heißhungrig wie die Wölfe, sie schießen und jagen und schnappen nach allem, was sich in ihrem Bereiche regt, mit gewaltigem Run, und daher sind die meisten von ihnen „schwer gefangen", tief eingehakt. Der Haken sitzt gewöhnlich fest im Schlundknorpel oder tief in der Magenwand. Sowie er entfernt wird, Luft eintreten kann und Blut fließt, stirbt auch dieser

Fisch sehr rasch, und daher ist der Fischer gezwungen, sich in der Salmonseason, die in den Spätherbst bis zum Eisrinnen fällt, mit genügend Eis zu versehen, um diese köstlichen Fische zu erhalten. Im Vorfrühling oder Spätherbste, solange die Salmons noch in ganzen Scharen laufen, hängt oft ein ganzer Schwarm „bis auf den letzten Mann" nebeneinander an den Haken. Zweiundzwanzig von fünfundzwanzig Haken haben wir schon abgenommen, und wir gönnen unserem Fischermanne gern für jetzt ein halbes Dutzend sicher im Boote, um weiterarbeiten zu können an der Leine, dahin, wo es sich wiederum meldet. Kaum kommt die Trottline höher über die Oberfläche und näher zum Boote, so taucht's auch schon heraus und herauf und haspelt und schwingt sich hinüber und herüber in drohenden und schnellenden Sprüngen und Windungen, in plätscherndem Hasten und Arbeiten, um vom Haken loszukommen, querüber und unter die Leine — ein wahrhaft gelungener Anblick. Das sind die Sandsturgeons (Sandstöre), urkomische, harmlose Burschen mit stachlichten Panzerplatten auf dem Rücken und haifischähnlicher, querliegender Mundöffnung. Die laufen und beißen das ganze Jahr hindurch, selbst unter dem Eise, vorzüglich an toten, halbfaulen Minnows oder an Würmern, kommen ungemein häufig vor, sind jedoch in frischem Zustande für den Markt wertlos. Vielleicht treiben sie auch gerade in Erkenntnis dieser ihrer Eigenschaft, wie es beim Homo sapiens mitunter ja auch vorkommen soll, den größten Boom. Werden sie vereinzelt gefangen — sie beißen oft gar nicht, sondern bleiben mit allen Körperteilen an den Haken hängen — so winkt ihnen sofortige Freiheit, da sie bei warmem Wetter und Wasser auch in den gewöhn-

lichen Fischboxes schlecht zu halten sind; hat der Fischer dagegen eine genügende Anzahl dieser gepanzerten Gesellen beisammen, so daß sich das Ausnehmen und die sonstige Arbeit bezahlt machen, dann ist die Sache eine andere. Die Sturgeons werden ausgenommen, bleiben acht bis zwölf Stunden in Salzlake liegen und wandern zuletzt ins Räucherhaus, wo sie über gelindem Feuer von Weidenholz oder Ranken vom wilden Wein geräuchert werden. Derartig behandelte Fische schmecken geradezu delikat, selbst für den verwöhntesten Gaumen, und kommen mit sieben bis zu zehn Cents pro Pfund in den Handel. Namentlich dann spielen Fang sowohl als auch Zubereitung der Rauchstöre eine Hauptrolle für den wöchentlichen Kassabestand des Fischermannes, wenn hoch im Spätherbste kurz vor oder unmittelbar während des Eisganges jene tote Zeit eintritt, wo alle übrigen Fische, selbst die Salmons, zu beißen aufhören. Dann bleiben als alte Garde und werden gewürdigt die in guten Tagen kaum geschätzten, oftmals nicht mit den allerhöflichsten Ausdrücken bedachten Sandstöre, die zwar viel Arbeit geben, doch aber immer noch etwas einbringen.

Wir sind beim letzten Haken am Ende der Leine angelangt und mit der Arbeit somit fertig. Noch einmal beleuchtet die Laterne, soweit ihr Lichtkreis reicht, eine abgeschlossene, kleine Welt, wie eine hell erleuchtete Bühne, eine offene Szene, über die, gleich tanzenden Drahtpuppen, die an den Schnüren hängenden, weißschimmernden Köderfischchen hinschweben, um der Reihe nach hinabzutauchen in die Versenkung, aus der herauf es rauscht und murmelt und schäumt und rieselt und lockt, in dämonisch versuchenden Weisen, dann sinkt auch die Leine wieder

auf den Grund zu frischer Arbeit, und wir können die Pfeifen anheizen und heimfahren. Denn kalt ist's geworden bei der nassen Beschäftigung, und die lebenden Fische wollen auch aus dem alten Bootwasser herausgenommen und in ihren Behältern verwahrt werden; dann mögen die wenigen Stunden, die dem Fischer noch bis zum Morningrun bleiben, der verdienten Ruhe gewidmet sein.

Der richtige Fisherman, der Arbeiter, wird sich nach beendigtem Nightrun wohl auf sein hartes Lager strecken, der Sportfreund mag gehen, soweit seine Mittel reichen, mit Becherklang die Zeit vertun bis zum Morgen oder anderweitig . . . Wir wollen ausruhen, denn „von vier bis zehn Uhr morgens wie des Nachts ist Fischerszeit . . ." sagt ein altes Wort, das guten Klang hat auf dem River, und nur wenige Stunden bleiben uns noch bis dahin.

„Wenn die Fische beißen und die Trottlines steh'n —
Ist jede dritte Stunde nachzusch'n . . . .!"

Alle drei Stunden ein Run in guter Zeit, das ist die Regel. Ansonsten gibt es abgedrehte Haken, als Resultat eines Manövers, das vorzüglich der Catfish mit Kunst und Vorliebe betreibt, um erstere dann als „ergebenste Empfehlungen" für den Fischer an der Trottline zu hinterlassen. Die „best regards" sagen: „Guck, ich war da, du aber nicht, wenigstens nicht zur rechten Zeit, und da es mir langweilig wurde, empfehle ich mich . . .!" Derartige Zeichen reden eine beredte Sprache, sie mahnen zu fleißigem Nachsehen, wobei man natürlich auch Maß halten muß, um das Wasserrevier nicht mehr als unumgänglich notwendig zu beunruhigen. Wo immer ein

Fisch diese Arbeit fertig bringt, geht doch allen übrigen der kleinere Catfish voran. Dann folgen die Sandstöre. Sowie einer dieser einen festen Widerstand spürt, z. B. in der Nähe der Leinenenden an den zwei Steinen oder in starker Strömung in der Mitte der scharf gespannten Leine, da fängt er an, sowie ihn der Haken längere Zeit festgehalten hat, sich an diesem und durch ihn an der Hakenschnur zu drehen. Er muß wohl die Aussichtslosigkeit seiner bisherigen aktiven Kampfweise — Ziehen, Zerren und Reißen stromabwärts — einsehen und ändert eben seine Taktik insofern, als er sich stromauf zu drehen und zu winden beginnt und in steten Spiralen die Schnur so lange und so enge um den Haken herumarbeitet, bis diese an letzterem vollständig aufgewickelt und direkt an der Hauptleine angelangt ist. Nun hat die Leine nichts mehr herzugeben, sie hat keinen Spielraum mehr, den Fisch müde zu machen, und Mister Cat kann das, was sonst den drehkundigen Fingern des Fischers überlassen bleibt, s e l b s t besorgen, indem er sich einfach abdreht und den Haken nebst „der Tante künstlichem Gestricke . . .“ wie Wilhelm Busch sagt — als Gruß an den Fischer hinterläßt.

Daß diese Art loszukommen nur bei leichtgefangenen, wie überhaupt bei kleineren Fischen möglich ist, von schwergehakten und größeren dagegen kaum praktiziert werden kann, ist wohl klar. Auch verüben diesen Frevel nur kleinere Fische, da der große Bursche im Bewußtsein seiner enormen Kraft so lange nach rückwärts tobt und kämpft und die Hakenschnur dadurch stets schärfst gespannt erhält, bis es ihm entweder gelingt, den Haken, falls dieser vielleicht schwächlicher Konstitution ist, geradezu-

ziehen, oder das Maul an der Fangstelle ausreißt, vielleicht auch die „Station" oder Leine bricht, oder aber der Fischer auf der Szene erscheint, und durch ein kategorisches „nevermind" den Kampf zu des Fisches Ungunsten entscheidet. Mitunter beschleunigt er auch nur sein Loskommen durch eine zu hastige, ungeschickte Aktion oder treibt den Fisch zum letzten, vollen Einsatz seiner Kraft und hilft ihm dadurch zum Siege, zur Freiheit. Well, wir wollen heute weder abgedrehte noch geradegezogene Haken, sondern Fische haben, und fahren daher nach eingenommenem Frühstück, das sich der Amerikaner nun einmal nicht nehmen läßt, wenn es auch nur aus Brot und einem Stück Speck besteht, das mit einer Tasse heißen, schwarzen Kaffees hinuntergespült wird, wiederum los. Die Sonne steigt eben herauf über die felsgekrönten Uferhöhen des Badgestaates (Wisconsin), einzelne Entenflüge ziehen eiligst in die endlich wieder Nahrung bietenden Landsloughs oder Inselakes — der Fischer trägt eine ernstere Miene zur Schau als gewöhnlich, auch stößt er den Kahn in anderer Richtung vom Ufer ab als gestern, und dann . . . was liegt denn dort neben dem Landungsnetz zu seiner Rechten auf dem Sitze . . .?! Auf unsere Fragen, weshalb anderswohin und wozu das gekrümmte Eisen im Boote, scheint er nur gewartet zu haben, denn er lächelt verständnisinnig, als wollte er sagen: „Ja, Bauer, das ist heute eben etwas anderes . . ." Das drei bis vier Fuß lange und halbzöllige scharf zugespitzte Eisen nennt er Gaff-Hook, dazu bestimmt, schwere Fische, die „überhaupt erst Fische zu nennen sind . . .", sicher einzuhaken, um sie dann an Bord zu ziehen, und meint trocken im übrigen, er wüßte ein „tiefes Loch" im River und

sei der Ansicht, daß sich in dessen ungestörter Behaglichkeit noch etliche Fish-Babies — Mudcats von fünfzig Pfunden und darüber — ganz wohl fühlen könnten. Diesen zu Liebe und hoffentlich zu Leide hätte er bereits vor zwei Tagen eine kurze, aber starke Leine von nur dreißig Haken, eigens mit großem, ausgewähltem Bait beködert, der Tiefe anvertraut, und besagte Babies-Line zu heben und nachzusehen, dies ist der Zweck der heutigen Morgenfahrt. Die Gegend am Wisconsin-Ufer gewährte, gerade was das Wasserrevier anbelangt, einen gänzlich anderen Anblick, als der Schauplatz unseres nächtlichen Ausfluges ihn geboten. Ein kleines Eiland schob sich da mit scharfer Spitze gegen den Strom und zwang ihn, sich wenigstens auf eine Strecke zu teilen. Der östliche Arm war bedeutend schmäler als sein Bruder im Westen, dafür aber tief ausgewaschen. Der Arm wurde sehr selten befahren, vor allem ließen ihm die alles von Grund auf turbierenden Dampfschiffe Ruhe, weil er zu viele Krümmungen aufwies, und auch die riesigen, „doppelspännigen" Rafts mieden ihn sorgfältigst, weil er für ihre notwendigen Manöver zu wenig Platz zum Lavieren bot. Dafür wühlte und schob sich aber die Wassermasse mächtiger als anderwärts durch dieses Bett, ein ungestörtes Sein war in den Tiefen dieses Wasserreviers leicht möglich, und das Einmünden zweier Flüsse aus dem „Badgestaate" half noch mit, die Lebensbedingungen für derartige „gnädige Herren" im Fischreiche zu den angenehmsten zu gestalten. Pensionopolis . . .! Etwa hundert Fuß vom steil ansteigenden Ufer, wo der Strom an zehn Meilen die Stunde lief, sollte der erste Stein liegen — der Grawlinghaken begann seine Arbeit. Einmal, zweimal,

dreimal vergeblich, immer von neuem stromauf gefahren und unverdrossen versucht — das kommt bei so kurzen Leinen öfter vor . . . „immer wieder druff" und das Boot stromab gesteuert sowie mit dem Haken versucht und gefühlt — endlich hat er Leine gefaßt. Sie singt und pfeift und schwirrt und zittert in der scharfen Strömung, wie eine gespannte Darmsaite auf dem Instrument vibriert, bereits während des Aufhebens . . . nun fängt's an zu arbeiten an ihr in langen, gewaltigen Zügen — wie wenn jemand einen Glockenstrang in Bewegung setzen will, so mutet es an. Das läutet der König der Mississippitiefen, der starke Mudcat, der am Haken hängt und sein titanenhaftes Rasen gegen die Fessel herauf kundtut an die Oberwelt. Auf und nieder, mit und gegen die Strömung, hin und her, soweit die beiden festgebetteten Steine Spielraum geben, fährt die Leine und hat auszuhalten, was der Stoff hergeben kann. Auch wir haben alle Mühe, Kraft und Gewandtheit aufzubieten, um im Kampfe mit dem Fisch und der reißenden Strömung die Leine nicht zu verlieren, sondern über Bord des Skiffs zu halten. Austoben lassen . . ., müde machen und planmäßig der Wut des Fisches begegnen . . . das sind nunmehr die drei Punkte, nach denen der Fischer seine Arbeit einzurichten hat.

Oft heißt es, ausgestreckt hinlegen vorne im Boote und nur die Hände vornüber schaffen lassen . . . . dann wieder blitzähnlich auf, ein Ruder erwischt und durch einen Steuerdruck dem Boote dahin geholfen, wo es jetzt, oder im allernächsten Augenblick notwendig sein wird. Ganz ähnlich spielt sich dies Ringen ab, wie das Einfangen der wilden Bronchos auf den wildwestlichen Plains, nur

mit dem gewichtigen Unterschiede, daß der Mann dort festen Boden unter den Füßen hat, während die einzige Basis bei uns eine äußerst schwankende und bewegliche, höchst unsichere, das leichte Skiff, ist, das viel mehr noch fortwährender Aufmerksamkeit und Steuerung bedarf. Auch der Halt, den die Trottline selbst zu bieten scheint, ist ein höchst trügerischer, ja, wird mitunter gefährlich, während das Ungeheuer da unten in seinem ureigensten Elemente kämpft, in der tiefen, schauerlich reißenden Strömung, die gegen das Boot antobt und arbeitet, als wollte sie einem ihrer bevorzugtesten Bewohner zu Hilfe kommen, ihn nimmer herausgeben, sondern seinem feuchtfröhlichen Dasein erhalten.

Uns dagegen ist's darum zu tun, den Fisch möglichst oft und jedesmal für längere Zeit über Wasser zu holen und da zu halten, ihn dadurch zum Maulöffnen zu zwingen, so daß Wasser eintreten kann, und im übrigen trachten wir so nahe an ihn zu kommen oder ihn so nahe an das Boot zu lancieren, — ja nicht unter dieses — daß wir ihm das Landungsnetz überstreifen oder den Gaffhook einhaken und ihn damit bändigen können. Die Phasen und Möglichkeiten dieses ungleichen Kampfes, der mitunter Stunden währt, da eben langsam gearbeitet werden muß, sind fast jedesmal andere; denn sie werden durch mannigfaltige Umstände bedingt. Zunächst kommt es darauf an, wo und wie der Fisch selbst eingehakt ist, ob der Haken durchgegriffen und an Knochenbögen Halt hat oder bloß in der Haut sitzt, ob somit die Fangstelle schwer oder leicht oder gar nicht ausreißen kann; ferner ist jedesmal in Betracht zu ziehen, ob der Platz, welcher dem Haken, der gefangen hat, seinerzeit beim Legen der

Trottline zugewiesen wurde, nahe an einem der beiden Steine oder entfernt von diesen liegt, ein Faktor, der das Arbeitsvermögen des kämpfenden Fisches direkt bestimmt. Ist die Hakenschnur an der Leinenpartie nahe an einem Stein befestigt, so ist der Anhalts- und Angriffspunkt des Fisches ein fester, der Spielraum ein kurzer, und der Fisch kann daher seine Riesenkraft ruckweise oder auf einmal, stets aber voll zur Geltung bringen, wird daher entweder den Haken gerade ziehen, wenn es nicht ein besonders starker ist, an dem er hängt, oder die Leine sprengen oder endlich leicht selbst ausreißen. Hängt er dagegen mehr gegen die Mitte der Leine zu, so gibt diese seinen Bewegungen immer wieder nach, allmählich bis zu einer bestimmten Grenze, soweit sie eben gehen, gibt her, was sie hergeben kann, um, sowie die Zugkraft nachläßt, wieder zurückzuschnellen, dem Fische also niemals die volle Kraftentfaltung zu ermöglichen, ihn vielmehr durch das stete Ausgeben und Einziehen müde zu machen und gerade durch dieses Spiel sein Ab- oder Ausreißen selbst, sowie das Brechen der Hakenschnur oder des eigenen Stoffes schon sehr unwahrscheinlich zu gestalten.

Der Fisch kommt dann endlich hoch, sein Toben hat nachgelassen oder aufgehört und er läßt sich gegen das Boot ziehen, er treibt heran. Nun aber ans Werk! Mit kurzer Bewegung ihm den Dipper über den Schwanz gestreift, so daß der sich zum Schlage zusammenziehende Körper von selbst in das Netz schnellt, und herein mit ihm; oder den Gaffhook kurz und scharf von unten heraufzu eingerissen in die Kiemenbögen, wenn dies irgend angeht, sonst nur irgendwohin, soweit Fischfleisch sichtbar wird, und damit das Drama beendigt.

Das Handhaben dieses Hakens will ebenso gelernt und verstanden sein, wie der Gebrauch des Hirschfängers und Knickers, denn hat der Mann keine Praxis darin, verfügt er nicht über arbeitsgewohnte, eisenharte Finger, so schmettert ihm der Fisch den Haken einfach aus der Faust und bricht von neuem los. Selbst wenn die Hakenschnur auch dann noch hält, so schießt er sofort unter das Boot, man verspürt einen wuchtigen Schlag gegen dessen Wandung oder Boden und hält mit einem Male eine — merkwürdig leichte, ganz ruhige Leine in der Hand — ein Anblick, der jenen der abgedrehten Haken der Fiddler-Catfishe noch weitaus übertrifft. Abgesehen von dem geradezu nichtswürdigen Gefühle, das in diesem Augenblick und später, wenn auf den Sturm die Reaktion gefolgt ist, erst recht platzgreift, ist ein solches Ergebnis auch stets ein buchstäblich schwerer Verlust. „Ein wahrer Satansbursche . . . .", meint unser Freund noch beim Pfeifenanzünden, „und fett wie ein Schwein . . ."! Das sind derartige Yellow-Cats denn auch, und der Vergleich mit einem frisch ausgeschlachteten Schweinchen ist der beste. Wir selbst haben Burschen von siebzig Pfund Marktgewicht glücklich gelandet im mittleren Mississippi, der in den großen Tiefen seines Unterlaufes, abwärts etwa von St. Louis, noch schwerere Babies von hundert Pfunden und darüber bergen soll.

So verführerisch und lockend die Aussicht, und so erträglich im günstigen Falle das Arbeiten auf große Fische auch ist, so wenig darf der Mann, der für sein Leben fischt, im allgemeinen seine Zeit hauptsächlich dieser gewagten Spekulation widmen — es sei denn, er fischt in einer Gegend, wo so alte Knaben häufig und regel-

mäßig hausen. Und nichts weiter als eine riskante, zeitraubende Spekulation wäre es, wollte da einer im weiten Mississippi ausschließlich nach solchen Riesen suchen. Denn vom Finden des geeignet scheinenden Wassers bis zum Hereinbringen des schweren Mudcats ist ein weiter, weiter Weg, auf dem der Fischer an manchem Markttage die Fahrt nach der Stadt allerdings ersparen würde, weil seine Fischkästen für kleinere, aber gute Durchschnittsfische leer geblieben sind, indem er seine beste Zeit einem Phantom zum Opfer brachte. Es ist ungefähr das gleiche Verhältnis, wie beim Weidwerken ausschließlich auf starke Hirsche, wobei der Sportsman, der die Jagd betreibt, sich's allerdings leisten kann, während der Fischer in Befolgung seiner Passion verhungern würde. Gefüllte Fischbehälter oder Eiskästen am Markttage — damit kauft der Mann, was er will und braucht, zur rechten Zeit. Ist er imstande, n e b e n seinen übrigen Lines eine derartige Leine an guter, nicht zu weit abgelegener Stelle zu halten und zu übersehen, so geben sicher hereingebrachte zwanzig oder fünfzig Pfund auf einmal allerdings in der Wochenkassa gewaltig aus. Hauptsache bleiben jedoch für ihn drei oder vier — wenn es sich bezahlt und er physisch imstande ist, alles regelmäßig zu beaufsichtigen — auch ein Dutzend Trottlines in dem Reviere, das er beherrscht, an jenen Plätzen, die den Fischen zusagen, an denen sie gerne laufen, oder durchkommen müssen, um nach ihren Futtergegenden zu gelangen. „Zwangsstraßen" gibt es im Wasserrevier ebenso, wie „Zwangswechsel" bei der Gebirgsjagd. Unter normalen, täglichen Verhältnissen wird im Sommer nur spät des Abends aufgeködert und am Morgen abgenommen; spät am Abend deshalb,

weil vorzugsweise an heißen Tagen das ungezählte „kleine Zeug" lebendig und an der Arbeit ist, hart- und weichschalige Schildkröten, Schlangen und kleine Fische überall herum und darauf aus sind, die Minnows abzuknabbern, und so den gesuchten größeren Fischen bloß die leeren Haken entgegenstarren zu lassen.

Im Spätherbste, wenn das Wasser kalt geworden ist und das genannte „Ungeziefer" verschwunden, tauchen wieder die Lizzards auf, die bis zum Eisgange an Köderfische beißen und gefangen werden. Größere und große Catfische liegen bei heißem Wetter tagsüber wohl in sehr tiefer Strömung still und bewegen sich erst die Nacht hindurch nach Futter. Daher genügen für gewöhnliche Zeitläufte Nacht- und Morgenrun. Doch kann es hierfür um so weniger bestimmte, schablonenhafte Anweisungen oder Vorschriften geben, als teilweise oder ganze Mobilisierungen des Fischaufgebotes sehr oft urplötzlich erfolgen, um tagelang anzudauern.

Wenn die Wassermassen in dem kolossalen Stromgebiet durch gewaltige Stürme von Grund aus aufgewühlt und durchgearbeitet wurden, wenn im Frühjahr oder Vorsommer regelmäßig starke Hochwasser den Mississippi binnen wenigen Tagen um viele Fuß steigen machen, so daß „der Vater der Ströme" klafterhoch über die höchstgelegenen Inseln flutet und schäumt und brandet, von den Einhalt gebietenden Felsenzinnen des einen Staates bis zu den waldigen Uferhöhen des anderen — ein einziges, riesenhaftes Flußtal bildend und ausfüllend —, dann laufen die aufgerührten Fische überall und alle Zeit. Sie können eben ihre Standquartiere freiwillig verlassen oder wurden dazu gezwungen — neue Straßen und

Strömungen sind ihnen gewiesen, unbekannte Gegenden erschlossen, frische Futterplätze eröffnet worden — sie reisen eben, und der Fischer begleitet sie Tag und Nacht ohne Rast und Ruhe.

Neuer Grund, neues Wasser, neues Leben oder Tod. Wenn auch die meisten dieser Vorgänge an der Oberfläche direkt nicht sichtbar sind, so sind doch deren Ergebnisse, Folge- oder Begleiterscheinungen fühlbar, und ihre Beobachtung läßt darauf schließen, daß der gewaltige Strom immer und ewig an der Arbeit ist. Inseln versinken und neue tauchen auf, Landstreifen sind über Nacht fortgespült vom Ufer, und an andern Plätzen steigen neue, bisher unbekannte aus den Tiefen empor . . . Die nassen Pfade der Dampfer müssen urplötzlich gewechselt werden, da die Lotleinen der Piloten mit einem Male drei Fuß Wasser ergeben, wo vor wenigen Tagen noch zwanzig verzeichnet standen, die berghohen Schichten, welche in der Form von Sandbänken heute hier, morgen dort zutage treten, sind in stetiger schiebender und geschobener Bewegung. Alles, alles deutet darauf hin, daß in den unsichtbaren Tiefen eine ungeheure, für uns geheimnisvolle Welt lebt und webt, ein millionenhaftes Leben von Gigantenarbeit, von Urewigkeit an, wie es in den einzelnen Phasen nur die kühnste Phantasie eines Maurus Jokai oder Jules Verne zu träumen und zu schildern vermöchte. Auch Ab- und Zunehmen des Mondes, die ja auf Ebbe und Flut einwirken, sowie der Wechsel der Jahreszeiten haben mit den Bewegungen der Fische vielerlei zu schaffen, und diesem so unendlich mannigfaltigen Getriebe ist das Wasserrevier im großen wie im kleinen direkt unterworfen — mit ihm aber auch seine Bewohner. Aufgabe des

Fischers ist es nun, alle die erwähnten Momente auf das eingehendste zu beobachten und nach der möglichen Erkenntnis ihrer Wechselwirkungen zu streben. Man lasse jemand, der weder fährten- oder spurenkundig ist, noch vom Weidwerk etwas versteht, in einem selbst gutgehegten Waldbestande oder Urwalde zur Tageszeit bummeln, und er wird in den allermeisten Fällen kein Wild zu Gesicht, geschweige denn zu Schuß bekommen und müßte, wäre er darauf angewiesen, wohl verhungern. Ganz das gleiche Ding, wenn man glaubt, das Fischen bestehe einfach darin, daß man auf den Fluß fährt oder sich ans Ufer setzt und die Angelschnur einfach ins Wasser wirft, gleichgültig wo, wie und warum, um die Fische „nur so herauszuwimmeln".

Genau wie das Kennenlernen der Gelegenheiten, der Äsungs- und Tränkplätze, der Wildwechsel und Pfade, der Wetterverhältnisse und Windrichtungen, der klimatischen und tellurischen Beschaffenheit des Bodens, kurz gesagt: die gründlichste Kenntnis der gesamten, nie ausgelernten Jagdwissenschaft beim Jäger und Naturforscher einzig Aussicht auf Erfolg geben, ebenso verhält es sich beim Fischer. Nur sind dessen Studium und Arbeit ungleich schwieriger gelernt und praktiziert, weil seine Revierverhältnisse sowohl als auch sein Wild der sinnlichen Wahrnehmung und Beobachtung zumeist entzogen sind und er hauptsächlich auf Rückschlüsse angewiesen ist. Das Wild, dem er nachstellt, sieht er gewöhnlich erst dann, wenn er es bereits hat, seine Arbeit ist lediglich auf Schlußfolgerungen basiert. Wer da regelmäßig aufs Geratewohl fischen wollte, würde ebenso wenig mit Erfolg arbeiten, wie jemand, der beim bloßen Hinausgehen

Pelztiere zu fangen oder sein Leben mit der Jagd fristen zu können glaubt. Zufall aber kann auf die Dauer unmöglich ernähren.

So ist denn auch die Fischerlaufbahn alle Tage neu, kann gar nicht einseitig werden, und genau wie beim Weidwerke bleibt aus der unermeßlichen Fülle und Mannigfaltigkeit des Stromlebens dem kleinen Menschen nur eine ganz verschwindend kleine Auswahl von feststehenden Anhaltspunkten und Grundregeln, welche für alle Fälle Geltung haben können, sowie gewissen Methoden bestehen. Erstere erstrecken sich auf das Beobachten der Vorbedingungen, die letzteren beziehen sich auf die eigentliche, hier geschilderte Arbeit, auf einfache Handgriffe und Verrichtungen an der Angelschnur.

Rastlose Tätigkeit und Nüchternheit, immerwährendes Bessern, Flicken und Nachsehen — kurz, nimmermüder Fleiß ist notwendig, um Erfolg zu haben. Ärger und Verdruß bleiben trotzdem nicht aus, Verluste treten ohne Verschulden des Fischermannes hinzu. Hochwässer und große Rafts, welche mächtige Baumstämme samt Ästen und Wurzelgewirr mit sich führen und den Grund damit fegen, heißen oft die besten Leinen und Netze einfach mitgehen, dieselbe tabula rasa macht plötzlich eintretender Eisgang, und selbst die Schaufeln der Dampfboote wühlen und arbeiten oftmals gutes Zeug vom Grunde zugrunde. Das sind eben Geschäftsverluste, für die ein eigener Posten im Jahresbudget einzustellen ist, denn sie sind unvermeidlich. Alles geht noch gut und recht, solange günstiges Wetter herrscht. Wenn aber der Südwestwind einherfegt g e g e n den Strom, daß das leichte Skiff nicht für eine Minute stromabwärts gehalten werden

der Mann nicht von der Leine wegarbeiten kann, vielmehr zu kämpfen hat, daß er die Kontrolle über sein Boot behält und nicht von den um solche Zeit überall zupackenden und festhaftenden Haken selbst über Bord gerissen wird, um in dem schauerlichen Gewirr von Haken und Schnüren einen wahrlich grauenhaften Tod zu finden . . . . oder aber der eisige Nordsturm durch das Flußtal und über die Wogen braust, die armen Finger in Sekundenzeit bis aufs Mark durchschauernd, daß sie unfähig werden, auch nur die Leine zu halten, von Fischabnehmen und Aufködern keine Rede mehr . . . . dann, Freund Saloonbruder, möchten wir dich nicht dabei haben . . .! Du tust besser, deine Fische am Freitagmorgen zu kaufen, wie gewöhnlich. Wohl aber magst du zur Sommerszeit wiederkommen und uns heimsuchen — wenn die Wasser blühen, wenn die kleinen, niedlichen, hart- und weichschaligen Schildkröten herdenweise auf Treibholz und Stämmen in der Sonne liegen, um beim geringsten Geräusch hinabzuplätschern in ihr zweites Element . . . . wenn der Zikaden Myriadenheer zirpt und schwirrt und knistert, und über die nächtlichen Inselandschaften, über den Vater der Ströme eine märchenhaft schimmernde, verklärte, unendliche Fülle und Pracht, ein stiller Gottesfrieden ausgegossen liegen, wie sie nur die Wälder und Auen des Paradieses in Gustav Dorés Prachtbibel aufweisen können . . . . dann „laufen" auch die Fische wieder — dann gibt's wieder Pfannenkuchen aus Schildkröteneiern und Weizenmehl — dann auf Wiedersehen beim Fischen!

Der Fleischkammerbär.

Es war zu jener Zeit, da wir in unseren freien Stunden Moschusratten und Minks fingen und im übrigen als Arbeitsleistung Großwild für jenes Holzfällerlager schossen, in dem wir Freiquartier hatten und die Kost dazu. So ein Lumberkamp im nordamerikanischen Busch bildet mit seiner Mannschaft und seiner peinlichst geregelten Arbeitseinteilung einen kleinen Staat für sich mitten im Wäldermeere, und ein Holzfällerlager sieht so ziemlich genau aus wie das andere: Schlafhütte, Küche und Speiseraum für die Mannschaften so nahe wie nur irgendmöglich beisammen, Schmiede und Fleischkammer etwas weiter von diesen Behausungen entfernt. Hundert bis zweihundert jugendkräftige Männer, die sehr hart schaffen müssen, wollen gut „gefüttert" sein, und Eis braucht man keines zur Fleischkammer, in der, wie ihr Name besagt, die Rinderviertel, Schweinehälften und „gedreßten" Rotwildstücke hängen; denn „sechs Monate im Jahre ist's recht angenehm kühl dort droben, und die übrige Zeit im Jahre ganz schauderhaft kalt."

Die aus armdicken Stämmen gezimmerten Schlafstellen sind etagenförmig, wie Schiffskojen, an den zwei Längswänden angebracht, so daß ein breiter Mittelgang bleibt, in dem der eiserne Riesenofen steht. Außer einem Schleifstein, dem umfangreichen Waschapparat und etlichen

Klötzen zum Sitzen enthält so eine Hütte kein weiteres Inventar, denn ein jeder hat seine geringen Habseligkeiten in seiner Schlafstelle untergebracht. Am wenigsten beliebt sind jene Schlafstellen, die zu beiden Seiten der Tür aufgebaut sind, weil es jedesmal beim Öffnen der Tür hereinzieht. Daher bleiben sie in der Regel auch möglichst lange unbelegt.

Ich war nun im glücklichen Besitze einer, besser gesagt, zweier solcher Schlafstellen, und zwar darum, weil ich in der Nacht nicht immer drei Stock herunter über die Leute klettern wollte, die unter mir — schnarchten, sondern lieber augenblicklich bei der Tür war. Ich schlief meist in den Kleidern, Winchesterbüchse und Flinte hingen griffbereit in Astgabeln neben mir an der Holzwand.

Eines schönen Morgens im Dezember — die Mannschaften waren gerade im Aufstehen begriffen — stürzte der Gehilfe des Kochs, der Cooki, mit der Meldung herein zum Vormann, daß die Tür zur Fleischkammer aufgedrückt sei und aus dieser ein halbes Schwein fehle. Die Lokalbesichtigung und noch mehr die Untersuchung der nächsten Umgebung ergab die Fährten eines starken Bären, der sich den abgelegenen Standort des Vorratshäuschens zunutze gemacht hatte und eingebrochen war. Die Boys brüllten vor Vergnügen und wollten — es war Sonntag — sofort eine Jagd veranstalten, doch entschieden der Vormann und ich, daß es besser sei, Ruhe zu halten und alles ungestört zu lassen. Hatte der Bär einmal aufgefunden, wo Barthel zwar nicht den Most, dafür aber ziemlich mühelos Fleisch holen könne, so würde er sicherlich bald wiederkommen. So wenigstens kalkulierten wir. Ich steckte nun mehrere Nächte in einem mühsam genug ausgehackten

und mit Stroh ausgekleideten Erdloch, fror ganz unbändig und schimpfte anfangs still, später laut über die miserablen Zumutungen, unnütz auf der Lauer zu liegen. Das nützte aber alles nichts, denn wer nicht erschien, war „Mister Black", der Bär. Nach vier Nächten stellte ich diesen ungemütlichen Vorpaß ein und schlief wieder in meinem „Windfang", ließ aber zur Vorsicht zwei kleine Spaniels draußen in einem warmen Verschlage. In der neunten Nacht erwachte ich durch das wütende Gekläff der beiden Hunde, griff nach meiner Winchester und sprang hinaus. Der Schnee lag kniehoch, es war Vollmond und hell wie am Tage.

Die Spaniels tobten um die Fleischkammer herum, aus welcher gerade, wie ich anlief, der Bär herauszottelte, wiederum mit einem Stück Fleisch, — wie sich's nachher herausstellte, war es ein Schöpsenrücken. Ich repetierte dreimal, aber sehr übereilt, auf etwa zwanzig Schritt, dann war Petz unter der hohen Uferbank des nahen Waldflüßchens verschwunden und fort übers Eis, die Hunde hinterdrein. Das ganze Kamp war auf, es gab einen wahren Hexensabbath und unzählige Kosenamen für mich. Der Bär war nämlich glatt gefehlt, das Hammelstück hatte er liegen lassen.

Wiederum vergingen drei Nächte mit vergeblichem Wachen und Warten und allen erdenklichen Künsteleien, aber der Bär kam nicht wieder. Die letzte Störung schien er denn doch gewaltig übelgenommen zu haben. Erst in der fünfzehnten Nacht, die der ersten Entdeckung folgte, gab es draußen wiederum einen Heidenspektakel. Als ich hinausstürzte und näher kam, nahm ich gerade den Bären wahr, wie er aus der eingedrückten Tür heraustrat, und

begann sofort auf ihn zu feuern. Fünfmal hatte ich Gelegenheit „zu pumpen" und wußte diesmal auch, daß ich draufgewesen war, wenn auch seine Fluchtfahrt recht rasch ging.

Die sofort aufgenommene Nachsuche ergab, daß „Mister Black" in flüchtigstem Tempo noch bis zu der etwa dreihundert Schritt entfernten, mannshohen Riegelfenz gekommen war, diese zu überklettern versucht, aber nicht mehr die Kraft besessen hatte, dies fertig zu bringen, denn er lag mit drei 14-mm-Kugeln im Leibe vor dem Zaun verendet.

Nun war der allgemeine Jubel wohl ein sehr großer, doch auch die Nachtruhe wieder gründlich gestört, da die Boys schon in aller Frühe die Steaks jenes Bären haben wollten, der sich an ihrem halben Schwein vollgefressen hatte. Diese erhielten sie gerne zum ersten Frühstück. Nach dem Auszug der Mannschaften zur Morgenarbeit legte ich mich schlafen und machte mich dann am Nachmittage in der wohldurchwärmten Schmiede an das gerechte Abhäuten und Zerlegen des zottigen Gesellen, dessen Wildbret für die Leute teils gepökelt, teils geräuchert werden mußte — Arbeiten, welche kontraktmäßig mir ebenfalls oblagen.

Sein Schädel aber und eine ganze Brante erzählen mir noch heute vom „Fleischkammer-Inspektor".

Luchsspuren.

Unter den drei einzigen Wildarten, die in meinen europäischen Schuß- und Fangbüchern fehlen, befindet sich neben dem Elch und dem Mufflon auch der Luchs. Trotzdem ich seinerzeit in den Ostkarpathen und später auch in Rußland wiederholt Gelegenheit hatte, den Luchs zu spüren und seine Arbeit zu beobachten, gelang es mir doch niemals, einen zu schießen oder zu fangen, eine Tatsache, die sich vor allem durch zwei Momente — das eine heißt „Pech", das andere, schlimmere: „Verpassen" — erklären läßt. Trotzdem habe ich über den Luchs sehr viel schätzenswertes Material sammeln können. Besonders einer dieser Räuber ist mir in sehr unangenehmer Erinnerung geblieben, weil er mir in einem kleinen Treiben auf etliche dreißig Schritt vertraut anlief und von mir erst gänzlich übersehen, später in seinen rasenden Fluchten mit der Kugel gefehlt wurde.

Um so häufigere Gelegenheit, den Luchs nicht nur zu sehen und zu beobachten, sondern auch zu schießen und zu fangen, bot sich mir während meiner Trapperjahre im amerikanischen Nordwesten. Meine Fangbücher aus dieser Zeit weisen eine stattliche Anzahl selbsterbeuteter „Lynkies" auf. Vom stärksten Luchs besitze ich noch heute eine Kralle, die mich an einen der schönsten Winterjagd- und Fangtage erinnert, welche ich in den riesigen Wäldern nahe der kanadischen Grenze verbracht habe.

Die Lärchen- und Zedernsümpfe waren hart gefroren, daher überall passierbar; die Eisdecke trug etwa kniehohen, staubfreien Schnee, und in den windgeschützten Lagen wimmelte es von weißen Hasen. Zu dritt waren wir tagtäglich hinter Meister Lampe her.

Die Hasen lieferten wir an ein Holzfällerlager, für das wir gegen Kost, Quartier und Stückpreis „arbeiteten". Unser Jagdbezirk war täglich von zweien von uns zu belaufen, und fünfzehn Kilometer Hin- und meist ein noch weiterer Rückmarsch lassen einem selbst den kürzesten Wintertag recht lang erscheinen, zumal wenn die Beute auf dem Handschlitten immer schwerer wird.

Bei solcher Quälerei hört das Jagdvergnügen sehr bald von selbst auf, und die Arbeit beginnt in des Wortes vollster Bedeutung. Trotzdem hatte ich mich daran gewöhnt und die Beschäftigung sogar liebgewonnen; ich möchte sie in meinen jagdlichen Erinnerungen nicht missen. Und gerade diese stille Betätigung im freien Revier ohne „Horrido und Hussassa", die einen täglich mit der merkwürdigsten Tierwelt in Berührung bringt, stündlich Neues schauen läßt und lehrt, gehört mit zu den interessantesten Episoden meines Jägerlebens.

„Wo so viele Hasen sind und Buschhühner dazu," meinte der alte French, ein kanadischer Halbblutindianer, „da ist auch ‚Mister Lynkie' nicht weit, und falls er noch nicht da ist, wird er nachkommen, verlaßt Euch darauf!"

Der Alte, welcher sein lebelang noch nicht aus dem Busch herausgekommen war, jeden Winter hindurch trappte und im Sommer als Wächter in einem der leerstehenden Kamps zurückblieb, wußte, was er sagte. Wir lachten anfangs, denn wir hatten bisher noch keinen Luchs

gespürt. Aber schon die nächsten Tage gaben dem alten Praktikus recht. Des starken Frostes wegen hatten wir nämlich den Hasenzirkel enger ziehen müssen.

Anfangs waren Tagesstrecken von zwanzig Hasen die Regel gewesen, der Wettersturz hatte uns aber auf die Hälfte heruntergebracht.

„Der Nordwind und die Kälte" — wir hatten fünfzehn Grad beim geschützten Kamp — „werden uns die Luchse von oben herunterdrücken, den Hasen nach," hatte „Old French" eines Abends beim glühenden Riesenofen geknurrt — „Ihr werdet's sehen!" Und der Mann behielt recht.

Am nächsten Morgen — ich trat meinen Tageslauf wie gewöhnlich schon sehr frühzeitig an — entdeckte ich beim Nachsehen einer der ersten Fallen, daß sich ein Hase gefangen hatte, aber aus den Bügeln buchstäblich herausgefressen worden war. Spuren konnte ich auf dem blanken Eise, von dem der Wind den Schnee weggefegt hatte, leider nicht entdecken, doch wurde es mir bald darauf klar, daß ein Mink, der dort seinen Paß zu halten pflegte, nicht der Übeltäter gewesen sein konnte, weil er knochenhart gefroren und ausgehungert im nächsten Eisen hing. Eine kurze Strecke weiter kam ich auf Schnee und hier auch auf die Luchsspur, welche im lockeren Schnee viel stärker aussah, als sie in Wirklichkeit ist.

Ich machte meine Schneeschuhrunde diesmal viel schneller als sonst, suchte mir schon auf dem Hinwege zwei Plätze aus, die mir zum Legen von Eisen geeignet erschienen, dann lief ich — ausnahmsweise — den nämlichen Weg zurück, und der Schlitten sauste hinter mir her. Letzteres betone ich absichtlich, weil ich sehr häufig die

Beobachtung gemacht habe, daß Luchs, Wolf und Fuchs der Schlittenspur sehr gerne folgen, namentlich dann, wenn sie eine frische Schweißwitterung hinterläßt.

Zu diesem Zwecke schärfte ich schon vor dem Einwechsel mit dem Handbeil einen der hart gefrorenen Hasen der ganzen Länge nach auf, lockerte das ganze Gescheide und band schließlich den „Schleppträger" hinten an den Schlitten. Beim ersten Eisen angekommen, benutzte ich einen ganzen Hasen als Köder und hackte mir zwei ziemlich tiefe Lager für zwei Eisen, die ich zu stellen gedachte. Erstere fütterte ich mit zerkrümelten, trockenen Lärchennadeln aus.

Von da aus lief und schlitterte ich zum zweiten Platze, schärfte unterwegs noch einen Hasen auf und verfuhr mit diesem ebenso wie mit dem ersten bis zum Ziele. Hier hängte ich einen unverletzten Hasen so hoch, daß der Räuber, wenn er ihn haben wollte, zu springen genötigt war, schnitt vom Ein- und Auswechsel wiederum zwei künftige Betten für die Eisen, diesmal in Eis, und empfahl mich dann schleunigst heimwärts, dem Kamp zu, wo ich später als gewöhnlich ankam.

Der alte French hatte an der äußersten Peripherie seines Zirkels einen geringen Luchs mit beiden Vorderbranten in einem Eisen gefunden, ihn mit mehreren Schüssen aus seinem vorsintflutlichen Vorderlader-Colt-Revolver vom Leben zum Tode befördert und streifte nun in der warmen Schmiede, in der die Zugochsen für die schweren Stämme beschlagen und mit Steigeisen versehen wurden, das Raubzeug, zwar heillos fluchend über den miserablen Balg, aber dennoch darüber triumphierend, daß er hinsichtlich der Hasen, des Wetters und der Luchse

recht behalten hatte. Daß dies nicht mein Luchs war, sah ich augenblicklich, vermied es aber wohlweislich, auch nur ein Wort weiter zu verlieren; ich zog mich vielmehr nach meiner Lagerstätte im allgemeinen Schlafraume zurück, suchte mir dort meine stärksten vier Eisen heraus sowie den besten Draht und erwartete nach eingehendster Untersuchung der Umläufe und Anker den kommenden Morgen.

Ich schlief wenig und war schon lange vor Tagesanbruch wach. „Wird er wiederkommen, wird er die Hasen ausfressen oder nicht?" Das war die Frage, welche mich die Nacht über wachend und träumend beschäftigt hatte. Noch funkelten die Sterne am dunkeln Horizont, da war ich mit meinem Handschlitten fertig und machte mich nach kurzem Frühstück, das nirgends im Logcamp umgangen und versäumt werden darf, sofort auf den Weg. Bereits auf dem ersten Eisenplatze sah ich, daß der Luchs es sich recht bequem gemacht hatte; denn er war gesprungen, hatte den Hasen mitsamt der Schlinge über die Äste des Lärchenstämmchens heruntergerissen und ihn dann bis auf Kopf, Gescheide und etliche Balgfetzen an Ort und Stelle in Gemütsruhe vertilgt. Dann hatte er sich mit den diesem Räuber eigenen weiten Fluchten davongemacht. Ich legte nun hier in die guten Nadelbetten zwei Eisen, die ich an einem klafterlangen Drahtseil sorgfältig versicherte: das eine mit dem Anker, das zweite am schenkeldicken Stamme einer Lärche, hängte einen mitgebrachten ganzen Hasen in die Schlinge und lief dann der Spur des „Mister Lynkie" nach. Die Schneespur führte zum zweiten Eisenplatze, und tatsächlich war auch hier der Bodenhase aus der Drahtschlinge herausgefressen

— genau so, wie gestern. Der Gauner schien es sich wahrhaftig bequem zu machen. Auch hier wurde der Platz mit einem frischen Hasen verlockender ausgestattet, ich bettete zwei Eisen ein und zog dann meine Schlittenbahn weiter, gegen Abend auf einem Umwege nach dem Kamp heimkehrend. Über den Luchs und meine Vorkehrungen verlor ich später nach dem Supper beim wärmenden Ofen selbstverständlich wieder kein Wort, vernahm vielmehr mit unangenehmen Gefühlen nur die Mitteilung meiner Partner, daß sie in ihren Zirkeln auch einen sehr starken Luchs gespürt hätten und hofften, ihn schon in den nächsten Tagen in ihren Schlagbäumen zu haben. Diese hatten sie mit Buschhühnern beködert.

Ich schwieg still. Am nächsten Morgen hatte ich mich wieder vor Tagesanbruch und vor dem allgemeinen Frühstück mit Schlitten und Büchse davongemacht. Auf der Schneefläche und dem Eise war ein Verfehlen der Richtung ausgeschlossen, zudem hatte mich der Koch mit warmem Frühstück versorgt; ich konnte also aushalten. Schon von weitem sah ich, daß auf dem ersten Platze nicht alles in Ordnung war, daß es anders aussah als sonst. Der Trapper hat für derartige Veränderungen ein gutes Auge, das durch Übung und Gewohnheit noch geschärft wird. Und nun sagte ich mir: „Die Uhr geht recht!" Beim Näherkommen hörte ich Fauchen und Knurren, verlangsamte daher mein Tempo und schlich vorsichtig an der Swampwand bis zum Einwechsel, auf welchem sich mir ein erfreulicher Anblick bot: der Luchs hing mit allen Vieren in den zwei Eisen, hatte aber den Draht des einen Eisens abgesprengt und wurde nur durch den Anker des vorderen, welcher lose gelegen hatte, sich

aber später zwischen zwei Lärchenstämmchen verfangen hatte, festgehalten.

Der gefangene Luchs wälzte sich und tobte fürchterlich herum, soweit ihm Kette, Draht und Anker Spielraum ließen, und versuchte, als er mich eräugte, sich sprungbereit zu legen. Bei dieser Gelegenheit erlöste ich ihn durch eine Kugel auf den Hals. Es war ein sehr starker, eisgrauer „Lynkie", der, am Abend im Kamp gewogen, sechzig Pfund reines Gewicht hatte und im Haar vorzüglich war. Dann betrachtete ich mir die Szene genauer, um aus ihrer Beschaffenheit noch verschiedene Zeichen zu lernen. Denn: „einmal", sagte ich mir, „ist keinmal", und nach dieser Richtung war ich eben ein Anfänger. Der Luchs war, soweit eine genaue Besichtigung des Fangplatzes dies erkennen ließ, auf dem Hasenpaß bis vor das erste Eisen gekommen und dort „gesprungen". Jedenfalls hatte er den hängenden Hasen eräugt, denn dieser, welcher nur sehr lose hing, lag samt der Schlinge unten im Schnee. Beim An- oder Absprunge war er mit den beiden Vorderbranten in das mit Draht festgebundene Eisen geraten und hatte dann beim Herumarbeiten auch das zweite abgezogen. Er konnte sich erst kurz vor meinem Eintreffen gefangen haben, denn seine Verletzungen im Fange, dessen rechte Seite er sich vollständig an den Eisenbügeln ausgebissen hatte, waren noch frisch schweißig, und er selbst hatte sich mir gegenüber höchst aktiv zu benehmen versucht.

Ich schaffte meinen grauen Luchs, einen echten Lynx canadensis, zunächst auf das freie Eis und nahm ihm hier die zwei Eisen ab, um ihn, der noch warm war, erst mal langzuziehen. „Der Balg hat so viel herzugeben,

als drin steckt," lautet ein altes Trapperwort. Zu diesem Zwecke hängte ich den Luchs am nächsten passenden Baume auf und zog ihn, wie gesagt, so lang als er im Leben sein konnte oder länger, solange er noch weich und nicht steif gefroren war. Dann lief ich zu meinem verlassenen Schlitten und fuhr mit meiner Beute ins Kamp zurück. Den Luchs hängte ich gestreckt hinaus an den Türpfosten des „Speisesaales". Dann ging ich zum Abendessen. Der alte French war bereits da und erzählte an der langen Tafel den anwesenden neunzig Mann, daß er in seinem Zirkel zwei Luchse gespürt hatte, wie er die schweren Eisen putzen und die Witterung herrichten wolle — alles recht geheimnisvoll! — „Schneesturm, Frost und weiße Hasen drücken auch den Luchs herunter von Norden," schloß er in seinem englisch-indianisch-französischen Kauderwelsch, und: „Well, wir werden ja sehen, Alter!" antwortete der Chorus der müde gewordenen und müde gearbeiteten Lumberjacks.

Da stürzte einer der jungen Boys, welche früher vom Essen aufgestanden und hinausgegangen waren, um in ihren Schlafraum zu kommen, mit wahrem Indianergeheul wiederum zurück in den Speisesaal und rief: „Da draußen am Türpfosten hängt ein Luchs, und der ist stärker als Ihr selber seid, French!" Im Augenblicke war die ganze Rotte mit dem Nachtmahl fertig und draußen. Da hing nun allerdings mein Luchs, wie ich ihn hingehängt hatte, zwar nicht so lang und auch nicht so breit wie der alte French, aber immerhin in ganz ansehnlicher Länge, und der Kanadier brummte nur immer: „That's not my Lynkie, not my . . . . — there is another one" . . . .! Das ist nicht mein Luchs, das ist ein anderer . . . . .!

— Schußneid, Fallenneid, Trapper- und Jägerneid, wie überall, und niemandem ist er übelzunehmen!

Der Luchs wurde bald darauf gewogen und am nächsten Morgen gestreift. Sein Wildbret verzehrte ich zum Entsetzen der im Kamp hausenden Anglo-Amerikaner — nach längerer Behandlung mit Essig und Zitronen — mit dem größten Appetit, und andere, die davon nach langem Zureden aßen, behaupteten, „es sei weich und zart und schmecke wie Kalbfleisch". Ich delektierte mich besonders am Luchsziemer, wahrscheinlich mit besserem Appetit und höherem Genuß, als seinerzeit die Fürsten des heiligen römisch-deutschen Reiches, denen der Luchs bekanntlich als Hofregal für die Küche abgeliefert werden mußte — und dies im Busch Nordwestamerikas, allerdings ohne daß einer meiner Kumpane eine Ahnung hatte, weshalb ich mich an diesem Abend so freute, was bei mir ohnedies selten genug vorkam. Was verstanden diese Leute auch von alten Hofjagdverordnungen?

Innerhalb acht Wochen und auf dem nämlichen Gelände habe ich dann noch drei Luchse auf die gleiche Weise in den kleinen Eisen gefangen — immer „auf Sprung" gesetzt —, und der alte French weissagte jedesmal nachträglich: „See, I told you so." — „Ich habe es euch ja vorausgesagt: „Nordwind und Schneefrost bringen erst die weißen Hasen herunter, und ihnen folgen die Luchse."

Zwei für den deutschen Markt wichtige Pelztiere.

Unter den pelztragenden Tieren Nordamerikas, deren Rauchwerk nicht allein für die Länder der Neuen Welt, sondern hauptsächlich für den europäischen, namentlich den Londoner und Leipziger Markt in Betracht kommen, sind es hauptsächlich vier, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Als wertvollster Pelzträger gilt der Mink (Putorius vison), ferner die Moschus- oder Bisamratte (Fiber zibethicus), der Skunk oder das Stinktier (Mephitis mephitica) und endlich der Lieferant jenes in Deutschland besser unter den Bezeichnungen „Schupp" oder „Schoppen" bekannten Pelzwerkes: das Raccoon, gemeinhin Coon genannt — der Waschbär (Procyon lotor). Heute möchte ich besonders über Skunk und Waschbär plaudern.

Wer gedächte nicht jener Zeit, in der jeder bessere Hotelportier in Großstädten Deutschlands und Österreichs im Winter einen breiten, schwarzen Skunkkragen umhatte, in dem er fabelhaft ehrfurchtgebietend aussah! Wer kannte ihn nicht, den graubraunen, tiefschwarz geringelten Schuppenpelz, der zu Fußsäcken, Reisepelzfütterungen und Jagdmuffen verarbeitet wird und den Gutsinspektor, Pferdehändler oder Vieheinkäufer auf

Geschäftsreisen ebenso wärmt, wie er das bei demjenigen besorgt, der aus der Großstadt einfach auf Jagd fährt. Nach diesen Richtungen sind also beide Pelzträger wohlbekannt in Deutschland. Weniger weiß man dagegen von ihrer Lebensweise.

Da ist zunächst der übelberüchtigte Skunk. Durch das ganze Riesenland der Vereinigten Staaten und Kanadas verbreitet, vom Atlantischen Ozean bis zu den Küsten des Stillen Meeres und von den Gestaden der Großen Seen bis an den Golf von Mexiko überall häufig vorkommend, ist der Skunk überwiegend ein Nachttier, das sowohl mit dem europäischen Dachs als auch mit dem amerikanischen Badger so manche Ähnlichkeit in seiner Lebensweise zeigt. Er lebt meist in selbst gegrabenen Erdbauen, steckt sich auch in große Reisighaufen und bezieht das unbewohnte Holzfällerlager oder die verlassenen Heimstellen in der Weißföhrenregion der nordwestlichen Waldstaaten ebenso schnell, wie er sich unter dem hölzernen Fußboden des alten Bahnwärterhäuschens an der Illinois Central R. R. sein Lager zurechtmacht oder sich bei der einsamen Fischerhütte einfindet, sobald er Fischköpfe oder sonstigen Abfall wittert. Sehr oft macht er auch im Sommerressort der Adirondaks, das von der fashionabelsten Gesellschaft besetzt ist, oder an schön gelegenen Erholungsstätten in Wisconsin urplötzlich seinen Besuch, um Grauen und Entsetzen zu verbreiten und zartnervige Gemüter zum schleunigen Verlassen eines sonst beliebten Platzes zu bewegen. Dies alles treibt der Skunk in seiner Harmlosigkeit. Doch erfreut gerade die äußerst scharfe Witterung, die von dem Tiere ausgeht, Geruchsnerven und Herz des echten Trappers. Einmal, weil sich der Fang des

Tieres eben bezahlt, und weil er den Gefangenen auch derart zu behandeln weiß, daß der böse Geruch in den allerseltensten Fällen überhaupt zur Entwickelung kommt. Die einzige Schutzwaffe des Skunks ist ja die Stinkdrüse, aus der er, wenn angegriffen, gereizt oder geängstigt, eine geradezu schauderhaft stinkende Flüssigkeit lospritzt, um alles davon Getroffene: Kleider, Holz, Laub, Baumrinde oder Haare, selbst Eisen, auf Tage hinaus zu verpesten. Jeder, der das Glück hatte, einen solchen Gruß in die Kleider zu bekommen, und die Sache nicht versteht, tut am besten, das Zeug entweder zu verbrennen oder in fließendes Wasser zu hängen, will er nicht überall hinausgeworfen werden, wohin er auch kommen mag, was übrigens den mit seinem Besuche Beglückten auch nichts mehr hilft, da der Geruch, einmal hinausgestäubt und in einem geschlossenen Raume verbreitet, haften bleibt für lange, lange Zeit. — Mephitis mephitica ist ein überaus bezeichnender Name für unseren Skunk. — Die einen hängen solche Kleidungsstücke im Winde auf — eine große Annehmlichkeit für die friedliebende Nachbarschaft; andere vertrauen sie dem Schoße der Mutter Erde an und lassen sie für eine Zeit eingegraben — am besten für immer; aber kein Mittel hilft so rasch, wie das vom Trapper gebrauchte, das ist Hitze, die den Duft sehr bald herauszieht. Man hat jedoch beim Skunkfange zunächst darauf zu sehen, daß sich der Geruch gar nicht entwickeln kann, weil der Balg des Tieres unbedingt wertlos ist, würden die Haare durch die scheußliche Flüssigkeit mit infiziert; denn kein Mensch ist imstande, solches Pelzwerk mit ins Haus zu nehmen. Die Eisen, die vor die Eingänge der bewohnten Baue oder sonstigen Schlupfwinkel auf Tritt

oder Sprung gesetzt und mit leichtem Sand, der nicht friert, dürrem Laub oder zerpflücktem Moos bedeckt werden, sind nämlich mit den Ketten an zwei Klafter lange, leichte Stangen gebunden, und liegen sie einmal so, dann kann es good bye heißen. Am Morgen sitzt „Mr. Skunk" gewöhnlich vor dem Bau oder auf ihm, meist an einer der Vorderbranten gefangen, um sich sofort in die bekannte Angriffspositur: die buschige Rute über den Rücken gelegt und „das Hinterdeck klar zum Gefecht, fertig zum Abprotzen . . . ." zu stellen, sobald Mann oder Hund sich nähern. Der erfahrene Trapper kehrt sich gar nicht an dieses Manöver, sondern nimmt seine Falle mit Stange und Skunk rasch auf, schultert diese und trägt sie bis zum nächsten offenen Wasserloch. Ist kein solches vorhanden, so hat er bereits früher eins in die Eisdecke gehackt und versenkt nun da hinein, unter das Eis, die Falle nebst der Kette und dem Stinktier. Die Stange bleibt oben. Während des Tragens hat der Skunk keine Möglichkeit gehabt, sein Sekret auszuspritzen, keine Spur von Geruch bezeichnet die Bahn, die der Trapper mit ihm gegangen ist, und zieht er das Tier nach einer Viertelstunde aus dem nassen Grabe, so ist weder einer jener gefürchteten gelben Flecken im Haarkleid sichtbar, noch auch das leiseste Atom der entsetzlichen Flüssigkeit zu verspüren. Es sieht vielmehr so rein und appetitlich gewaschen aus wie irgend eine Bisamratte oder ein Karnickel.

Allerdings ist noch eine sehr gefährliche Klippe zu umschiffen, das sind die Stinkdrüsen selbst, die beim Streifen oder Entfetten des Tieres weder gedrückt noch gar angeschnitten werden dürfen. Besondere Aufmerksamkeit wird beim Skunk dem zolldick angesetzten und voll-

ständig geruchlosen Fett gewidmet. Um dieses zu erlangen, wird der Balg auf einen passend zugeschnittenen, glatten Holzbock gezogen und dann das Fett nach Gerberart mit einem stumpfen hölzernen Messer sorgfältig von der Haut geschabt. Ebenso wird das am Körper zurückgebliebene Fett mit dem scharfen Messer aus dem Fleische und dem Gescheide gelöst, in kleine Würfel geschnitten, über gelindem Feuer ausgelassen, um endlich in Gläser oder reine, verschließbare Blechkübel gefüllt und an die Wholesale Drugstores — an große Apotheken — verkauft zu werden, die für die klare, gelbliche oder rein weiße, ölige Flüssigkeit bis sechs Dollar pro Gallone bezahlen und sie unter der Bezeichnung Skunk Oil in den Handel bringen. Viel bringt der Balg dieses Tieres heute wohl nicht mehr — von 25 bis 75 Cents —, weil das Pelzwerk aus der Mode kam; die langen, weißen Haare werden ausgerupft und zu Pinseln verwendet; das Skunk Oil bezahlt sich aber immer noch gut, und das Rauchwerk hilft mit, die Frühjahrskasse des Trappers zu füllen, und deshalb beschäftigt sich der Mann mit ihm.

So arbeitet unser Trapper still und einsam, aber unablässig fort, vom Spätsommer durch die schneebedeckten, eiserfüllten Wintermonate. Vom Getriebe und lärmenden Gewühl der Welt ist er wohl abgeschnitten, — was kümmert ihn aber dieser Umstand, wo ihm jedes Wetter recht ist, das ihm neue Fanggelegenheiten zeigt, jede Stunde, die ihm frische Arbeit bringt! Er weiß, wann der Morgen anbricht, wann der Abend angeht, wann er Hunger oder Durst verspürt, auch ohne Uhr oder Glocke. Die Tage und Monate hat er auch wohl längst vergessen, aber er hat seine Zeichen, die ihm kundtun, wann es Zeit ist, sich

noch um ein anderes Pelztier zu bekümmern, das sich im ersten Vorfrühling am besten in Balg und Haar präsentiert, weil es da ausgeschlafen und ohne das wärmende Fett, das als „Ofen" während der Eismonate verbraucht wurde — aus seinen Schlafbäumen herausklettert — das ist das Raccoon, gemeinhin Coon genannt: der Waschbär oder Schupp. Für den Laien ist es schwer einzusehen, wieso das Tier zum Waschbären befördert werden konnte. Es hat mit einem Bären äußerlich nichts gemein, als daß es auf Sohlen geht wie der Skunk auch, auf Bäume klettert, lockeren Winterschlaf hält und von lebendigem Fleisch aller Art ebenso lebt wie von Vegetabilien. In Stärke, Gestalt und Haarfarbe hat der Coon mit allem Ähnlichkeit, nur mit keinem Bären. Doch ist der Name hier gleichgültig. Der Trapper weiß, was mit ihm anzufangen ist, wenn er ihn hat, und wie der Waschbär zu kriegen ist, wenn er ihn haben will. Er kommt für ihn überhaupt erst in Betracht, wenn er Wildbret und Fett von ihm für seine Küche gebraucht, also im Spätherbste; dann hat sich der Mann aber mit einem Balge zweiter Klasse zu begnügen. Oder aber im Vorfrühling, wo er kein Fett mehr besitzt, weil dieses vom Körper verbraucht wurde, auch im Wildbret zaundürr ist, dafür aber im besten Haarkleid aus seinem Schlafbaum herauszuspazieren die Absicht hat. Während dieses Winterschlafes, den der Coon in alten, hohlen Bäumen verbringt, scheint sich bei ihm öfters an milden Tagen das Bedürfnis nach Wasser geltend zu machen; er verläßt für kurze Zeit seinen Schlafbaum und sucht eisfreie, offene Wasserlöcher auf. Diese gelegentlichen Spaziergängen gewidmeten Wintertage und -nächte sind es, die

der Trapper sorgfältig benutzen muß, um die bewohnten hohlen Bäume zu tracken, d. h. nach der Schneespur auszugehen. Die Bäume werden dann gezeichnet und die Umgebung bis zum Frühjahr möglichst wenig beunruhigt. Frühaufsteher von ihnen, die im Vertrauen auf anhaltendes warmes Wetter zeitig im Frühjahr „losgemacht haben", werden gefangen wie im Spätherbst. Sie sind ausgehungert, bewegen sich viel in der Nähe des Wassers und nehmen bald jede Form von Köder in den Fallen an. Bei Langschläfern helfen Steigeisen, die Handsäge und ein Haken, um sie ans Tageslicht zu befördern. Rauch wird seltener angewendet, weil der Waschbär meist so im Baume steckt, daß er erst weicht und auf der Bildfläche erscheint, wenn ihm die Flammen bereits die Haare versengt, den Balg somit beschädigt haben. Aber die scharfe, langstielige Holzaxt und zehn harte, arbeitsgewohnte Finger wissen immer Rat, auch wenn der Coon-Baum fünf Fuß im Durchmesser haben sollte. Das Wildbret wird von weißen und indianischen Trappern sowie in den Städten jederzeit und überall gern gegessen, trotz des etwas strengen Geschmackes, der indessen durch Eintauchen des Wildbrets in kochenden Essig leicht zu beseitigen ist.

Der Balg bringt dem Trapper von 75 Cents bis 1,50 Dollar ein, je nachdem sein Träger im Spätherbst oder Frühjahre gefangen wurde. Mehr als eine halbe Million Bälge gehen alljährlich aus Nordamerika nach Deutschland und Rußland, wo sie namentlich als Futter für schwere Pelzröcke verarbeitet werden.

Fischende Tiere.

Die mannigfaltigen Methoden der Fischerei, die von den Bewohnern der Vereinigten Staaten aus Passion, dem Sport zu Liebe oder des Gewerbes halber betrieben werden, sind wiederholt geschildert worden, und es dürfte daher von Interesse sein, zu erfahren, daß der Beobachter der freilebenden Tierwelt Nordamerikas auch zahlreiche ihrer Vertreter kennt, die — ganz wie bei den Menschen — sehr verschiedene Momente: die Gelegenheit, das Suchen nach abwechselungsreicher Nahrung, eine individuelle Vorliebe für das Wasser und dessen Bewohner oder aber „Frau Sorge" — die Not — zu erfolgreichen Fischern gemacht haben.

Wir wollen von solchen Tieren absehen, die durch die Natur, durch ihr Lebenselement und ihre körperliche Beschaffenheit von vornherein ausschließlich oder doch der Hauptsache nach auf Fischnahrung angewiesen sind, wie die Wale, die Robben oder die Polarbären, und bloß jene auf ihren der Fischerei geltenden Gängen bzw. Flügen begleiten, denen man am allerwenigsten zutrauen würde, daß sie überhaupt imstande sind, zu fischen.

Da findet man denn, daß eine sehr große Anzahl von Tieren fischt, und zwar mit keiner anderen Ausrüstung als jener, die ihnen Mutter Natur von Uranfang

an vorwiegend für andere Zwecke mitgegeben hat: mit den Branten und Pfoten, den Fängen und Krallen, mit dem Rachen und Schnabel — landbewohnende Tiere, die regelmäßig oder zeitweise fischen, weil es ihnen eben so paßt — gerade so, wie die Menschen auch, nur ohne künstliche Hilfsmittel, ohne Angelschnur und Boot.

Daß das stärkste Raubtier der nordamerikanischen Waldwelt, der Bär, sehr geschickt nicht bloß Fische, sondern auch Krebse fängt und hartschalige Schildkröten genau von soft shelled turtles zu unterscheiden weiß, indem er die ersteren unberührt läßt, letztere aber aufgreift und samt dem weichen Gehäuse verspeist, — das ist eine Beobachtung, die jeder Jäger und Trapper immer wieder macht, der die Ufer der Urwaldflüsse und Seen in den Nordweststaaten abstreift.

Den Grizzly kenne ich zu wenig, um mir ein Urteil über seine Tätigkeit als Fischer erlauben zu können, aber mit den Lebensgewohnheiten des schwarzen, sowie des zimmetfarbigen Bären bin ich recht vertraut geworden und weiß aus Erfahrung, wie gern sich beide, namentlich im Frühling und Hochsommer, bei Tag und Nacht im Wasser tummeln und wie eifrig sie da nach allem suchen, was lebendig umherschwimmt.

Es kann lediglich Feinschmeckerei oder ein Verlangen nach Ungewöhnlichem sein, was die Mitglieder der Familie Ursus dazu treibt, Fische zu fangen, denn die tierischen und noch weit mehr die pflanzlichen Schätze der Waldregionen bieten ihnen während der Jahreszeiten, die sie ohne Winterschlaf auf dem Erdboden verbringen, eine derartige Fülle der kräftigsten Kost, daß sie gar niemals Hunger zu leiden brauchen.

Der Bär ist aber auch sonst ein Feinschmecker; das zeigen am deutlichsten die Honigbäume der Wildbienen, die er meilenweit in der Umgebung aufsucht und ihres Inhaltes beraubt, oder die Ameisenhaufen, die er der Puppen wegen auseinanderwirft.

Und wahrscheinlich zieht er auch nur als ganz besondere Leckerbissen die großen Sumpfschildkröten aus den Swamplöchern, die Krebse aus den Höhlen der Uferbänke, schlägt und fängt Fische — selbst fußlange Muscalongs (Esox estor) und Pikes (Hechte) habe ich in Tümpeln am Flambeau- und Chippewa-River von ihm erbeutet und halbverzehrt gefunden — und bricht die süßesten Flußmuscheln von den Bänken los, um sie zu öffnen und ihren Kern zu verspeisen, vielleicht als Nachtisch. Denn die stets mit größeren Bissen gefüllten Vorratskammern des Bärenreviers rechtfertigen kaum den Schluß, daß er regelmäßig ficht, um kräftigen Fraß zu erhalten; viel eher ist anzunehmen, daß ihn die Möglichkeit reizt, von günstigen Uferplätzen aus lebendige, schmackhafte Beute aus dem Wasser zu langen, und daß ihn solche Aussichten zum Gelegenheitsfischer werden lassen.

Letzteres gilt wohl nur für ausgewachsene, somit selbständig gewordene Bären, die jederzeit genau wissen, wo und wann sie diesen oder jenen Tisch gedeckt finden, keineswegs aber für die jüngere Nachkommenschaft. So halbwüchsige Bärchen bewegen sich mit Vorliebe tagelang in den Waldsümpfen oder halten sich in bebuschten Flußniederungen auf, um da an den Wasserläufen zu fischen, zu krebsen oder nach Muscheln und Schnecken zu suchen. Größere Fische schlägt der Bär mit den Klauen seiner Vorderbranten und greift sie überaus flink, oder aber

er schöpft buchstäblich aus dem Vollen heraus, wo immer sich ihm die Gelegenheit bietet, einen großen Schwarm Minnows*) an seichten Stellen zu überraschen und vom offenen Wasser abzuschneiden.

Ein viel fleißigerer Fischer als der schwarze Bär, ein Tier, das jede Gelegenheit aufsucht, um seinen Appetit nach Fischen zu befriedigen — ist das Raccoon, der Waschbär (Procyon lotor). In seinen Verbreitungsgebieten vielfach auf Flußtäler und Seebecken angewiesen, ist der Waschbär nicht nur ein recht guter Schwimmer, sondern er versteht es auch, zielbewußt von wasserumspülten Sandbars und niedrigen Uferbänken aus nach kleineren Fischen zu angeln.

Gewöhnlich betreibt er den Fang in der Weise, daß er sich über seichten Stellen, denen die oft nach Millionen zählenden Schwärme von Fischbrut und Minnows zustreben, auf die Lauer legt und dann, sobald das Wasser von den glitzernden Fischchen förmlich lebt, einfach mit den Läufen herausschleudert, was ihm begehrenswert erscheint. Auch mit einzelnen größeren Fischen, die an die Oberfläche steigen, um sich zu sonnen, verfährt er so.

In hellen Nächten wandert er gern stromaufwärts, entweder hart am Rande der Sandbänke oder im seichten Wasser, und schleicht vorsichtig den Schwärmen oder Scharen von Fischen nach, wie man an seinen Widergängen im Sande deutlich beobachten kann. Doch bindet sich der Waschbär nicht immer und überall an den offenen Strom, sondern unternimmt auch an Altwässern, Inselseen, tiefen Ufereinschnitten und Sloughs seine Fischzüge.

---

*) Kleine Köderfische, meist Weißfische.

Wie planmäßig er bei diesen vorgeht, zeigen zum Teil ebenfalls seine Spuren, die, am Morgen in den lehmigen oder schlammigen Ufergrund eingedrückt, unschwer zu finden sind, und denen man bloß zu folgen braucht, um aus ihnen jede Bewegung, jeden Tritt, Sprung oder Griff, selbst die Stärke des Waschbären unmittelbarer beschrieben zu lesen und genauer abgezeichnet zu sehen als in dem bestillustrierten Naturgeschichtswerk.

Auch direkt bei seiner Arbeit ist das Coon zu beobachten, allerdings nur von jemand, der seine Lebensgewohnheiten genau kennt und die Geduld besitzt auf einem verborgenen Posten auszuhalten. Ich hatte im oberen Mississippitale wiederholt Gelegenheit, Waschbären einzeln und familienweise fischen zu sehen, in mondhellen Nächten sowohl als auch am Tage, und bin noch viel öfter stundenlang ihren Spuren gefolgt, um zu beobachten, wie sie Fische fangen.

In offenem Wasser und vom Lande aus habe ich sie nur kleinere, etwa spannenlange Fische — hauptsächlich Minnows — fangen sehen; dagegen weiß ich, daß sie in schlammigen Altwässern „Bullheads" (Amiurus nebulosus) fingen und verzehrten, die bis zu einem halben Pfund wogen.

Auch der Waschbär schlägt und greift mit seinen überaus beweglichen Branten blitzschnell und frißt geringere Fische gänzlich, während er von größeren in der Regel den Kopf zurückläßt.

Noch viel energischer und regelmäßiger fischt der Mink (Putorius vison).

Dieses kleine, eigenartige, hochorganisierte Raubtier, das sich in beiden Elementen — im Wasser ebenso

wie auf dem Lande — zu bewegen weiß und wohlfühlt, das mit dem Otter um die Wette schwimmt und taucht, aber weit besser läuft, kriecht und springt als dieser, verschmäht die kleinste Fischbrut nicht, meistert jedoch auch mit Leichtigkeit Fische, die dreimal so schwer sind wie sein eigenes Körpergewicht.

Die Kleinheit und das geschmeidige, aalglatte Wesen des Minks auf der einen und die meistens üppige Vegetation des Wasserreviers auf der anderen Seite erschweren seine Beobachtung wohl außerordentlich, doch verhilft im Sommer jener gute Freund des Beobachters, der Zufall, zu manchem günstigen Anblick, und im Winter, der den Mink zu offenen Eislöchern zwingt, zeigt seine Schneespur, wie er fischt und was er fängt.

Von den bisher genannten Tieren ist der Mink das einzige, das zu jeder Jahreszeit den Fischfang betreibt, und er ist imstande, seinen sprichwörtlich gewordenen Fischhunger immer zu befriedigen, weil er keinen Winterschlaf hält.

Ob er mit den scharfen Krallen schlägt, zuschnappt oder beides tut, um den lebenden Fisch in seine Gewalt zu bekommen, darüber gehen die Meinungen selbst erfahrener Trapper auseinander. Soweit meine Beobachtungen reichen, fängt er in tieferem Wasser den Fisch mit den nadelspitzen Zähnen und gebraucht nur an seichten Stellen seine Branten. Ich habe Minks sehr oft aus Eislöchern auftauchen sehen, stets mit ihrem Fisch zwischen den Zähnen, glaube aber anderseits aus den Spuren, welche die Tiere auf Sandbänken zurückließen, annehmen zu dürfen, daß sie Minnows ebenso schöpfen wie der Waschbär.

Im übrigen habe ich den Mink im Sommer als einen sehr wähleriſchen Fiſchfreund kennen gelernt, der keineswegs jeden Fiſch mitnimmt und vom gefangenen auch nur die beſten Stücke verzehrt, während er ſich im Winter mit allem zufrieden gibt, was Fiſch heißt, wie die in den Stromgebieten überwinternden Menſchen auch. Der genügſamſte Marktfiſcher wird im Spätherbſt, wenn kurz vor dem Eisgange die prächtigen weißen Salmons (wall-eyed pike) ſcharenweiſe ſtromaufwärts ziehen, ſpäteſtens nach einer Woche das delikateſte Salmonſteak nicht mehr ſehen können und lieber einen hartgefrorenen Schweinskopf aus dem Keller des Inſelkamps herausholen, wird ſich aber ſchon nach dem Jahreswechſel ſtundenlang bemühen, Löcher in die Eisdecke zu ſchlagen und Angelleinen der Tiefe anzuvertrauen, um wenigſtens etliche Sandſturgeons für ſeine Küche zu fangen, jene hartgepanzerten, groteſk geformten Störe, die in den Sommermonaten zahlreich an den Haken hängen bleiben, und die er höchſt widerwillig, einzig deshalb in ſein Boot genommen und mit ans Ufer gebracht hat, um ſie an die Farmer als — Dünger zu verkaufen . . .! Wie köſtlich ſchmecken dem Menſchen ſelbſt dieſe Fiſche nach längerer Faſtenzeit, in der er keine anderen hatte, — und ganz ähnlich mag es wohl auch dem an Fiſchnahrung gewöhnten Mink ergehen.

An Ausdauer und Geſchicklichkeit im Fiſchen übertrifft den Mink in dieſer Gruppe von Tieren nur noch der Otter, der zwar auf dem Feſtlande keineswegs gar ſo unbehilflich iſt, wie man häufig hört, deſſen ureigenſtes Lebenselement aber doch das Waſſer bildet.

Er iſt der Fiſcher par excellence in jedem Gewäſſer: in der reißendſten Strömung wie im tiefen, ſtillen See,

im kalten Forellenbach, wie im seichten Wassergraben, der im Frühling von der Sonne durchwärmt und von Pflanzen so dicht durchzogen ist, daß selbst der einpfündige „Grashecht" Mühe hat, weiterzukommen. Körperlich und geistig von der Natur in bewundernswerter Vollkommenheit ausgerüstet, mit einem fettigen Haarkleid, das kein Wasser auf die Haut gelangen läßt, mit besonders entwickelten Atmungsorganen, die ihm ein längeres Verweilen unter Wasser ermöglichen, enorm kräftig gebaut und mit den schärfsten Sinnen versehen, ist der Otter so recht eigentlich für seinen Beruf als Fischer geschaffen. Und diesem lebt er auch überall, wo er vorkommt: in der Alten, wie in der Neuen Welt, um seine Fischerei hier wie dort ziemlich nach der gleichen Methode zu betreiben.

Er zerbricht mit einem einzigen Griff seines furchtbaren Gebisses das Genick des fünfpfündigen Aales in den lebenden Wasseradern des Narenta-Deltas, das Rückgrat eines Huchens an der unteren Donau, und erbeißt in den Alpenseen den Saibling ebenso, wie er tief aus den Lakes der nordwestamerikanischen Waldstaaten den Hecht holt, der acht Pfund wiegt, und den wildesten Fisch der hiesigen Süßwässer, den Schwarzbarsch, in den tiefen Wirbeln bewältigt, die sich unterhalb der Knüppeldämme im Oberlaufe des Mississippi bilden und menschlicher Voraussicht nach gar keinem warmblütigen Wesen längeren Aufenthalt gestatten.

Er schwimmt und taucht eben „wie ein Otter", und jeder Fisch, den er einmal angreift, ist ihm verfallen. Ob das Wasser lebendig strömt oder still daliegt, frei Wellen werfen kann oder unter einer festen Eisdecke hinrieselt — das alles bleibt dem Otter gleich. Mag

er den Fisch im offenen Wasser einholen müssen oder zwischen treibenden Eisschollen, mag er sich gezwungen sehen, ihm nachzutauchen bis tief auf den Grund, um ihn dort erst nach heftigem Kampfe zu meistern, von einem vorspringenden Felsblock kopfüber in das Wasser zu fallen oder sich auf alten Baumstämmen, die weit in das Flußbett gestürzt sind, auf die Lauer zu legen, jeder Weg, der zum Fisch führt, ist dem Otter recht. Er scheut keinen, denn er braucht sehr viel, weil er überaus gefräßig ist und so wählerisch, daß die Fischnot schon groß sein muß, wenn er einen grätenreichen, kleinen Fisch fängt oder von einem gewichtigen die schlechten Teile verzehrt.

Die Beschaffenheit des jeweiligen Fischwassers bestimmt auch die Methode des Otters. Und er fischt durchaus methodisch, er arbeitet planmäßig. Zunächst fischt er täglich ein ganz bestimmtes Gebiet ab, das in der Regel nicht sehr weit ausgedehnt ist, taucht hier unter eine Rasenbank, um den dort stehenden Fisch hervorzuholen, legt dann wieder eine Meile schwimmend zurück, um in ein ergiebiges Revier zu kommen, gleitet an anderen Plätzen, auf denen Schilfrohr, Seerosen und Binsen derart dicht stehen, daß die geübte Hand nicht imstande ist, eine Angelschnur dahin zu werfen, so lautlos hindurch, daß ihn „nicht einmal die Fische hören", daß kaum eine leise Bewegung der Kalmusköpfe den Weg anzeigt, den er nimmt, und arbeitet so lange umher, bis Luftblasen, kleine Wellen und aufsteigende Schlammwolken genau die Stelle erkennen lassen, an der er den Fisch geschlagen hat.

Der Otter fischt bei Tage ebenso wie in der Nacht, wenn er sich in Gewässern bewegt, die nicht beunruhigt

werden; andere, auf denen starker Schiffsverkehr herrscht, die durch Muschelgräber, Netzfischer oder Holzschwemmen gestört werden, meidet er oder benützt sie nur in der Nacht als Schwimmstraßen, die nach stillen Plätzen führen.

Die außerordentlich scharf entwickelten Sinne des Fischotters und seine eigentümliche Lebensweise, die ihn täglich längere Zeit unter Wasser hält, erschweren naturgemäß seine Beobachtung im Freileben ungemein.

Doch kennt der erfahrene Trapper bald die Wasserwege des Otters, die — wenigstens für längere Zeit, bis die Strecke ausgefischt ist — die gleichen bleiben, und weiß auch, daß er niemals im Wasser seine Beute verzehrt, sondern den Fisch an gewisse bevorzugte Uferplätze trägt, um ihn hier in aller Ruhe zu verspeisen. Auf diesen Ausstiegen bleiben Reste der Mahlzeit, und hat der Otter sie ungestört sowie gesättigt verlassen, so führen die breiten, Gänsefüßen nicht unähnlichen Abdrücke seiner vier Läufe gewöhnlich eine Strecke am Ufer weiter, bis zu einem sonnigen Ruheplätzchen, oder aber wiederum in sein Element, in das Wasser.

Können Mink und Otter geradezu als die Berufsfischer der nordamerikanischen Tierwelt bezeichnet werden, so gibt es noch eine stattliche Reihe anderer Säugetiere, die der Fischreichtum der nordamerikanischen Süßwässer zu Gelegenheitsfischern gemacht hat und immer wieder werden läßt.

Zu diesen gehört vor allem der im ganzen Lande bekannte und übelberüchtigte Skunk, das Stinktier (Mephitis mephitica). Dieses marderartige Raubtierchen, dessen Lebensgewohnheiten aus leichtbegreiflichen Gründen niemand so genau kennt wie der Trapper, fängt lebende

Fische überall dort, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, und geht an tote, wo immer solche von der Flut an die Ufer gespült oder von Menschen zurückgelassen werden.

Von lebenden Fischen habe ich ihn nur fingerlange Brut, Minnows und Sunfishes, fangen sehen, soweit ich ihn an den Urwaldflüssen und Seen des Nordwestens zu beobachten Gelegenheit hatte, und glaube auch, daß er in solchen Gebieten entweder mehr aus Spielerei fischt — „um sich die Branten naß zu machen . . .", wie die deutschen Farmer behaupten, oder aber, wenn er im Hochsommer seine kleine Familie spazieren führt und diese im Nahrungserwerb unterrichten will. Doch nehmen diese Fischzüge des Skunks sofort System an, wenn er merkt, daß er keine Mühe zu verwenden braucht, um ausgiebige Mahlzeiten in kurzer Zeit zu erlangen.

Wenn im Frühling der Mississippi über seine Ufer tritt und das Land überschwemmt, wirft er Milliarden von kleineren Fischen, Krebsen und Fröschen in jede Geländemulde, jedes Erdbecken, jede Senkung, die seine Wasser erreichen können, und bietet dadurch vielen Tieren, die sonst vielleicht gar nicht an Fischfleisch denken würden, die Möglichkeit zu müheloſem Fischfang.

Und diese macht sich gleich am ersten Tage, sowie sich die Wässer nur ein wenig beruhigt haben, der Skunk zunutze, und neben ihm Meister Reineke, der Fuchs.

Beide sind da leicht auch am Tage zu beobachten, wie sie stundenlang einzeln, zu zweien, zu dritt oder familienweise die buschumsäumten Ufer eines solchen Tümpels entlang schnüren, von einem Stein, einem teilweise aus dem Wasser ragenden Stück Langholz auf das

andere klettern und tatsächlich nichts anderes tun, als auszusuchen und herauszufangen, was ihnen paßt.

Der Skunk schöpft wie der Waschbär, der Fuchs schnappt und fängt sowohl Fische als auch Krebse, und solange ein solches Landbecken genügend lebende Wassertiere enthält, wird man die Raubzeugfauna der ganzen Umgebung hier am reichgedeckten Tische versammelt finden, die einen am Tage, andere wieder bloß im Dunkel der Nacht.

Mit dem schwarzen Bären und Raccoon, mit dem Mink, Fischotter, Skunk und Fuchs wäre die Reihe der Säugetiere Nordamerikas, denen man eine besondere Lust und Befähigung für den Fischfang zumuten darf, wohl ziemlich erschöpft.

Ob der große graue Luchs (Lynx canadensis) und sein geringerer, allgemein „Wildcat" genannter Vetter, der Rotluchs (Lynx rufus), fischen, das ist ziemlich schwer zu sagen. Die einschlägige Literatur enthält über diese Tätigkeit der zwei prächtig gefleckten Katzen der nordamerikanischen Urwaldreviere gar keine oder doch nur sehr unbestimmte Angaben, und genaue eigene Beobachtungen helfen mir nur insofern, als es mir niemals vergönnt war, die beiden fischen zu sehen.

Ich habe sowohl den Luchs als auch die Wildkatze im Südosten Europas gelegentlich beobachtet sowie mit Erfolg gejagt, und hatte im Nordwesten Amerikas zwei lange Winter hindurch Gelegenheit, die Schneespuren von Lynx und Wildcat auszugehen bzw. diese Raubwildarten zu trappen, doch konnte ich nirgends feststellen, daß sie Fische fangen, so überreich auch die Waldflüsse und Seen, an denen sie leben, mit solchen besetzt sind.

Dagegen scheint der Umstand, daß die Buschtrapper Fischöl zum Verwittern und Fischköpfe oder Fischgescheide zum Beködern ihrer Luchsfallen mit Vorliebe verwenden, darauf hinzudeuten, daß den beiden Feliden die Fischwitterung nicht nur nicht unangenehm ist, sondern daß sie dieser nachgehen, weil sie wissen, um was es sich handelt.

Ihre Lebensgewohnheiten sind übrigens so heimliche und entziehen sich namentlich im Sommer und Herbst, solange der Wald belaubt ist und die Fischwässer dieser Gegenden eisfrei sind, so sehr jeder unmittelbaren Beobachtung, daß man kaum einen Fehlschluß ziehen wird, wenn man sagt: die zwei nordamerikanischen Luchse mögen wohl gelegentlich fischen, im allgemeinen wird ihnen aber — wie allen in dieser Hinsicht sehr empfindlichen Katzen — das Wasser zu naß und Fischfleisch ein wenig gar zu kalt sein.

So findet sich, wie aus vorstehendem ersichtlich ist, unter den vierläufigen, landbewohnenden Raubtieren dieses Teiles der Neuen Welt eine verhältnismäßig kleine Zahl, die aus dem einen oder anderen Grunde ständig oder zeitweise den Fischfang betreibt. Viel ansehnlicher dagegen ist die Reihe der berufsmäßigen und Gelegenheitsfischer unter den Vögeln.

Wir wollen auch hier jene übergehen, deren Namen schon anzeigen, daß sie im Wasser bzw. auf oder von diesem und dessen Bewohnern leben, wie die Schwimm- und Watvögel, vielmehr abermals bloß jene charakteristischen, allgemein bekannten Gestalten herausgreifen, von denen nicht gerade jeder weiß, wie sie fischen.

Der Vorrang gebührt hier dem in gewisser Beziehung geheiligten Vogel der nordamerikanischen Union, der sich

in vielen Staaten unbedingter und immerwährender Schonzeit erfreut, dessen Stoßfedern schon der rote Mann, sobald er den Kriegspfad betrat, in seinen Haarzopf flocht, dessen Bildnis noch heute auf Standarten und Fahnen, auf Münzen und Triumphbögen prangt als ein Symbol von Kraft und Kühnheit und Macht: dem Bald oder baldheaded Eagle, dem Haliaetos leucocephalus, dem nordamerikanischen Seeadler.

Der Seeadler ist — das besagt sein Name —, wenn auch nicht auf weite Wasserflächen angewiesen, so doch ein sehr großer Freund von solchen und findet sich daher namentlich in den Waldregionen an den Großen Seen als Stand- und Horstvogel.

Ich habe ihn am Lake Superior und dessen Zuflüssen beobachtet, nächst Fort Sheridan (Ill.) am Michigan-See wiederholt gesehen und bin ihm begegnet tief drin im Lande an der Whapsie, einem Flüßchen im nordwestlichen Jowa, sowie an den Chain Lakes im südwestlichen Teile des Staates Minnesota. Merkwürdigerweise habe ich während zweijähriger Fischer- und Trapperfahrten im Oberlaufe des Mississippi niemals einen Bald Eagle zu Gesicht bekommen, sondern bloß den Fischadler (Pandion haliaetos), dem man hier auch den be — rühmten „Bindestrich" angehängt hat, indem man ihn American-Fishhawk nennt.

Beide, Seeadler wie Flußadler, fischen ziemlich auf dieselbe Art. „Große Herren stehen spät auf", sagt der Volksmund, und der Jäger weiß, daß die meisten Tagraubvögel erst in den Vormittagsstunden ihren Schlafbaum verlassen, um die Kreise zu ziehen nach ihren Jagdrevieren. Auch dies hat seinen Grund. Sie warten

ab, bis die Sonne emporgestiegen ist über die Uferauen und Inselwälder, bis ihre Strahlen die obersten Schichten der hundert Fuß tiefen Wasserwüste durchwärmt haben, bis die größeren Fische aus der Tiefe herauf an die Oberfläche kommen, um sich zu sonnen. Das ist die Zeit, in welcher beide Adler zu „arbeiten" beginnen.

Sie mögen ihre Kreise anfangs in unendlicher Höhe und scheinbar ganz ohne jede Berechnung ziehen, aber ihr Flug schraubt sich immer tiefer und tiefer, die Windungen werden enger, die Gestalt des Vogels rückt mit jeder Sekunde näher in das Gesichtsfeld, wird in derselben Spanne Zeit immer größer, immer deutlicher erkennbar, — und mit einem Male stürzt sich der nun mächtig aussehende Vogel mit leicht angelegten Schwingen senkrecht auf und in das Wasser. Ein kurzer Kampf unter der Oberfläche, ein kurzes Geplätscher, das bloß einen Augenblick merkbar ist — dann taucht der Adler wieder auf mit dem Fisch in den stahlharten, haarscharfen Fängen, um schwerfällig dem nächstgelegenen Punkte, einem Baum, Schilfhorst oder Felsblock, zuzustreichen, der ihm ein sicheres Plätzchen für eine ungestörte Mahlzeit in Aussicht stellt. In dieser Weise fischt der Seeadler, und der Flußadler auch, im Sommer tagtäglich um dieselbe Zeit. Wenn hungrige Junge im Horst warten, so streichen die Alten weit umher und fischen am Tage mehrmals; sind sie allein, so genügt ihnen in der Regel ein Fisch von angemessener Größe.

Beide fangen ausschließlich größere, somit schwere Fische; kleinere könnten sie schon darum nicht einmal greifen, weil ihre Fänge zu lang sind, zu weit offen stehen — der Fang des Seeadlers ist so groß wie eine kleine

Männerfaust — und jeder kleinere Fisch sicher durchgleiten müßte.

Ich habe den Bald Eagle aus den Gewässern des Lake Superior nahe bei den Apostle Islands Hechte herausholen sehen, von denen ein jeder mindestens sieben bis acht Pfund wog, und weiß, daß ein American Osprey, ein Fischadler, der im April 1897 an Zollikofers Lake einen „Sheepshead" (Sargus ovis) geschlagen hatte und von uns geschossen wurde, nur wenig mehr wog als der Fisch, mit welchem er fortgestrichen war, ohne das Wasser zu streifen. Die Flugkraft, namentlich aber die Energie dieser kühnen Fischräuber ist eben ganz außerordentlich.

Außer den zwei genannten Raubvögeln habe ich hier im Lande keinen Tagraubvogel fischend beobachten können, vermute jedoch, daß auch der zierliche, leichtbeschwingte Abendfalke seine Ausflüge, die er in der Dämmerung mit Vorliebe an Flußläufen unternimmt, öfters dazu benutzt, um kleine, ganz an der Oberfläche schwimmende Fische zu schlagen. Wenigstens läßt dies sein wiederholtes, blitzschnelles Herabstoßen auf das Wasser und das Auseinanderfahren der Minnow-Schwärme annehmen.

Raben und Krähen fischen überall, wo sich ihnen in seichtem Wasser Gelegenheit dazu bietet, scharenweise und planmäßig. An den Sandbänken des Mississippi und an der Mündung des Missouri sind besonders in der Zeit, da die Jungen flügge wurden, stattliche Flüge dieser schlauen Vögel zu beobachten, die sich nicht etwa damit begnügen, zufällig herumschwimmende Fische aus dem Wasser zu holen, sondern vor allem darauf aus sind, größere Schwärme von Minnows und Fischbrut in schmale Buchten zu treiben, ihnen den Weg in die Strömung zu

verlegen und dann unter ihnen aufzuräumen. Sie verfolgen dieses Ziel genau nach derselben Methode, welche die Menschen anwenden, die Köderfische mit dem Netz fangen wollen. Die Scharen kleiner Fische liegen gewöhnlich hart an den Bänken im seichten Wasser auf dem behaglich durchwärmten Sand, und jedes Geräusch, das vom Ufer kommt, läßt sie augenblicklich der Tiefe zustreben. Die Krähen streichen nun von der Wasserseite her an, halten an seichten Stellen ein und stelzen dann gravitätisch in einer förmlichen Schwarmlinie auf das Ufer zu, um in unglaublich kurzer Zeit von den entsetzt auseinanderstiebenden Fischen aufzupicken, was nicht rechtzeitig den Strom zu erreichen vermochte.

Unter den Nachtraubvögeln sind es hauptsächlich zwei, die man als ziemlich regelmäßige Fischer bezeichnen kann, das ist der Uhu und der große graue Waldkauz. Daß sie Fische fangen und köpfen, verraten die Köpfe und Gerippe selbst schwererer Fische, die sich in den Eulenhorsten finden, ferner die Gräten, die mit dem Gewölle und Geschmeiß der beiden Eulen ausgeworfen werden.

Aber wie fischen diese nächtlichen Räuber, deren Gefieder so weich, zart und flaumig ist wie die Schatten der Nacht, und scheinbar gar nicht dazu bestimmt, überhaupt naß zu werden . . .? Darüber kann uns wieder nur die Beobachtung der Tiere in den ihnen eigentümlichen Verbreitungsgebieten Aufschluß geben, vor allen in den wasserreichen Urwaldregionen und großen Stromgebieten des Nordwestens, die auch den Eulen die beste Gelegenheit bieten, Fischer zu werden. Sie sind bei dieser Tätigkeit nicht gar so schwer zu beobachten, wie man annehmen

sollte, denn sie fischen mit besonderer Vorliebe in mondhellen Nächten sowie beim Morgengrauen.

Im offenen Wasserrevier, auf breiten Flüssen und Seen fischen der Uhu und der Waldkauz in der Weise, daß sie lautlosen Flügelschlages ganz nahe über die Oberfläche hingleiten und den ruhig obenstehenden Fisch mit den Fängen aus seinem Element reißen. Man vernimmt nur ein ganz kurzes, leichtes Geplätscher, dann einen beinahe triumphierend klingenden Schrei, endlich auf irgend einem Baume in der Nähe des Beobachtungspostens ein wütendes Knappen mit dem Schnabel und den Flügeln. „He got him . . .", sagen die Fischer, welche um solche Zeit draußen auf dem Wasser sind.

An Altwässern, an kleinen Seen, an schmalen Waldflüssen, überall, wo höhere Bäume gute Aussichtsposten bieten, fischen die Eulen anders. Sie schwingen sich auf Äsien ein, die weit über den Wasserspiegel hinausragen, ihnen einen freien Ausblick sowie einen ungehinderten, leichten Abflug ermöglichen, und warten da ab, bis ein Fisch in ihrem Gesichtsfeld erscheint. Dann stoßen sie auf ihn herunter und schlagen ihn, so wie auf dem Festlande den Hasen, die Maus oder das Buschhuhn.

Das sind einige der hervorragendsten Fischergestalten aus der Tierwelt Nordamerikas, die, trotzdem sie mit gar keiner anderen Ausrüstung arbeiten als mit jener, die ihnen der Schöpfer verliehen hat, erfolgreicher sind als so mancher Sportsmann, der über die kostspieligste Ausrüstung verfügt. Wie man es fertig bringt, sie alle beim Fischfang zu beobachten und zu sehen . . .? könnte man mit Recht fragen!

Die Antwort auf diese Frage läßt sich sehr kurz und einfach — schreiben: Man braucht nämlich nichts weiter zu tun, als hinauszuziehen in das freie, weite Revier und zu sehen und zu beobachten, was da lebt und sich umherbewegt, — das ist alles. In der Praxis setzt sich allerdings die Tätigkeit eines Forschers aus unzähligen, von Fall zu Fall gänzlich verschiedenen Momenten zusammen, von denen jedes genau beachtet sein will, sonst kommt man leicht zu Trugschlüssen.

Die Beobachtung der landbewohnenden Raubtiere ist eine verhältnismäßig einfache, da sie Spuren zurücklassen, denen man bloß nachzugehen braucht, und von den fischenden Raubvögeln weiß man, daß jeder ein bestimmtes Gebiet beherrscht, ein begrenztes Revier abfischt. Welches — hat der Beobachter zu finden . . .! Das sagt ihm kein Buch und kein Führer. Die genaueste Kenntnis der Lebensgewohnheiten jener Tiere, die er sehen will, ein Paar scharfe Augen und ein gutes Glas, die selbstloseste Hingabe, das Aufgehen in seinem Berufe, das ihn keinen Mosquitostich, keinen Hunger und Durst, kein Naßwerden spüren und die Einsamkeit, das Alleinsein gar nicht merken läßt, wenn es gilt, einem — Kingfisher zuzusehen, wie dieser einen Fisch fängt — das sind die Haupteigenschaften eines jeden, der freilebende Tiere beobachten und auf Grund eigener Beobachtungen schildern will.

Und wer immer die Absicht hat, in dem für jeden Menschen aufgeschlagenen, offen daliegenden Buche der Natur zu lesen und zu lernen, der wird finden, daß Schauenkönnen und Richtigsehen zwei Fähigkeiten sind, aus denen sich viel Wissenschaft zusammensetzt.

Der virginische Hirsch und seine Jagd.

Vor meinem geistigen Auge steigt er auf und steht vor mir: der am weitesten verbreitete und bekannteste Cervide des nordamerikanischen Waldrevieres: das common, red oder american deer der hiesigen Zoologen und Sportsmen, der white tail — der Weißwedel — der Jäger und Trapper, der virginische Hirsch schlechthin, den jeder, dem jemals Gelegenheit geboten war oder ist, europäisches Damwild in gänzlich freier Wildbahn zu beobachten, am allerzutreffendsten doch nicht anders nennen mag, als — den Dambock der Neuen Welt! Wenigstens erging es mir so, wenn ich nach jenem Worte schließen darf, das da sagt: „Der erste Eindruck ist entscheidend, der erste Vergleich maßgebend." Denn als ich im Spätsommer 1895 am oberen Flambeau-River zum erstenmal mit einem geringeren Rudel dieses Wildes zusammenkam, gleich den ersten Bock auf kaum fünfzig Gänge elegant vorbeischoß und dann Gelegenheit hatte, den hohen, ganz unberechenbaren Fluchten nachzusehen, mit welchen die einzelnen Stücke unbekümmert um Himmel, Erde oder Swampwasser zwischen den Baumriesen verschwanden, da konnte ich es eine sehr lange Weile gar nicht glauben, daß ich hoch droben im nordwestlichen Urwald Amerikas auf eine mir fremde Wildgattung weidwerkte, sondern meinte, ganz wo anders zu stehen. Weit zurück, weit

hinüber schweiften mir Auge und Sinn, in die ungarischen Reviere von Adand, Balvanyos und Kereki-Somogy am Plattensee, in denen mir 1887 überreich die Gelegenheit geboten war, totzuschießen, was sich damals in einem ganzen großen, dem bekannten Wiener Sportsmann und Großgrundbesitzer Christian Satzger gehörigen Damwildgarten lebendig auf Schalen bewegte — sie schweiften hinüber in andere Jagdgelegenheiten des rot-weiß-grünen Globus, die ich später durchstreifte, um endlich fest an Erinnerungen haften zu bleiben, die sich an zahlreiche Birschgänge in den fürstlich Liechtensteinschen Revieren in Nieder-Österreich knüpften, in welchen 1888 bis 1891 noch recht viel Damwild durch urwüchsige und freie Bahnen wechselte.

„Langschwänze . . . . . ja, die Langschwänze — das sind auch keine Hirsche, — sie geben dem Hunde aber doch viel mehr Arbeit und verenden auch schwerer als Rotwild," meinte ich hinter mir sagen und glaubte ebenfalls das leise Lachen des derzeitigen Oberförsters (jetzt hochfürstlichen Jagdleiters) Alois Schön, Rabensburg, Nieder-Österreich, zu hören, der sich wohl über mein Erstaunen gewundert haben mochte, als wir die Rotfährte eines von mir beim „Schwedenhaus" lauflahm geschossenen Schauflers arbeiteten und dieser den Hund annahm!

„Langwedel" draußen, „Weißwedel" hier, — der eine trägt Schaufeln, der andere das bekannte, charakteristische Geweih; das „Tändl" lebt in der Alten, der White tail bevölkert die Neue Welt, — in ihren Manieren aber sind beide einander sehr ähnlich. Besonders ist beiden dieselbe Aktion in der Flucht eigen-

tümlich: der hohe und weite Ziegensprung: alle vier Läufe gleichzeitig auf den Boden gesetzt: hopp — hopp — hopp — hopp — Sprung auf, — marsch, marsch — Wedel in die Höhe, so lang er ist — los und fort! Der Mann, der dort am Flambeau-River hinter mir stand, lachte nicht, — weil der kanadische Halbindianer überhaupt sehr selten lacht und in unserem Sinne kaum wirklich zu lachen vermag —, sondern er zeigte erst nur seine Zähne. „Alas . . . .", grunzte er dann, „that's gone — ist fort!" Fort war das Wild auch — kaum wieder anzutreffen für uns, wenigstens für diesen Tag und in einem Urwaldmeere, das keine Jagen und Gestelle, keine Birschsteige und Richtwege aufzuweisen hat, dafür aber Quadratmeilen, die von riesenhaften, ungeheuerlich auf- und übereinandergetürmten Windbrüchen bedeckt sind, noch weiter ausgedehnte Flächen, über die vor Jahresfrist die großartigsten Waldfeuer hingeprasselt waren, dann die unendliche Swamplandschaft (Waldmoore, die im Sommer für den Menschen unzugänglich sind) und als einzig gangbare Straße den seichten, schimmernden Fluß.

Wir brauchten aber frisches Wildbret, und zwar dringend, denn unserem im Kamp zahlreich gehaltenen zahmen Borstenvieh sollten noch bis in die ersten Dezemberwochen viel ansehnlichere Schinken, Schultern und ebensolche Chops angefüttert werden, als sie bis jetzt besaßen, — mit kleinen Bissen, wie sie Buschhühner, Eichkatzen oder Hasen liefern, gibt sich eine Mannschaft, die international zusammengesetzt ist, aus Irländern, Skandinaviern und Scotchmen (Schotten) besteht, nur sehr ungern, am allerwenigsten aber im Spätsommer zufrieden, und das delikateste Fischfleisch: schwere Hechte — namentlich

Muscalonge (Esox estor), die wir im Bedarfsfalle, wenn unsere Nachtschnüre am Morgen „gelogen", aus den tiefen Ponds (Tümpeln) mit der — Dynamitpatrone an die Oberfläche befördert hatten, konnten wir nicht mehr — riechen. Nicht gekocht, gebacken oder gebraten, nicht als Chowder, Slices oder Steaks — in gar keiner Form der Zubereitung; wir hatten übergenug davon. „The camp is out of fresh meat" — das Kamp hat kein frisches Wildbret mehr — ist ein ganz eigenartiges Wort, das man sehr oft zu hören bekommt, soweit der große Nordwesten Amerikas reicht, dessen harten Klang eigentlich nur jener so recht zu würdigen weiß, der einmal vor die leere Eiskammer gestellt und mit dem Auftrage betraut wurde, frisches Wildbret zu beschaffen. Und das noch dazu für eine Mannschaft, aus welcher jeder einzelne pro Tag sechs bis acht Pfund vom allerbesten Wildbret: Keulen, Blätter, Ziemer — als „feine", als die ihm gebührende Ration zu betrachten gewohnt ist (anderes kommt überhaupt nicht auf die lange Kamptafel des „souveränen Volkes" oder der „coming nation") und bei drei Mahlzeiten spielend verzehrt.

„Wir haben heute abend noch den River hinunterzufahren, Doc," meinte der Vormann des Holzfällerlagers sehr bestimmten Tones, als wir am Nachmittage müde und hungrig ohne ein Stück Wild zum Kamp zurückgekommen waren; „Wildbret müssen wir haben, sonst werden mir die Boys, die über die Sommermonate sowieso nur auf halben Lohn und die Kost geheuert sind, auch noch mißmutig, und dann ist — wie im Vorjahre — in no time über Nacht das fetteste Schwein gegangen! Eßt noch einmal zur Ab-

wechselung ordentlich Salt-pork und Beans und macht euch dann fertig!"

Gut, das tat ich denn auch. Ungern zwar, aber doch. Denn gekochtes Salzfleisch von Sus scrofa domestica und weiße Bohnen geben zur Abwechselung einmal ein vorzüglich wärmendes und vorhaltendes Gericht im strengsten Winter, doch bekommt einer im heißen Sommer sehr bald Verlangen nach anderer, vor allem nach frischer Kost, nach frischem Wildbret, ebensolchen Vegetabilien — besonders wenn er weiß, daß beides irgendwo draußen im weiten Busch frei umherwechselt, wie das Rotwild, oder wild wächst, wie die Brunnenkresse an den Rändern der Quellen.

Nach eingenommener Mahlzeit setzten wir das leichteste, sehr seicht laufende Flachboot unserer Kampflottille instand; das heißt: wir füllten es erst, soweit wie uns das notwendig erschien, mit trockenem Heu, befestigten dann eine fußhohe Laterne mit Petroleumbrenner, die — überall zu diesem Zweck — fünf schwarzangestrichene Blechwände hat und eine einzige, nach vorn gerichtete große Glasscheibe mit Reflektor, zwischen zwei, ebenfalls vorn im Boote passend angebrachten Holzleisten, verstauten hierauf unser geringes Gepäck: Zündhölzer, Brot, die unfehlbaren langstieligen Holzäxte, die Kaffeekanne mit Zubehör, einen Wachsstock, sowie etliche Riemen und Stricke derart an den Bootplanken, daß uns freie Beweglichkeit blieb, um schließlich mit einem Winchester schwersten Kalibers, einer Vorderlader-Schrotflinte deutschen Fabrikates, die sich, weiß Gott wie, in dieses internationale Kamp verirrt haben mochte, zwei Runden Munition = zwölf Kugelpatronen,

einer Decke und drei Ruderstangen ausgerüstet, die Uferbank für heute zum letztenmal herunterzusteigen. Jedes einzelne Stück, jede Kleinigkeit wurde auf den ihnen gebührenden Platz gelegt, was bei Kanoes, die vierzehn, höchstens sechzehn Fuß lang und ungemein leicht gebaut sind, sehr wichtig ist; dann hoben wir das Boot ins Wasser, saßen ein und stießen ab.

So ein Urwaldflüßchen windet sich ähnlich wie eine Gasse in mancher uralten Stadt Europas bald so schmal, daß man glaubt, von einem Ufer zum andern springen zu können, dann wieder so breit, daß man auf überschwemmtem Wiesenplan zu sein glaubt, zwischen den Riesenstämmen hin, zwischen hochaufragenden, grünen Wänden, die bald dichtbelaubt sind, bald Nadeln und Zapfen tragen, stets aber aussehen wie Mauern. — Nach und nach gewöhnt sich das Auge an den engen Gesichtskreis, den die Waldstraße ermöglicht, innerhalb dessen jede Neuheit, jede Bewegung, jede Motte, die auf dem Wasser hängen bleibt, jede Wasserjungfer, die herumschwirrt oder auf und nieder zittert, augenblicklich auffällt, während das Boot immer in gleichem Tempo, immer gleich lautlos von zwei Ruderstangen getrieben, vorwärts gleitet.

So ging es mehrere Meilen fort stromab, bis mein Begleiter, der den klangvollen Namen Billy Dugan führte, von den letzten Königen Alt-Irlands abzustammen behauptete und das breiteste Irisch sprach, das ich dort oben jemals von einem „Lumberjack" gehört habe, meinte, es sei nicht ratsam, noch weiter zu fahren. „Das Rotwild", sagte der Mann, „sitzt unterhalb des ersten alten Dammes, der einmal vor Jahren des Flößens

wegen, um das Wasser zu stauen, gebaut wurde, entweder jetzt schon im Wasser, weil die Hirschfliegen und die Mosquitos sehr schlimm sind, oder aber es steht am Rande des Hochholzes an den Sandbänken, wo die Luft durchstreichen kann, und wartet dort, bis die Dämmerung kommt." — Die mußte wohl bald da sein, denn die Krähen zogen heim, ihren Schlafplätzen zu, und lange Dämmerung kennt die Neue Welt nicht.

Wir fuhren dann an einem geschützten Uferplätzchen auf, zündeten da ein winziges Feuer an, kochten Kaffee und rauchten dazu — mehr noch als gewöhnlich, weil es später keinerlei „smoking" mehr geben durfte — und warteten dabei die völlige Dunkelheit ab. Als die letzten Vogelstimmen verstummt waren und sich nach und nach mächtige Schatten ringsum über die einsame Waldwelt senkten, traten wir das Feuerchen aus und klopften die Aschenklümpchen unserer Holzpfeifen in das nasse Ufergras. Denn nun kam unsere Zeit, und das einzige Losungswort für uns lautete: „Business — Geschäft, Arbeit, wissen, wozu wir zu Holz gezogen!" Vor allem zündeten wir die Laterne an; die gab ein überaus grelles, weithin auf vierzig oder fünfzig Fuß nach vorn strahlendes Licht, das in <-Form auch noch die Flanken beleuchtete; dann setzte Dugan zwei Kapseln auf die Pistons seines „Muzzleloader", und ich schob — hübsch vorsichtig eine nach der anderen — der zum x-tenmal wieder geladenen Messingpatronen in das Magazin meiner Winchesterrifle. Die damals von mir geführten Geschosse entsprachen ungefähr dem Kaliber 500 Halberpreß, und ich habe schon darum niemals rechte Freude an ihnen gehabt. Dugan, der jede Krümmung des Rivers kannte, daher auch das

Boot treiben und steuern wollte, lehnte die Flinte, mit dem Kolben gegen die Richtung der Fahrt, an die Bootswand zu seiner Linken, die Mündung unter der Achsel durch weit hinaus in die Luft, während ich die Büchse mit der Mündung nach vorn in einer hölzernen Gabel versicherte, die zu diesem Zwecke rechts neben oder vielmehr an der Laterne angebracht war. Dann senkte sich, als der Irländer seinen Sitz einnahm, das Steuerende des Bootes tief ins Wasser, und ich hatte vorn im Kanoe das Gleichgewicht herzustellen. Ich hatte keine andere Aufgabe, als mich hinter die schwarze Rückwand der Laterne der Länge nach hinzulegen, mit der Büchse so nahe beim Gesicht wie nur möglich, und auf das aufzupassen, was sich vor dem Boot im Lichtkegel zeigen würde.

„All ready, Doc?" klang es leise fragend zu mir herüber. „Yes, Sir — all right", gab ich ebenso leise zurück, und dann stieß Billy vom Ufer ab. —

Noch lautloser als am Nachmittage glitten wir stromabwärts. Der Bootsmann hatte sogar seinen pike-pole — die mit eiserner Spitze versehene Ruderstange — verkehrt genommen und dabei ein Rezept befolgt, welches für die Bergstöcke auf der Birsch im Hochgebirge ebenso lautet und draußen jedem Gamstreiber bekannt ist — schon seit uralten Zeiten.

Nun begann eine Fahrt von so eigenartigem, unbeschreiblich zauberhaftem Reiz, wie sie gar keines Menschen Phantasie, nicht einmal jene des unglücklichen heimgegangenen Bayernkönigs Ludwig — der ja auf seinen Seen ähnliche Nachtfahrten mit dem künstlerisch raffiniertest ausgedachten Apparat veranstaltet haben soll — herrlicher hätte ersinnen können. Das stille Hingleiten

in der bald in nebelhafte Fernen verschwimmenden, bald wieder nahe herantretenden Umgebung der lebendigen und toten Urwaldbäume, die fortwährend schwankende, ungleichmäßige Beleuchtung zu beiden Seiten des Bootes, wobei das Streben, alles zu beobachten und zu sehen, jeden Sinn verzehnfachen möchte, während das Auge doch an keinem festen Gegenstand einen Ruhepunkt findet; — die seltsam aussehenden Nachttiere: Fledermäuse, Schmetterlinge aller Größen und Käfer, die pfeilschnell, bald wie Schatten, bald wie Irrlichter den Lichtkegel umkreisen, in ihm auftauchen, aus ihm verschwinden, ein Gaukelspiel, das nicht aufhört, sondern sich unablässig wiederholt; — all diese Momente versetzen, wenn sie länger andauern, den Menschen mit zwingender Gewalt in einen traumhaften Zustand, in den der Hallucination. Er glaubt zwischen den Kulissen der aufrecht stehenden Waldwelt sowie im Wasser hinter ungeheuerlich geformten Felspartien, die da und dort aus dem Flusse ragen, in den sperrigen, skelettartigen Ästen von halbverbrannten Bäumen, oder in den Windfällen mit stockhohen Luftwurzeln groteske Menschen- oder Tiergestalten, Häuschen und Hütten, Denkmäler und Türme zu erblicken und so leibhaftig vor oder über sich zu sehen, daß er sie kürzester Hand greifen möchte. Ein unbeschreibliches Chaos von unglaublichen Bildern, von unmöglichen Vorstellungen, die einer irgend einmal gesehen, gelesen, geträumt hat, wogt da fabelhaft schnell und selbsttätig durcheinander — so etwa wie sich die verschiedenfarbigen Glassplitterchen in einem Kaleidoskop zu Mosaikfiguren zusammenschieben! Und daher kommt es auch, daß der Mann, der vorn im Boot schußbereit liegt, nach kurzer

Fahrt jede Berechnung verliert, ob dieses vorwärts gleitet oder still stehen bleibt. Dem Bootführer dagegen bleibt wohl keine Sekunde Zeit, traumhaft zu werden, weil er auf seinen schmalen Weg und jedes im Flusse befindliche Hindernis zu achten, jedwedes Auf- oder Anfahren, selbst jedes Anstreifen oder Aufknirschen auf Grundsteinen, das in ruhigen Nächten auf dem Wasser weithin hörbar wird, möglichst zu vermeiden hat; — letzteres besonders dann, wenn man nicht draußen ist, um venetianische Gondelnächte zu erleben, sondern um Wildbret zu holen.

Urplötzlich fühlte ich, daß unser Boot stand. Bill Dugan hatte die Ruderstange zwischen Felstrümmer im Flusse gestemmt und hielt es so fest. „Deer", flüsterte er, und nun wurde ich auch wieder sehend. Vor uns, mitten im Flusse, stand ein kapitaler Weißwedelhirsch, dem die Bastfetzen schon von den Stangen hingen, und äugte auf etliche Klaftern regungslos, wie hypnotisiert, gerade in den Lichtschein. Ich konnte mitten auf den Stich halten, und auf den Schuß brach der Hirsch denn auch in seiner Fährte im Wasser zusammen. „Kunststück das", höre ich hier den einen oder anderen passionierten Büchsenschützen mißbilligend oder gar verächtlich sagen. Um ein solches handelt es sich hier — wenngleich das Schießen und Treffen in der Nacht sowie bei dieser Art von Beleuchtung *auch* erlernt sein will — ebensowenig, wie das „Jacklight", das Ausfahren mit der Laterne, Anspruch erhebt auf den Namen weidgerechter oder sportsmanliker Jagd — nach herkömmlicher Auffassung. Es handelt sich hier vielmehr einzig um hundertfünfzig bis zweihundert Pfund frisches Wildbret, welches das Kamp gerade *braucht*,

und diese Notwendigkeit entscheidet, sie zeigt den kürzesten Weg zum Ziele: zum Wildbret.

Wir fuhren rasch an, nahmen den Hirsch mit der Fangleine ins Schlepptau und brachten ihn so bis an die nächste Uferbank, lüfteten ihn da, so wie es der Brauch in unserem Kamp — fast jede Mannschaft will es anders haben — verlangte: vom Weidloch und Schloß der Länge nach bis zum Drosselknopf — und hoben und zogen ihn dann an den geschränkten Hinterläufen auf den höchsten Ast, den wir erreichen konnten. Dort mochte er sicher hängen und gut auskühlen bis zum Morgen.

Nach einer kurzen Rauchpause fuhren wir weiter. Kaum eine Meile waren wir stromabwärts geglitten, da wurde — mir erschien es sehr weit, meinem Begleiter sehr nahe — vor uns ein beinahe taktmäßiges Plätschern vernehmbar. Das konnte nur von Rotwild herrühren, und zwar von solchem, das sich den Fluß als Wechsel ausgesucht hatte und auf diesem weiter zog. Wir trieben nun das Kanoe so scharf wie nur irgend möglich mit beiden Ruderstangen los und vorwärts. Mit einem Male setzte das Geplätscher aus, es war ganz ruhig geworden, vor uns sowie um uns herum —, und Bill Dugan stoppte. Ich glitt hinter die Laterne und schob mir die Rifle zurecht. Dann wurde das Forttreten im Wasser wiederum hörbar, es kam aber immer lauter, immer deutlicher, immer näher, um zeitweise auszusetzen, so oft das Wild das Geäse voll von dem saftigen, scharfhalmigen Grase aufnahm, das da unter Wasser wächst ..... und dann steigt herein in den Lichtkegel langsam und bedächtig: erst einer, dann der zweite, endlich der dritte Weißwedelhirsch. Nun stehen sie und äugen; äugen fest und starr, stampfen

und blasen und schnauben, als trauten sie dem Lichte nicht recht, bis auch hier der Schuß erdröhnt, der gleich den ersten im Wasser niederwirft, während die zwei anderen das geräuschvolle Hereinpumpen der frischen Patronen aus dem Magazin in die Kammern des Winchesters übel nehmen mögen, auf dem Fleck kehrt machen und mit heillosem Getöse im Dunkel verschwinden. „Enough“ . . . . . genug für uns — meint der Irländer laut, treibt das Boot vorwärts und macht den Hirsch am Steuerende fest. „Genug für heute, für morgen, für die ganze Woche — Doc . . .,“ setzt er befriedigt hinzu, wie er merkt, daß er allein kaum imstande ist, im seichten Wasser den Hirsch zu bewegen — und: „come on, I am hungry, too, by Jesus Christ — greif mit an, ich hab' Hunger . . .“, drängt er noch zum Schluß. Gut, über Mangel an Appetit hatte ich mich gleichfalls nicht zu beklagen. — Wir schoben und zogen und zerrten die zweieinhalb Zentner bis auf die nächste Uferbank, die uns die Laterne als geeignetes Ruheplätzchen zeigte, versicherten da erst einmal das Boot und gingen dann an die Arbeit. Ich brach den Hirsch im Wasser auf, das stets eine saubere und angenehme Arbeit ermöglicht, während Billy in der Umgebung niederbrach, was er an dürrem Holz zu greifen vermochte. „In no time“ — in kürzester Zeit — brauchten wir keine Laterne mehr, weil ein Feuer von geradezu beängstigenden Dimensionen den Schauplatz weitherum beleuchtete; dann zogen wir auch das Stück hoch, und Bill Dugan schnitt und schabte die großen sowie die kleineren „sticks“ — die Holzspieße — zurecht. Leber, Herz, Nieren und „Jungfernbraten“ — weshalb der wohl so heißt? — werden in fingerlange Stücke

geschnitten, gesalzen, gepfeffert und erst einmal über die Spieße gestreift, diese hierauf neben dem Feuer in aufrechtstehende Astgabeln gelegt, und dann hieß es: abwarten.

Die Nacht verging uns, wie mir persönlich wohl schon ein volles Tausend solcher unter ähnlichen, besseren und viel schlechteren Verhältnissen vergangen ist. Man ißt da nämlich viel mehr, als man eigentlich sollte, weil man es gerade hat; man raucht und denkt auch mehr, als zuträglich ist, da man nicht weiß, was mit der entsetzlich langsamen Zeit anzufangen ist, und vermißt nur ein einziges Etwas, das heißt: eine Flasche guten Whisky oder Hennessey Brandy, Stoffe, die beide in den Holzfällerlagern Nordwestamerikas nirgends zu finden sind.

Sobald das erste rote Eichkätzchen zu zirpen und zu surren anfing, die Schwarzvögel in den Schilfhorsten wach wurden, welche am anderen Ufer lagen, machten wir los. Unser Wildbret wurde sorgfältig im Boot verstaut, dieses ins Wasser gehoben, und dann steuerten wir flußaufwärts, holten auch das zweite Stück ab und ein und hatten von da an sehr harte Arbeit, immer geeignetes Fahrwasser zu finden, da der River stellenweise so seicht war, daß man die Muscheln mit der Hand vom Grunde heraufholen konnte. Und wir hatten alles in allem immerhin gut sechs bis sieben Zentner eine Strecke von zwölf Meilen vorwärts zu bringen.

Wiederum war es Spätnachmittag geworden, als wir beim Kamp anlangten. Diesmal wurden wir jedoch mit lautem Hallo begrüßt von den Boys, die uns beiden keine Zeit mehr gaben, etwas anzurühren, sondern uns jeden Handgriff abnahmen. Letzteres taten sie um so lieber,

rascher und eifriger, als jeder einzelne von ihnen in der kürzesten Zeit venison, deer steaks, Hirschfilets essen wollte.

Die Feuerjagd auf Rotwild ist wohl in allen Staaten der Union durch gedruckte Gesetze strengstens untersagt; aber wo immer im ungeheueren Nordwesten Lumberkamps liegen, dort steigt ein unermeßlicher Hochwald auf, und in diesem gedeiht außer Bäumen, welche der liebe Herrgott wachsen ließ, außer dem white tailed deer und zahlreichem Kleinwild gegenwärtig kaum noch eine andere Spezies des homo sapiens als jene, welche beide, die Bäume sowohl als auch das Wild, zu fällen versteht: der Holzfäller und der Trapper. In diesen Regionen herrscht der Kampboy, und dem staatlichen Wildhüter, der es gerade erzwingen wollte, einen Mann zu verhaften, der für sein Lager frisches Wildbret geholt hat, würde der Vormann des betreffenden Kamps im allergünstigsten Falle wahrscheinlich insofern jeden Vorschub leisten, als er dem Beamten sehr freundlich erklären würde: „Sucht Euch Euren Mann unter dreißig oder vierzig oder zweihundert Boys heraus, findet ihn erst und seht dann zu, daß Ihr ihn auch mitnehmen könnt. Good bye“ . . .

Es geht aber die Sage, daß Versuche dieser Art unendlich selten gemacht werden, und wo sie gemacht wurden, noch jedesmal gründlichst mißlungen oder sehr schlecht abgelaufen sind. Weshalb — das liegt auf der Hand, — und eine Woche später heißt es wiederum: „The camp is out of fresh meat“ . . .!

Jagdbare Wildarten in der Umgebung der zweitgrößten Weltstadt.

Wie kommt es eigentlich, daß man drüben im alten Lande, in Deutschland wie in Österreich-Ungarn, nahezu in jeder Feldflur auch Rebhühner findet, daß dort aus den Wiesen heraus der Wachtelschlag erklingt, daß überall über die Saatäcker die Lerche jubelnd zur Höhe steigt und den Herrn lobt, während man in der Umgebung unserer amerikanischen Weltstadt zwar ebenfalls durch weite angebaute, bebuschte oder bewaldete Flächen fahren und wandern kann, aber nicht imstande ist, auf ein Prärie-Chicken oder Ruffed-Grouse zu stoßen, den Ruf eines Quail zu vernehmen oder ein Häslein zu entdecken, das da friedlich im Abendsonnenschein dem nächsten Krautacker zuhoppelt? Diese Frage wird unendlich häufig gestellt, jedoch nur äußerst selten auf richtiger Basis erörtert, so daß schon sehr viele — manche auf Grund eigener, schlechter Erfahrungen während eines einzigen, mehrstündigen Jagdausfluges, die weitaus größere Mehrzahl durch Hörensagen — zu der Meinung gebracht wurden, die Umgebung von Groß-New York sei durchaus wildleer oder doch so wildarm, daß es sich ganz und gar nicht verlohne, sie jagdlicher Zwecke wegen aufzusuchen. Doch tut ihr diese viel zu oberflächlich gefaßte,

viel zu allgemein gehaltene Annahme bitter unrecht; denn schon der Rand der Millionenstadt beherbergt zahlreiche nützliche und schädliche, behaarte und befiederte Wildarten, um deren zeitweiliges oder ständiges Vorhandensein allerdings nur der Kundige weiß, und je weiter man — stets innerhalb eines Radius von fünfzig Meilen — hinauskommt in das Land, desto häufiger treten verschiedene Wildarten auf, desto öfter wird man Gelegenheit haben, mit ihnen zusammenzutreffen, wenn man sie zu suchen weiß und zu finden versteht. Gerade dieses Moment wird aber nur in den seltensten Fällen berücksichtigt, obwohl in ihm teilweise schon die Beantwortung der Frage liegt, weshalb man bei New York kein Wild zu sehen bekommt — wenigstens nicht so leicht, wie in der Umgebung von Berlin, München, Wien und anderer europäischer Großstädte.

Der Deutsche, der von vornherein nur zu gern geneigt ist, seinen heimatlichen Maßstab auch an hiesige Verhältnisse anzulegen, vergißt da zu allernächst und zu allermeist, daß er draußen seine Ausflüge vielfach in Wildgehege oder Wildparks unternahm, von denen größere oder kleinere Teile für das allgemeine Publikum geöffnet und diesem zugänglich gemacht sind, wie in den Grunewald, in die Fasanerien bei München oder in den Wiener Prater; er vergißt aber auch, daß dort jede anderweitige Feldflur, jedes Gehölz, jede Au, jeder Waldbestand mehr oder minder sorgfältig gehegte und geschonte Jagdreviere vorstellen, in denen sich das Wild, vor seinen Feinden geschützt und soviel wie möglich ungestört, vermehren kann.

Mit den genannten, ein zahlreiches Auftreten oder massenhaftes Vorkommen von Wild erklärenden Faktoren

hat aber auf freiem Lande keine einzige nordamerikanische Wildart zu rechnen; weder in der Umgebung großer Städte, noch in den Wäldermeeren des Nordwestens, noch auf der weiten Prärie. Wild ist hier eben Wild, das sich selbst zu erhalten hat, durchkommen muß ohne Hege und Fütterung seitens des Menschen, das frei und wild den Kampf um das Dasein führt — mit keinem andern Schutze als jenem, den ihm die Schongesetze durch etliche Monate im Jahre zubilligen, während es für die übrigen als Gemeingut, als Public Property, als Eigentum eines jeden angesehen wird, der es zu erjagen versteht. Diese Vogelfreiheit allein würde es schon erklärlich erscheinen lassen, daß sich in der Umgebung von New York Wildhühner und Hasen nicht in dem Maße vermehren wie in der Nähe europäischer Großstädte, und daß sie infolgedessen hier weder so häufig noch so zahlreich sichtbar werden wie dort.

Das Wild läßt hier auch vielfach ganz andere Manieren erkennen als drüben im alten Lande. Es ist ungleich beweglicher, hängt und klebt nicht gar so sehr an der Scholle wie solches, das nur an bestimmten Plätzen Äsung zu finden gewöhnt ist, verteilt sich über viel größere Flächen und ist wanderfroher im allgemeinen. Heute hier, morgen dort, wo es ihm gerade paßt, geht es namentlich jener vieltausendstimmigen Unruhe, die sich den Sommer über auf bevorzugten Kamp- und Picknick- und sonstigen Vergnügungsplätzen im Freien einzustellen pflegt, weit aus dem Wege, um gewöhnlich erst im Herbste, wenn die Waldgegenden und Strandlandschaften menschenleer geworden sind, wiederum dahin zurückzukehren. Auch dies ist ein Punkt, der es erklärt,

warum sommerliche Ausflügler nur äußerst selten Wild wirklich sehen.

Und schließlich muß man sich das zufällige Antreffen irgend eines Stückes Wild auf unbekanntem Gelände ungefähr so vorstellen, wie wenn man jemand, der in New York vollständig fremd ist, aber einen Angehörigen sucht, dessen Adresse er nicht kennt, von dem er nicht einmal anzugeben weiß, auf welchen Plätzen er verkehrt, zumuten würde, diesen ohne ortskundige Begleitung zu finden! Das kleinste freie Revier ist aber in der Regel weit ausgedehnter und besitzt viel mehr Schlupfwinkel als selbst das größte Häusergeviert, in dem es bekanntermaßen häufig sehr lange dauert, bis man eine ganz bestimmte Person ausfindig machen kann.

An jenen Punkten in der Umgebung von New York, welche die größte Mehrzahl der Sommer-Ausflügler zu besuchen pflegt, hält sich in dieser Zeit allgemeinsten und immerwährenden Lärmens entweder gar kein Wild auf, oder aber es lebt so zurückgezogen und verborgen, daß der einfache Ausflügler nur sehr selten in die Lage kommen wird, mit ihm zusammenzutreffen, es zu sehen und zu beobachten.

Doch ist der Umstand, daß einer oder viele hier oder dort diese oder jene Wildgattung n i c h t gesehen haben, noch lange kein Beweis dafür, daß sie tatsächlich nicht in der Gegend vorkommt, wo die Betreffenden vorübergehend geweilt haben. Gerade unsere kleinen Raubzeugarten zeigen überwiegend eine nächtliche Lebensweise, indem sie tagsüber ruhen und erst, wenn der Abend gekommen ist, zu ihren Streifzügen rüsten über Land und Wasser — eine Erscheinung, die selbst ihre gelegentliche

Beobachtung erschwert. Sie sind aber da, sehr häufig noch dazu in unserer allernächsten Nähe: in einem leerstehenden Schuppen oder Keller, neben der vornehmen Sommerfrische oder der einfachen Farm, in Strohschobern, die da herumstehen, in Boothäusern, zwischen den Holzgerüsten vorgeschobener Piers und Landungsstege — überall, wo sich ihnen in der Nacht wenig beunruhigte Gelegenheiten bieten, an denen wir am Tage vielleicht ungezählte Male vorübergehen, ohne zu ahnen, daß hier eine „Skunk"-, dort eine Wieselfamilie haust, daß in diesem alten Flußwehr oder Damm ein Mink schläft, während sich in jener hohlen Eiche oder Ulme, unter der so manche fröhliche Gesellschaft gelagert hat, ein Waschbär oder ein Opossum tagsüber heimisch und sicher fühlt. Nur die Spuren, die diese Tiere auf dem Erdboden zurücklassen, würden ihre Anwesenheit verraten; doch sind sie im Sommer selbst für das kundigste Auge nicht leicht aufzufinden und für ein ungeübtes überhaupt nicht.

Ähnlich verhält es sich mit dem sogenannten Nutzwild, das sich recht häufig auch im Sommer dort aufhält, wo es der harmlose Spaziergänger am allerwenigsten vermuten würde, wenn man bei ihm als Regel auch annehmen kann, daß es sich alljährlich erst dann in der Umgebung von vielbesuchten Plätzen wieder einfindet, wenn dort der Herbstfrieden seinen Einzug gehalten hat, wenn einmal die Massenausflüge aus der Millionenstadt aufgehört haben, wenn die Zeit für den Jäger gekommen ist. Und dieser weiß schon, wo er sein Wild suchen muß und findet.

Überblickt man nun die Reihe jagdbarer Wildarten, die man füglich der New Yorker Fauna zuzuzählen

vermag, so kommt man zunächst auf die stärkste und vornehmste von ihnen, auf das virginische Rotwild. Dieses findet sich heute noch vollständig frei sowie ungehegt in jenem mittleren, ziemlich dicht bewaldeten und dünn besiedelten Teile Long Islands, der, zwischen dem nördlichen und südlichen Schienenstrang der Long Island Railroad gelegen, alle Bedingungen enthält, die das Common American Deer zu seinem Gedeihen benötigt. Hier kommt es zwar nicht mehr so zahlreich vor, daß es stattliche Armeen von Jägern — wie solche etwa in die Adirondacks ziehen — mobilisieren könnte, denn selbst über diese entlegenen Waldwinkel sind Jahre der wildesten Jagd mit Hetzhunden dahingebraust, doch hat es sich, wie mir Gewährsmänner in der Gegend versichern, seit mehreren Jahren eher verbreitet als an Zahl vermindert, und die gegenwärtig äußerst strenge Durchführung der Jagdgesetze, sowie der Umstand, daß Rotwild auf Long Island bloß an vier Tagen im Jahre (an den vier Mittwochen im November) auf der Birsch geschossen werden darf, lassen hoffen, daß der Whitetail den dortigen Jagdgründen wenigstens noch einige Jahrzehnte erhalten bleiben wird. Länger wohl kaum, denn die Lebensfrage dieser Rotwildstände wird hauptsächlich durch die Grundeigentumsleute zu entscheiden sein, die überallhin vordringen, wohin die Bahngesellschaften ihre Schienengeleise legen. Und erweist sich alles, was man gegenwärtig über die Erschließung und Besiedelung von Long Island hört und liest, schon in nächster Zukunft als richtig, so dürften auch die Tage des letzten Long Island-Deer bald gezählt sein. Immerhin ist es heute noch vorhanden und liefert dem ortskundigen, ausdauernden Jäger sowohl durch die

Eigenart der Reviere, durch die es wechselt, als auch durch seine geradezu auffallende Schlauheit — tricky like a deer ist in dortigen Kreisen sprichwörtlich — ein zwar anstrengendes, aber genußreiches Weidwerk.

Will man, wie dies ja vielfach geschieht, das Opossum und den Woodchuck, die große Beutelratte und das Murmeltier unserer Ebenen, zu den jagdbaren Wildgattungen rechnen, so wird man besonders letzteres in der Umgebung von New York überall, streckenweise sogar sehr zahlreich verbreitet finden. In kultivierten Gegenden bevorzugt der Woodchuck gut angebautes Land, auf dem hochstämmige Gehölze oder doch Gruppen von alten Bäumen stehen. Jenes besucht er mit der größten Regelmäßigkeit, um da zu furagieren, unter diesen gräbt er sich seine molligen, oft mehrere Stockwerke umfassenden Burgen tief in den weichen Waldboden. Die Jagd auf dieses merkwürdige Tier ist, wenn man seine Lebensgewohnheiten kennt, eine ganz interessante, sein Fleisch oder Wildbret, das heute — solange man noch besseres hat — bei weitem noch nicht gebührend gewürdigt, vielmehr zumeist verschmäht wird, ist nicht bloß genießbar, sondern geradezu delikat, vorausgesetzt, daß man es versteht, ihm den muffelnden Geschmack zu benehmen, der jedem Höhlenbewohner eigentümlich ist.

Als letzte und kleinste, jedoch am häufigsten vorkommende Wildarten wären in dieser Gruppe nur noch die verschiedenen Squirrels, Eichkätzchen, und die wilden grauen Kaninchen anzuführen, die überall, wo sie sich einmal heimisch gemacht haben, verhältnismäßig zahlreich auftreten, und sich auch um die fortschreitende Kultur wenig bekümmern. So lange das Eichhörnchen frucht-

tragende Bäume, auf solchen aber seine Äsung findet, und der Mensch hohle Stämme stehen läßt, in denen es seine Nester zu bauen vermag, so lange dem Cottontail (wörtlich „Baumwollschwanz") — dem Kaninchen — sonnige, trockene, mit Gestrüpp bewachsene Hügellehnen winken, in denen es seine Baue anlegen kann — so lange werden sich beide, selbst in der Nachbarschaft großstädtischer Zivilisation, gut zu halten vermögen. Sie sind widerstandsfähig und hart, vermehren sich außerordentlich rasch und wurden überdies von der Natur auf das denkbar beste ausgerüstet. Wären sie dies nicht, müßten beide Tiergestalten ihren zahllosen Feinden längst unterlegen und aus ihren Revieren verschwunden sein.

Mit den Eichkätzchen sowie dem Kaninchen ist die Zahl unserer nützlichen vierläufigen Wildarten, deren Wildbret überhaupt in Betracht kommt, erschöpft. Die gleichfalls in der Umgebung New Yorks sehr häufig lebende Moschusratte und das zwar allgemein bekannte, hier jedoch nicht gerade zahlreich auftretende Porcupine (Stachelschwein) will ich nicht zu dieser Tiergruppe rechnen, denn jene ist kein Gegenstand der Jagd, sondern ein Pelztier, das ausschließlich dem Fang unterliegt, und das Stachelschweinchen liefert auf die großstädtische Tafel heute auch noch kein Wildbret.

Unter den Raubzeugarten, die als jagdbare in der Umgebung von Groß-New York der Beachtung wert erscheinen, sind an erster Stelle wohl Meister Reineke, der rote Fuchs, der Waschbär und der Skunk, ferner Dachs und Mink, vielleicht auch noch der Fischotter und schließlich kleinere oder kleinste Marderarten zu nennen. Alte Jäger behaupten zwar, daß sich in den felsigen

Ufergebirgen des oberen Hudson in strengen und schneereichen Wintern schon Waldwölfe gezeigt hätten, auch berichten die Tagesblätter alljährlich von Catamounts (cat of the mountains, d. h. Luchs), die da oder dort erschienen sein sollen, doch ist — meines Wissens — aus den letzten zehn Jahren kein einziger verbürgter Fall bekannt, in dem eine der zwei genannten großen Raubzeugarten in einem Umkreise von fünfzig Meilen um New York wirklich erlegt worden wäre.

Dagegen treten die vorhin angeführten kleineren Räubergestalten in New Yorks Umgebung überall und strichweise viel zahlreicher auf, als dies der Uneingeweihte vermuten würde. So zieht sich der rote Fuchs, dem die felsigen Gebiete unserer Flüsse, Bäche und Seen ebenso willkommene Schlupfwinkel bildeten, wie das dichtbewachsene Marschland oder die nur halbwegs kupierte Küstengegend, der — wie der Jäger sagt — überall vorkommt, wo Kaninchen oder Murmeltiere ihre Baue haben, alljährlich im Herbst aus geschlossenen Waldungen in lichtere Gehölze, aus menschenleerer Einsamkeit gegen die Zivilisation, aus freien Jagdrevieren an den Rand des bebauten und bewohnten Geländes. Hier führt er, begünstigt durch die Nähe der Farmen, ein wahrhaftes Räuberleben, dessen Bedeutung der Geflügelbesitzer erst ahnt, wenn er eines klaren Wintermorgens über seinen Hof verstreut Gänse- oder Entenfedern entdeckt und zwischen diesen die charakteristische Fuchsspur bemerkt, die quer über die Schneeflächen auf dem kürzesten Wege nach der nächsten Waldung steht. In der Regel hat der Fuchs sich die fetteste, für besondere Gelegenheiten eigens aufgehobene Gans geholt, den besten Entvogel oder Haus-

hahn herauszufangen gewußt und ist eben fort mit seiner Beute. Derart brandschatzt er häufig einen ganzen Umkreis lange Zeit ungestraft, indem er heute in den Geflügelstall dieses, morgen in den jenes Gehöftes einbricht — selten, daß er im Winter einen Platz öfter besucht. Mehren sich seine Missetaten und werden sie in der Umgegend bekannt, so zieht wohl eines Tages die gesamte waffenfähige Bevölkerung der Gegend mit mehreren Koppeln guter Fuchshunde dem verschneiten Waldreviere zu, und durch dieses prasselt dann jenes wildfrohe Gejaid, das als Foxhunting bekannt ist und Aufregung in Hülle und Fülle bietet.

Auch das Reiten hinter dem Fuchse nach englischer Manier findet hier im Lande von Jahr zu Jahr mehr Anhänger, die sogar auf denjenigen, der in der Tat die meisten Füchse erbeutet, den gewerbsmäßigen Trapper, mit scheelen Augen herunterseben.

Das zweite hierher gehörige Wild, das nach der sportlichen Auffassung vieler, selbst zahlreicher Farmer, einzig als jagdbar gilt, d. h. nicht gefangen, sondern ausschließlich mit eigens abgerichteten Hunden gejagt werden sollte, ist unser bekannter Waschbär: das Raccoon oder kurzweg Coon. Dieser possierliche Geselle mit einsiedlerischen, wenig freundlichen Manieren ist schon durch seine ausgesprochene Vorliebe für Wohnungen in hohlen Bäumen auf Waldbestände oder Gehölze angewiesen, zeigt sich jedoch auch nach dieser Richtung hin, wenn ihm die Umgebung sonst zusagt, nicht besonders wählerisch. Im Sommer genügt ihm häufig schon ein ganz vereinzelt im Ackerland stehender, dichtbelaubter, hohler Baum zu wochenlangem Quartier. Der Waschbär dürfte wohl

das am häufigsten verbreitete Raubzeug in der Umgebung von Groß-New York sein, trotzdem sich seine Gegenwart wie sein Tun und Treiben am allerwenigsten bemerkbar machen und unter Umständen vom Menschen allein auch nur sehr schwierig feststellen lassen.

Ein Omnivore, wie er ist, ein Allesfresser, der sich heute an süßen Maiskolben gütlich tut, morgen kleine Fische fängt, Muscheln aus der Schale speist, Krebse aus ihren Panzern schält oder Schneckenhäuser ausschlürft, um sich dann wieder, je nach der Jahreszeit, mit reifem Obst und ebensolchen Beeren zu begnügen, Mausnester auszugraben oder Frösche zu fangen, — vergreift er sich an Hausgeflügel: an Eiern und jungen Hühnern in der Regel nur dann und dort, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, ohne daß er sie geradezu sucht. Im allgemeinen fügt er menschlichem Hab und Gut bloß geringen Schaden zu, weicht Menschen und Hunden ängstlich aus, unternimmt seine Streifzüge vorzugsweise in der Nacht, und zwar gewöhnlich nach einer anderen Gegend, als die ist, in der sein buen retiro steht, und hält von dem Zeitpunkt an, da der Frost einsetzt, bis zum Frühling einen lockeren Winterschlaf. Alles Momente, die schon das Auffinden einer frischen Raccoonspur im Reviere unendlich erschweren würden und ein beabsichtigtes Zusammentreffen mit dem Tiere selbst nahezu unmöglich machen müßten, lebten jene windschnellen Hunde nicht, die der amerikanische Jäger eigens dazu abrichtet, die Spur des nächtlich umherstreifenden Waschbären erst einmal aufzusuchen und sie dann über Stock und Stein so lange zu verfolgen, bis „Mister Coon" schließlich, in die Enge getrieben, aufbaumt und da oben fest liegen bleibt, um vom Jäger herabgeschossen zu werden.

Geisterhaft unheimlich klifft und klafft eine solche Jagdfahrt, immer nur dem Laute der Hunde nach, kreuz und quer durch die nächtliche Landschaft, oft mehrere Meilen weit, und es kann leicht geschehen, daß ein harmloser Ausflügler, der sich da draußen verspätet hat und den rätselhaften Lärm vernimmt, der bald hier, bald dort unsichtbar durch die Gegend hetzt, auch wenn er nicht abergläubisch ist, zweifelnd den Kopf schüttelt und an den wilden Jäger denkt, von dem sie ja sagen, daß er mit Mann und Roß und Troß sein Reich zu durchziehen pflegt.

Aber unvergleichlich bleibt so eine „Coonchase" jedem, der sie nur einmal mitgemacht hat, und man kann es vom sportlichen Standpunkte aus nur begreiflich finden, daß sich passionierte Nimrode in der Großstadt eigene Meuten halten, um den Waschbären mit diesen in der beschriebenen Manier vom Frühjahre bis in den Spätherbst hinein zu jagen. Selbst die Landbevölkerung huldigt vielfach diesem Sport, wo immer sich die Gelegenheit bietet, ihn auszuüben. Sie läßt eigens Coon-trees — alte, hohle Bäume — stehen, untersagt den umherziehenden Trappern das Legen von Eisen auf Raccoonpässen, hält sich gute Hunde und freut sich auf die mondhellen Nächte, in denen dem Waschbären zuleide zu Holz gezogen werden kann.

Beschäftigen der rote Fuchs und das Raccoon in unserer Umgebung den Jäger oder Sportsman in viel höherem Grade als den Fänger oder Trapper, so kann von den kleineren hierher gehörigen Wildgattungen das Gegenteil gesagt werden. Dachs, Mink, Skunk und die kleineren Marderarten mögen wohl manchem großstädtischen Amateur, der ihnen draußen begegnet, insofern

als jagdbar erscheinen, als er auf sie schießen wird, wie auf alles andere Lebendige — und wäre es nur der Kuriosität halber —, doch zählen die Genannten in den Kreisen gerechter Jäger nicht zu game (Wild), sondern zu fur animals (Pelztieren).

Unvergleichbar mannigfaltiger, sowohl an Arten als auch an Individuen, zeigen sich gegenüber dem Haarwilde die jagdbaren Federwildarten in der Umgebung von Groß-New York. Der Reichtum an stehenden Wasserflächen, die als Seen und Sümpfe im Lande liegen, die Nähe der Meeresküste, die von Norden nach Süden verlaufenden Flußtäler, die als Zugstraßen benutzt werden, endlich die zahllosen Ausbuchtungen der Strandflächen, sowie die Inseln, die vielfach zu Raststationen auf dem Zuge dienen, begünstigen das Auftreten der verschiedenartigsten Ornis ganz außerordentlich. Letzteres gilt besonders von jener, die sich nur vorübergehend in unseren Jagdgründen aufhält.

Viel ungünstiger stehen die Lebensbedingungen für die Gattungen von jagdbarem Wildgeflügel, die ausschließlich auf das Festland, auf Wald, Feld oder Busch angewiesen sind.

Diesen hat die von der Großstadt sich immer weiter ausbreitende Zivilisation sehr übel mitgespielt, indem sie entweder die Heimstätten der Vögel zerstörte oder diese selbst ausrottete. Buchstäblich der fortschreitenden Kultur, die mit der Lichtung der Wälder ihren Anfang nimmt, zum Opfer gefallen ist der wilde Truthahn, jenes herrlichste Federwild des nordamerikanischen Waldreviers, das historischen Angaben zufolge noch im ersten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts in der Umgebung von

New York vorgekommen ist. Ausgeschossen im vollsten Sinne des Wortes wurde das Präriehuhn, das noch vor sechzig Jahren strichweise massenhaft auf Long Island beheimatet war. Beide Wildarten sind aus den dortigen Jagdrevieren gänzlich und für immer verschwunden.

Ein ähnliches Schicksal dürfte in absehbarer Zeit auch dem Ruffed Grouse beschieden sein, das als ein typisches und für geschlossene Waldbestände charakteristisches Waldhuhn mit dem Forste verschwindet. Es kommt zwar heute noch in der Umgebung der Weltstadt an Plätzen, die es seit jeher beherbergt haben, vor, allein so vereinzelt, daß der geübteste Jäger mit dem besten Hunde tagelang ein Revier absuchen mag, bevor es ihm gelingen wird, auf eine Kette von Buschhühnern zu stoßen. Dagegen hat sich im Laufe der letzten Jahre gerade in der Umgebung unserer Stadt die gewöhnliche nordamerikanische Wachtel, das harte, in den Vereinigten Staaten überwinternde Quail, in erfreulichster Weise vermehrt.

Sowohl die Freilassung zahlreicher, aus anderen Staaten bezogener Flüge in passendsten Gegenden als auch die drakonische Durchführung der auf dieses Wild bezüglichen Schongesetze haben diese Erscheinung bewirkt, und da die Wachtel keineswegs derart wählerisch ist, wo sie lebt, wie etwa das Buschhuhn oder das Präriehuhn, sich vielmehr nahezu in jedem Gelände wohlfühlt und schnell vermehrt, so steht zu erwarten, daß wenigstens diese Wildart: der Bob White, der in Amerika vielfach als king of game birds betrachtet wird, der Umgebung von New York erhalten bleibt.

Krähen, Schwarzvögel, Robins und Spechte gelten wohl ausschließlich für „Jung-Amerika" und die —

Italiener als jagdbares Wild, und in der Tat vereinigen sich beide, um die Genannten nach Tunlichkeit zu dezimieren.

Zeigt uns somit die Gruppe der hühnerartigen Vögel eigentlich bloß einen einzigen Vertreter, der für unsere Reviere in Betracht kommt, so liefern ungezählte Mengen jagdbaren Wildes die Wasser- und Sumpfvögel, die sich allerdings zumeist nur zu kürzerem Aufenthalte einfinden.

Die Wildgänse und Wildenten, die kleinen Schnepfen, Strandläufer und Regenpfeifer, sämtliche größeren und kleineren Vögel, die der nordamerikanische Jäger in der Regel nicht einmal klassifiziert, sondern unter Shore Birds und Reed Birds zusammenfaßt — sie stellen eine an Arten wie an Individuenzahl ganz unglaublich reiche jagdbare Tierwelt vor, die zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, erscheint, sich über die Flüsse, Seen und Küstenländereien verbreitet und in der Großstadt so recht eigentlich erst das Signal gibt zur Eröffnung der offiziellen Jagdzeit.

Denn ein Jagdausflug in die Wasserreviere um New York erfordert keine besonders kostspieligen oder umständlichen Vorbereitungen, wie solche mehr oder weniger jede Fahrt in das Land mit sich bringen — ja, es ist selbst dem kleinen Manne möglich, wenn dieser zu den Kundigen gehört, welche die Gegend kennen, gute Ruderboote besitzen sowie vorwärts zu bringen verstehen und — frühzeitiges Aufstehen nicht scheuen. Die genußreichsten Stunden, die häufig bloß der Beobachtung eines immerfort wechselnden, wildbewegten Tierlebens gewidmet sein dürfen, kann man da in der nächsten Umgebung der Millionenstadt im Herbste verleben und täglich andere Eindrücke aufnehmen.

Heute gleitet man im Kahne den River oder Creek hinunter und freut sich schon über die prächtige Szenerie, die einen umgibt, schaut sehnsüchtig hinüber nach den Tausenden von Enten, die gewöhnlich auf dem offenen Wasser liegen und jeder Annäherung spotten. Morgen steht oder sitzt man wieder bei Tagesanbruch bis zum Halse in einem Erdloch der Uferbank oder des Küstensandes, um den Entenzug zu erwarten, dann sucht man wieder mit Stöberhunden verwachsene Swampflächen ab, um endlich über weite Strecken auf allen Vieren kriechend auf Schußweite anzukommen. Jeder Tag bringt eine neue Gegend, und jede solche lehrt und bedingt eine neue Jagdart.

In den bewaldeten Küstenwinkeln von Staten Island jagt man anders als in den flachen, dünenartigen Strandgebieten auf Long Island, und auf dem Hudson wiederum anders als draußen auf der offenen See. Und kehrt man, was ja auch vorkommt, ohne Beute heim aus dem Wasserrevier, so werden doch jene Tage, an denen man Wildmengen nicht einmal gesehen hat, zu den allerseltensten gehören, während solche bei Jagdfahrten auf dem Lande ziemlich häufig sind.

Schon das Beobachten-Können von freilebendem Wilde macht Freude, bietet Anregung; für den Rekordschützen wahrscheinlich nicht, sicher aber für den Naturfreund im allgemeinsten Sinne, und schon die Aussicht, Wildenten und Strandgeflügel zu sehen, ist eine Aussicht, die gar manchen New Yorker im Spätherbst hinaustreibt, wenn die Bade- und Vergnügungsplätze erst einmal menschenleer geworden sind.

In dieser Gruppe wäre als eine der geschätztesten Wildarten wohl auch noch der Woodcock — die Wald-

schnepfe (Scolopax minor, der europäischen sehr ähnlich) — anzuführen, die in unserer Umgebung als Brutvogel häufiger vorkommt, als man oft annimmt. Doch erfordert gerade ihre Jagd eine so genaue Kenntnis ihrer sämtlichen Lebensgewohnheiten und so vorzüglich arbeitende Hunde, daß sie kaum viele praktische Anhänger zählen wird.

Merkwürdigerweise werden die in stattlicher Reihe um New York vorkommenden Tag- und Nachtraubvögel von hiesigen gerechten Jägern nicht als jagdbar betrachtet, sondern kurzerhand als „Nuisance" bezeichnet, die man schießt, wenn schon gar nichts Besseres mehr vor die Flinte kommen will, die man aber von der Gruppe des Flugwildes scharf trennt. Letzteres wenigstens in der — Theorie; die Praxis im Revier verfährt in der Regel anders. Warum sollte sie das auch nicht tun? Lebt doch vom Seeadler und Flußadler bis herunter zum kleinsten Falken und von den großen Ohreulen in unseren Revieren nahezu jeder Raubvogel, der sich überhaupt in den nordöstlichen Gebieten Nordamerikas aufhält; ferner stellt jeder von diesen leichtbeschwingten Räubern in präpariertem Zustande eine prächtige Trophäe dar, und schließlich kann die Jagd auf Raubvögel — mit alleiniger Ausnahme der auf den American Bald Eagle (den weißköpfigen Seeadler) — das ganze Jahr hindurch betrieben werden.

Derart betrachtet, zeigt die Umgebung der zweitgrößten Weltstadt ein anderes Bild, als jenes ist, das die überwiegende Mehrheit sommerlicher Ausflügler aus den Fenstern der Eisenbahnwaggons, von den Decks der Exkursionsdampfer oder den Veranden modischer Sommerfrischen zu sehen pflegt.

Sie erweist sich zwar nach keiner Richtung hin so wohlbesetzt mit jagdbaren Wildarten wie die Umgebungen mancher Großstädte Europas, beherbergt aber doch noch heute gerade so viel an echtem und freiem Wild, daß der, welcher auf der Jagd und durch sie Erholung und Anregung sucht, beide im Umkreise von fünfzig Meilen um New York finden kann und auch finden wird, vorausgesetzt, daß er sie zu suchen versteht.

Schnepfensonntage in Nordamerika.

Wer kennt es nicht, das uralte, urdeutsche Weidsprüchlein, das von den seltsamen Vögeln mit dem langen Gesicht, den Waldschnepfen, handelt, die alljährlich mit der Singdrossel ihren Einzug halten in den deutschen Frühlingswald! „Reminiscere" — heißt es dort — „nach Schnepfen suchen geh'! Oculi — da kommen sie, Lätare — da ist das Wahre, Judica — sind sie auch noch da, Palmarum — trallirum, larum, Quasimodogeniti — halt, Jäger! halt! jetzt brüten sie." Und als die sechs Schnepfensonntage sind sie bekannt, soweit deutsche Gaue reichen; beim Weidmann, der den langgeschnäbelten Wanderern zum Leide hinauszieht in das Revier, wie beim großstädtischen Feinschmecker, der sich die Saison ohne Schnepfenbrötchen oder Croutons kaum denken könnte, beim Studentlein, das zu den Ferien nach Hause gehen darf, und beim Herrn Professor, der mit seinen Schülern im März die ersten botanischen Ausflüge unternimmt, um ihnen an Ort und Stelle zu zeigen, wie das Gras wächst, um draußen Leberblümchen, Küchenschellen und andere Erstlingskinder Floras zu finden sowie als Gegenstände für Anschauungsunterricht mitzunehmen.

Alt und jung freut sich da auf Oculi, groß und klein weiß, was Lätare bedeutet, selbst wenn beide niemals Gelegenheit hatten, eine lebende Waldschnepfe zu sehen,

und daher mit den zwei genannten Worten lediglich die Vorstellung verbinden würden, daß um diese Zeit der Wald erwacht, daß dann die ersten Blumen blühen.

Denn so allgemein bekannt die auffallende Gestalt des Langschnabels auch ist, so sehr sich Volkssage und Volksdichtung — wie die sogenannten Bauernregeln erkennen lassen — mit der Erscheinung des Vogels, wie mit dessen schattenhaftem, nächtlichem, eulenartigem Treiben beschäftigt haben, so wenig Genaues wußte man bis in die letzten Dezennien von seiner Naturgeschichte, weil es überaus schwierig ist, die Waldschnepfe im Freien zu beobachten und es fast niemals gelingt, sie in der Gefangenschaft zu erhalten.

Das lernte schon das Kind in der Dorfschule, daß der Vogel einen langen, ungemein empfindlichen „Schnabel" besitzt, mit dem er ausschließlich im weichen Boden nach Würmern zu stechen vermag, daß er daher alljährlich im Herbste, bevor sich der Rauhreif in die Erde senkt, nach Süden zieht und wiederkehrt, wenn der Frost aus dem Boden verschwunden ist, so um Oculi herum. Da kamen und da kommen sie auch heute noch aus dem Süden: die langgeschnäbelten Wanderer, um Station zu machen in den Waldungen Mittel- sowie Norddeutschlands; da weiß ein jeder, daß es ernst werden muß mit dem Frühling, weil er sich sagt, daß kein frei lebendes Tier irgendwo früher eintrifft, als es seinen Tisch gedeckt weiß; und jeden zieht es um solche Zeit hinaus ins Freie, in die wiederaufkeimende Natur: den einen aus diesem, den andern aus jenem Grunde. Das ist wohl seither immer so gewesen und wird auch so bleiben, selbst wenn die Bewohner jener Gebiete des europäischen Südens und

Südostens, in denen die Waldschnepfe zu überwintern pflegt, den letzten Vertreter der Familie Scolopax rusticola verspeist haben werden und die Bedeutung der Schnepfensonntage nur mehr in der Erinnerung fortleben muß.

Auch in Nordamerika zieht im März jener Sonntag, der im Kalender den Namen „Oculi" trägt, über Land und Meer; auch hier bringt dieser Monat die singende Drossel, den „Robin", und lange vor oder gleichzeitig mit ihm — häufig in einer Nacht — den „Woodcock", die Waldschnepfe. Diese ist merklich geringer als ihre deutsche Schwester und heißt daher wissenschaftlich auch nicht rusticola, sondern minor, jedoch bieten beide, soweit Gestalt und Gefieder, Fortziehen und Wiederkehren, Leben und Sterben, sowie die Wertschätzung ihres Wildbrets als Delikatesse in Betracht kommen, genau das gleiche Bild. Letzteres allerdings nur für denjenigen, der die europäische Waldschnepfe kennen gelernt hat und auch den Woodcock zu suchen, aufzufinden sowie zu beobachten versteht. Und das will gründlich gelernt sein. Denn so häufig der Woodcock auch vorkommt, so selten zeigt er sich dem unkundigen Beobachter oder bloßen Gelegenheitsjäger. Über ganz Nordamerika — westlich bis zu einer bestimmten Grenzzone — verbreitet, findet sich die Waldschnepfe nahezu überall, wo ihr wasserreicher oder sumpfiger, somit weicher Boden jene Lebensbedingungen gewährt, die sie zu ihrem Wohlbefinden braucht. Sie steigt im Vorsommer bis hoch hinauf nach Labrador und Manitoba, um schon vom südlichen Illinois, bzw. Virginien an zu überwintern, trifft in nördlichen Breiten gewöhnlich frühzeitig im März ein, selbst in der

nächsten Umgebung von New York, die sie in gewissen Lagen auch zahlreich beherbergt.

Die ausgesprochene Vorliebe des Woodcock für die einsamsten, ruhigsten Plätzchen im dichtesten Gestrüpp, ferner die eigenartige, unausgesprochene, dürrem Laube ähnliche Schattierung seines Gefieders, das selbst die schärfsten Augen vom Waldboden kaum zu unterscheiden vermögen, endlich seine Fertigkeit, zu laufen, sich zu verbergen und streichend aus dem engsten Laubgewirr heraus einen Ausweg zu finden — alle diese Momente sind geeignet, unserm Federwild ein beschauliches, ungestörtes Dasein zu sichern, von dem kaum jemand etwas wüßte, lebte der Gourmand nicht, der den Vogel in verschiedenen Gestalten so oft als nur möglich auf der Tafel haben will, und der Marktjäger, welcher ihn ersterem zu Gefallen schießt oder fängt.

Man kann in dieser Beziehung eigentlich nicht gut von Marktjägern und Pothunters schlechthin sprechen; denn der wirklich erfolgreiche Waldschnepfenjäger ist in seinem Fache ein ebensolcher Spezialist und stellt in der an Individuen so reichen Art von homo venaticus americanus ebenso eine scharf ausgeprägte Form vor, wie etwa der Bienenjäger, Flußtrapper, Kohlenbrenner oder Wolfer Typen für sich sind. In den Oststaaten haben zwar die Gesetze, die das Schießen und Fangen der Woodcocks im Frühjahre verbieten, wenigstens den Erfolg erzielt, daß die Vögel nicht öffentlich feilgehalten und unter ihrem wahren Namen auch nicht auf der „Bill of fare“ des Hotels stehen dürfen, doch waren geschriebene Bestimmungen oder gedruckte Erlasse bisher noch niemals und nirgends auf der Welt imstande, alteingewurzelte

Geschmacksrichtungen zu unterdrücken und hier zu verhindern, daß Waldschnepfen in vornehmen Haushaltungen sowie Restaurants in jener Jahreszeit verlangt, gekauft und sehr gut bezahlt werden. Zur Befriedigung dieser meistens sehr ausgedehnten Privatkundschaft, die aus unbedingt verläßlichen und sicheren Leuten besteht, sucht der praktisch gewordene, erfahrene Jäger viel lieber den entlaubten, durchsichtigen Frühlingswald nach Waldschnepfen ab, als daß er auf den Juli oder August wartet. In den Monaten gibt ihm zwar das Jagdgesetz in den meisten Staaten den Woodcock frei, auch sind gerade in dieser Zeit die fashionablen Sommerfrischen überall bis auf das letzte Plätzchen besetzt — zwei Umstände, welche die tägliche Abnahme jeglichen Wildbrets gewährleisten; aber die Waldreviere sind dann undurchdringlich, weil jeder Dornbusch in Blüte steht und Schößlinge nach allen Seiten getrieben hat, die Schnepfe sitzt über ihrem Gelege im Nest auf dem Waldboden oder führt ihre soeben flaumig gewordenen Jungen in die nächste Umgebung aus, und schießt einer die Vögel um solche Zeit, so verderben sie innerhalb weniger Stunden durch die Hitze und sind, bis er sie in die Stadt bringt, längst unbrauchbar. Aus diesen Gründen läßt sich der amerikanische Jäger das althergebrachte „Springshooting" nicht so leicht nehmen, und es wird jahrelanger Erziehung bedürfen, um ihm das Durchstreifen des lichten Waldreviers im Frühjahre mit Flinte und Hund zu verleiden. Auch diese Märzjagd bringt ein mühseliges, aber hochinteressantes Weidwerken mit sich, bei dem einer, der tagsüber stets den suchenden Hunden: Pointer, Setter oder Spaniel, folgen will, buchstäblich jeden Quadratfuß einer Waldgegend genauer

kennen lernt als selbst der U. S. Surveyor, welcher mit ihrem Vermessen beschäftigt ist. Und aus solchen Frühlingstagen, wie sie mir um Oculi und Palmarum verschiedentliche Male aufgegangen sind im Westen und Osten der Neuen Welt, nunmehr zwei Lebensbilder.

I.

Der Sonntag, welcher Oculi heißt, seit unser Kalender besteht, fand mich 1896 auf einer Insel im Mississippi, ein Dutzend Meilen oberhalb Dubuque (Ja.), im Trapperkamp, das ich nahezu seit Jahresfrist bewohnt hatte; jetzt stand ich gerade im Begriffe, dieses sowie Rebmanns Island zu verlassen. Die Eisdecke im Hauptstrom hielt noch gerade und trug den Wegkundigen auch von den Inseln, welche auf U. S.-Gebiet liegen, bis hinüber an die ziemlich flachen Ufer des Staates Jowa. Im Arm, der das Wisconsinufer umspült, trieben bereits seit mehreren Tagen fußdicke Schollen. Vom nördlichsten Punkte der Insel, auf dem unser Kamp lag, bis zu ihrer Südspitze hatte ich etwa zwei Meilen durch verwachsenen Auwald, Altwässer, Sümpfe und Binnenseen zu marschieren und freute mich auf diesem Wege darüber, daß der Rauhfrost aus dem Inselboden verschwunden war, daß hier der Sand, dort schwarze Erde zum Vorschein kam, und daß die Woodowls (Waldkäuze) nicht die Dunkelheit abgewartet hatten, um ihren hohlklingenden Ruf erschallen zu lassen, sondern am hellen, lichten Tage von Baum zu Baum strichen und sich gegenseitig riefen. Auch diese Erscheinung findet man regelmäßig in der Paarungszeit der genannten, sonst ausgesprochen nächtlichen Vögel. Der Tag war prächtig, die Sonne schien für jedermann,

der einen harten Winter so gut wie im Freien verbrachte, fast zu warm herein durch die Kronen der Inselbäume, und die Robins, die erst wenige Tage vorher angekommen waren, flöteten überall, als gelte es, ein Sängerfest zu veranstalten — auch ohne Preis, gerade nur zum Dank dafür, daß sie selbst und der Frost noch Beeren übrig gelassen haben an den armdicken, wilden Weinreben, die sich dort an den Bäumen hinaufranken. Gelegentlich einmal hörte man von Osten herüber den Eisgang toben, auf der Insel aber herrschte der Frühling, und nach Südwesten hin hielt noch der Winter den „Vater der Gewässer" in starren Banden. Dort war es kirchenstill. Nach mehrstündigem Marsch — ich hatte zwei Hunde bei mir und gut fünfzig Pfund Gepäck zu tragen — war ich bis in die Weidenwäldchen gekommen, welche die Südspitze der Insel umsäumen, als ich Rauch aufsteigen und weiße Zeltleinwand zwischen den Stämmen durchschimmern sah. „Entenjäger im Kamp . . .", lautete meine Annahme. Doch interessierten mich die Bewohner schon aus dem Grunde, weil auf der Insel selbst, wie auf einer weiteren Quadratmeile im Umkreis, außer meinem Partner und mir niemand überwintert hatte. Beim Nähertreten fand ich vier Männer, die am Vorabend aus der Stadt über das Eis herausgekommen waren. Sie hatten sich häuslich eingerichtet, saßen gerade beim zweiten Lunch oder einem sehr zeitigen Mittagessen, und was sie hier suchten, das zeigten mehrere Wildenten und Waldschnepfen, die vom Zeltpfosten herabhingen. Es waren die ersten ihres Stammes, die ich hier im Lande auf dem Jagdgrunde zu sehen bekam. Man wird schnell bekannt in der wilden Welt. Daß ich so ungefähr zu den Leuten gehörte, sowohl

der Ausrüstung als auch dem Aussehen nach, mochten sie wohl gemerkt haben, und daß ich keine frühzeitigen Veilchen suchte in dieser Umgebung, ebenfalls. Die Fragen: „Wohin des Zieles?" und „Woher des Weges?" waren während des Tafelns erledigt, und dann hieß es: „Well, eine Flinte mehr — come on . . .!"

Es sollte mir bald klar werden, daß die Leute keine Wildenten suchten, diese vielmehr bloß mitnahmen, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit bot, sondern hauptsächlich darauf aus waren, „Woodcocks" zu finden und zu schießen. Der ganze Plan war diesem Streben angepaßt. Während nämlich zwei von ihnen mit ihren Spaniels die scheinbar undurchdringlichsten Gestrüppwäldchen und Riedhorste betraten, die, sehr häufig mannshoch aufwuchernd und verfilzt, dem darin Befindlichen jedwede Möglichkeit benahmen, aufstehendes Wild zu sehen und darauf zu schießen, gingen wir drei mit fertigen Gewehren an den Rändern dieser Dickungen voraus, stets bemüht, lichtere Stellen zu finden, die freien Ausblick auf kurze Entfernungen gewährten und uns die Möglichkeit eines sicheren Schusses gaben. Man hatte bloß darauf zu achten, daß jeder immer wußte, wo sich der andere befand; keiner konnte die anderen sehen, aber jeder hatte sich bemerkbar zu machen durch Ruf oder Pfiff. Diese Parole war zu Anfang ausgegeben worden, — sie ist notwendig, weil sie Unglücksfälle verhütet. Die vier „Boys" waren Meister in ihrem Fache.

Zwei von ihnen trieben langsam im Buschwerke hin und her, auf und nieder gehend, jedes Riedbeet, jeden zusammengewirbelten Laubhaufen mit dem Fuße untersuchend und jene von der Sonne durchweichten

Lagen durchstöbernd, in denen der Woodcock so gern liegt; die beiden anderen waren überall: jetzt hier, wenige Minuten später dort; ab und zu übertönte das Krachen eines Schusses das Rauschen des Eistreibens im nördlichen „Channel" des Mississippi. Etwa nach einer halben Stunde traten wir aus den Gestrüppwäldern heraus auf eine der Sloughs, jener seichten Geländesenkungen, welche, mit Brackwasser gefüllt und mit niedrigem Graswuchs bestanden, auf größeren Inseln sehr häufig sind.

Hier sahen wir uns seit dem Aufbruche zum erstenmal deutlich wieder und traten zusammen, um die weiteren Maßnahmen zu besprechen. Drei von den Leuten brachten ihre Waldschnepfen aus den schier unergründlichen Jagdtaschen ihrer Röcke zum Vorschein, um sie dem „Vormann" zu übergeben, der sie, sorgfältig in Papier eingewickelt, einpackte. Auch die, welche ich geschossen hatte, wurden mir abgefordert und wanderten denselben Weg; dann ging — nach einer kurzen Ruhepause — der Marsch weiter und die Jagd auch. In der beschriebenen Weise wurden sämtliche sonnenseitige Waldlehnen der Insel abgesucht. Bald hatten wir zwei, der als „Vormann des Kamps" anerkannte und meine Wenigkeit, im Buschlande auf und ab zu gehen und Treiberdienste zu verrichten, bald taten dies die anderen. Als wir sahen, daß die Sonne sich senkte über die waldigen Höhen von Jowa, da hielten wir ungefähr dort, wo ich am Morgen fortgegangen war. Wir trugen sechzehn Woodcocks sowie ein Dutzend verschiedenartiger Enten, die auf dem Wege in den kleinen Inselseen und Altwässern erlegt worden waren, hatten keine Dickung, keine bewaldete „Ridge" übergangen, vielmehr jede durchstreift, die danach aussah, als könnte sie

Waldschnepfen beherbergen, und freuten uns auf die Nachtruhe im Kamp. Auch ein Zelt kann eine sehr willkommene, gemütliche Wohnung sein, nach der man sich sehnt. Ich war im besonderen mit der aufgelegten Strecke von Woodcocks zufrieden und legte mir schon im Geiste aus, wie die rauhen Riverboys die zarten, delikaten Vögel wohl zubereiten würden: ob an den Holzspieß gesteckt oder in die Bratpfanne gelegt, und während wir durch den nächtlichen Wald dem Lager schlecht und recht zustolperten, wußte ich ganz genau, was ich mit meinen, d. h. den von mir geschossenen, Waldschnepfen anfangen wollte. Über die Spießbraten war ich mit mir selbst einig; sehr sauber gerupft sollten sie werden, leicht ausgezogen, gesalzen und gepfeffert, dann aber querdurch ein Weidenstäbchen gezogen und neben das Feuer gehängt. So schmecken sie besser als bei Rismondo Fratelli in Triest, im Hotel Imperial in Wien, im Englischen Hof in Frankfurt a. M. oder Unter den Linden in Berlin.

Es war spät geworden, als wir im Kamp an der Südspitze von Rebmanns Island ankamen. Der Vormann ließ sich die Woodcocks auspacken und vorzählen und peinlichst genau einem Behälter anvertrauen, der aus feinstem Gitter und Holzleisten bestand, und diesen dann hinausstellen in die klare, sehr frische Nachtluft. Der Mann, welcher als Koch zu fungieren schien, hatte Feuer angemacht im Kampofen, öffnete mehrere Kannen, auf denen „Boston-Baked-Beans" — gebratene Bohnen — in buntfarbiger Aufschrift stand, und legte Speckscheiben in die Bratpfanne. Ich fragte nach meinen Waldschnepfen, die ich geschossen sowie abgeliefert hatte, und auf die ich daher Anspruch zu haben glaubte. Der „Vormann" zog

eine Rolle „Dollarbills". „You want to eat such expensive birds?" inquirierte er mich kurz in seinem Slang. Ich hatte keine Ahnung, was er eigentlich sagen wollte, sondern dachte immer daran, daß dem Jäger und Schützen die Beute gehört — in Nordamerika sowohl wie im alten Lande. „Einen Dollar für jedes Stück will ich dir geben" — fuhr der Mann fort, — „keinen Cent mehr, keinen weniger, und bist du damit nicht zufrieden, so kannst du aus dem Kamp über das Eis nach Dubuque wandern, das trägt, und der River ist groß und breit genug . . . .!"

Ich blieb im Kamp und blieb gern; denn was war mir damals „Zeit"! Am zweitnächsten Morgen begleiteten mich die Boys über die Eisdecke, welche immer noch den Kundigen trug, bis hinüber auf das Jowa-Ufer zurück in die Zivilisation. Dort tagte eine Versammlung der „Christian Endeavourers"; ihre Leiter hatten Woodcocks bestellt, sogar einen Preis für solche ausgesetzt, und sie erhielten das gewünschte Federwild zur richtigen Zeit. Unter welchen Umständen dieses erlegt worden war, wußten sie allerdings nicht.

II.

Zwei Jahre später stand ich um Palmarum in einer Gegend, die nicht einmal sehr weit von New York entfernt liegt. Ich hatte kein Gepäck zu tragen, weil dieses die Eisenbahn beförderte, und auch keine Besorgnis der Eisdecke wegen; denn über diese führen Brücken. Lediglich Bäume, wirkliche Bäume und wahrhaftiges Gras wollte ich wiedersehen, ein armseliges Verlangen scheinbar, und doch: eine ganze Welt für jenen, der sie so recht gründlich kennen gelernt hat und daher zu schätzen weiß.

Der Schienenweg — von Pfad oder Unpfad ist in dieser Umgebung kaum zu sprechen — führte strichgerade, ob man will oder nicht, zu einem jener modischen Klubhäuser, wie solche zahlreich am äußersten Rande der Millionenstadt liegen. Man darf sich da zu Hause fühlen, hat Bequemlichkeit, schwarze oder weiße Bedienung — je nachdem —, Gesellschaft, wenn man solche haben will, oder keine, braucht sich keine Sorge zu machen, ob man das, was man geschossen hat, heimnehmen darf oder darum feilschen muß, kurzum: man lebt, kann leben und erholt sich, wie das eben Kulturmenschen so zu tun gewohnt sind. Paßt es einem nicht, so ist man in wenigen Stunden genau dort, wohin man kommen will, wo man sich jedwedes Plätzchen, jede Gesellschaft aussuchen darf, ganz nach Geschmack. „Kann denn der Mensch überhaupt noch mehr verlangen?" könnte jemand fragen. „Ja" und „Nein" würde ich ihm zur Antwort geben. Ich hatte damals mit meinem Hunde vom Klubhause am Atlantic die Gegend durchstreift und war zum Dinner zurückgekehrt. Küche und Keller boten alles, was in der Metropole der Vereinigten Staaten zu haben ist. Und doch: es zog mich hinaus in das Waldrevier, über die niedrigen Sandhöhen und die schütterstehenden Küstenwälder, nach den „langgeschnäbelten Ersten" zu sehen, die wieder heimgekehrt waren aus dem südlichen Illinois, vom „Vater der Gewässer" und vielleicht aus Old Virginia. Hinaus, dorthin, wo das Meer seine Wogen wirft, wo die Snipes umherstelzen und herumrennen auf dem Sandboden, um kleine Muscheln umzuwenden und winzige Schnecken zu untersuchen. Und weshalb? Um Bäume aufblühen, Gräser wachsen und Schnepfen streichen zu sehen, ganz

wie in der alten Heimat! — Der Jäger kann auch hier am Abend hinausziehen, den Spaniel an der Seite, und sich dort anstellen, wo er glaubt, daß er den besten Überblick hat über die Gegend. Rechts vor ihm mag die schier unendliche Düne liegen und links, sowie vor ihm ein Birkengehölz aufragen, durch das ein Bächlein hinplätschert, das sehr froh ist, von den eisigen Banden des Winters befreit zu sein. Dann trägt die reine Luft das stille, friedliche Abendläuten herauf aus dem Kirchdorfe über die Bay, der Robins Schlag verstummt, und Schatten lagern sich über die Landschaft, wie drüben, Tausende von Meilen über den „Vater der Gewässer" auch. Um solche Zeit streicht der Woodcock auch hier, blitzähnlich, eulenhaft, kurz und schnell, sehr spät am Abend, von einem Tagesplätzchen zum andern. Und darum sehen, deshalb bemerken die amerikanische Waldschnepfe so wenige. Doch ist sie da. Sie zieht im Vorfrühling von Virginien herauf in unsere Breiten bis in die scheinbar unwirtlichen Gefilde von Labrador und verläßt im Frühherbst Manitoba, um das Mississippital abwärts die Winterquartiere aufzusuchen, die südlich von Illinois liegen, bis an den Golf von Mexiko. Der Woodcock bringt den Frühling in das Land, der Robin kommt mit ihm und auch der Raubvogel auf dem Zuge. Wohl jenem, der auch in der Neuen Welt draußen weilen kann an den „Schnepfensonntagen", die von Oculi bis Palmarum reichen und über das Osterfest hinaus . . . .!

Forellenfischerei im Staate New York.

Alljährlich am 16. April wird überall, so weit der Staat New York reicht, der Fang der Bachforelle gesetzlich freigegeben, und damit beginnt der Angelsport auf einen Fisch, der ja in der Alten Welt auch beheimatet ist, dort als die Königin der Süßwasserbewohner gilt seit den Römertagen — und diesen Rang hier im Lande selbst neben dem Black Baß oder Schwarzbarsch, von dem es heißt, daß er der wildeste Kämpfer an der Angelschnur sei, siegreich behauptet hat. Letzteres aus guten Gründen und mit voller Berechtigung. Denn die Bachforelle ist gleich interessant als Beobachtungsobjekt für den Naturkundigen wie als Angelfisch, und sie erfreut sich als Tafelstück im einsamen Kamp beinahe der nämlichen Beliebtheit wie im feinsten Hotel einer jeden Weltstadt.

Schon das Wasserrevier, in welchem sie lebt, enthält der eigenartigsten Reize gar viele; es sieht ganz anders aus, ist auch ganz anders beschaffen als jene fließenden und stehenden Binnengewässer, in denen sich gewöhnliche Fische wohlbefinden mögen.

Wo sich der Hochforst aufbaut und kalt — selbst im heißesten Sommer — das Waldflüßchen durchschäumt zwischen den eng stehenden Uferfelsen, wo der Bergbach leise hinrauscht über grobschotterigen, rein kiesigen Grund oder von moosübersponnenen Felsstaffeln herab tosend

Wasserfälle wirft, wo da die schärfsten Wirbel zusammenlaufen und das häufig kristallklare Wasser eine immerwährende lebhafte, deutlich sichtbare Bewegung zeigt, in solchem Wasserrevier, das der deutsch-österreichische Gebirgsbewohner so bezeichnend „Förerl"- oder „Förl"-Wasser und der Amerikaner „Trout-Brook" nennt, was dasselbe bedeutet, da ist die Bachforelle zu Hause.

Sie verträgt einen langsam fortströmenden Fluß ebensowenig wie einen warmen Bach, sie könnte auf schlammigem Grunde nicht leben und auch nicht bestehen in tiefen Wassergräben, die von Seerosen, Binsen und Kalmusstengeln durchsetzt sind, zwischen denen sich besonders der Grashecht im Frühjahr so gern aufhält — sondern sie verlangt geradezu als Lebensbedingung klare, kalte, schnellfließende Gewässer, die durch den Wald hineilen oder aus dem Gebirge kommen, die sich nicht gern eindämmen lassen, vielmehr stets die Neigung zeigen, sich frisch die Bahn zu graben und selbst das Bett zu machen — beides namentlich im Frühling, sobald einmal die Schneemassen zu Tal donnern.

Die treueste Begleiterin solcher Waldflüsse und ungeberdigen Bergbäche ist überall die Bachforelle. Sie folgt ihrem Laufe stromaufwärts bis Tausende von Fuß über Meeresspiegel, fühlt sich selbst im Alm- und Gletscherwasser immer noch behaglich und kann dies tun, weil sie für ein Leben unter so harten Bedingungen geschaffen erscheint von Uranfang an und für ein solches auf das allerbeste ausgerüstet ist. Denn sie ist nicht — wie weitaus die meisten anderen Fische — einfach darauf angewiesen, in mehr oder weniger ruhig dahinfließendem oder gar stehendem Wasser ein gemächliches Dasein zu führen,

sondern hat zunächst einen sehr harten Kampf mit ihrem ureigenen Elemente selbst zu kämpfen und dieses zu meistern: sich frei im schäumendsten Wildwasser umherzubewegen sowie zurechtzufinden und schließlich — ihrem Charakter als Raubfisch entsprechend — in ihm auch noch ihre lebendige Beute zu erjagen, sich hier ihre tägliche Nahrung zu verschaffen. Anscheinend sehr harte Lebensaufgaben, welche die Bachforelle indessen spielend bewältigt, da ihre Befähigung in jeder Hinsicht, körperlich wie geistig, eine wirklich wundervolle ist und sie diese Überlegenheit ihrer Umgebung gegenüber durch jede Bewegung darzutun vermag. Denn sie ist flink wie eben eine — Forelle, ein kühner Angreifer und verwegener, immer hungriger Räuber von allem Lebendigen, das sie zu bewältigen bzw. zu verschlingen imstande ist: von der kleinsten Mücke und dem größten Regenwurm bis zur weichschaligen Krebsbrut, dem spannlangen Fischlein und dem unglücklichen Frosch, der vergeblich aus der wirbelnden Strömung zu entkommen sucht, in welche er hineingerissen wurde, und die ihn mit sich führt bis zur nächsten größeren Forelle.

Sie ist befähigt, in einem kleinen Felsenbecken unter sprühenden Wasserfällen oder hoch und scharf herabstürzenden Wassersäulen, deren Wucht beim Anprall wohl jeden anderen Fisch entweder töten oder doch fort aus der Bahn schleudern würde, ruhig auszuhalten und hier, den Kopf stichgerade gegen den Strom gerichtet, fest, scheinbar unbeweglich in der ihr zusagenden Wasserschicht zu „stehen", wie der Fischer sagt, — und ebenso leicht und sicher findet sie ihren Weg durch den tosendsten Schwall, der die stärksten Baumstämme durcheinander-

wirbelt, als wären es Späne. Daß sie tagsüber nicht immerwährend gerade so wilde Welt in ihrer Umgebung aufsucht, sich vielmehr gelegentlich sehr gern in etwas ruhigere Gegenden, in sogenannte „Tumps" oder „Ponds" zurückzieht, in welchen die Wasser weniger wild toben, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden. Aber sie beherrscht ihr Element, wenn es ihr gerade so paßt oder wenn es sein muß, auch dort, wo sich dieses am gewaltigsten kundgibt, und sie beansprucht selbst in ihrem traulichsten, stillsten Buen Retiro immer und überall wenigstens eine gewisse Lebendigkeit des Wassers. Letzteres schon darum, weil sie eigentlich zu jeder Zeit hungrig ist und von den Wellen erwartet, daß sie ihr Nahrung zuführen.

Die Bachforelle äugt außerordentlich scharf, sogar in regentrübem Wasser, und vernimmt auch jedes, selbst das geringste, ungewohnte Geräusch: jeder Steinwurf, welcher in der Nähe ihres Standortes die Oberfläche trifft, macht sie aufmerksam, jedes unvorsichtige Hin- und Hertreten auf der Uferbank scheucht sie fort; selbst spezifischen Gerüchen oder Wittrungen, wie ätherischen Ölen gegenüber, mit welchen viele Angler in Amerika ihre Köder beträufeln, scheint sie nicht unempfindlich zu sein. Das Unscheinbarste, das ihr verdächtig vorkommt, wie beispielsweise ein Schatten, den sie plötzlich bemerkt, läßt sie blitzschnell verschwinden: unter einen ausgehöhlten Stein, eine Baumwurzel oder in ein Baumloch — irgendwohin, wo sie sich sicher glaubt, oft für ganz kurze Zeit, häufig für lange, lange Stunden. Dies alles lehren eingehende Beobachtung sowohl wie praktische Erfahrung jeden, der mit der Bachforelle in verschiedenen Gewässern zu tun hatte: beide zeigen ihm

einen „Edelfisch", der nicht grundlos so heißt, der von der Natur mit den denkbar besten körperlichen sowie geistigen Fähigkeiten ausgerüstet in den Kampf um sein Dasein tritt und diesem Kampf — wenn man so sagen darf — stündlich mit einer gewissen Freudigkeit entgegensieht. So ist und gibt sich die Bachforelle.

Man sollte nun glauben, daß dieser abgehärtete, jederzeit bewegliche, lebhafte und angriffslustige Fisch schon infolge dieser und anderer vorhin erwähnten Eigenschaften, noch mehr aber durch den rauhen, unwirtlichen Charakter seines Wasserreviers selbst viel weniger wirksamen Nachstellungen seitens äußerer Feinde ausgesetzt sei als andere Fische, welche vom Schöpfer nicht so überreich bedacht worden sind. Doch entspricht diese Annahme bloß bis zu einem gewissen Grade der Wirklichkeit.

Die Natur vermag die Bachforelle wohl nur dadurch zu schädigen, daß sie in sehr strengen Wintern seichte Gewässer bis auf den Grund festfrieren und sämtliche, unter der Eisdecke befindlichen, atmenden Lebewesen ersticken läßt, oder daß sie Hochwässer zu Tal schickt, die im fürchterlichen Schwall Baumriesen, Felsblöcke und Erdreich mit sich führen, Fluß- sowie Bachbetten tief aufwühlen und auf ihrer grausigen Bahn alles bisher Bestehende fortschwemmen und vernichten.

Auch in der Tierwelt besitzt die Forelle verhältnismäßig wenige und nicht einmal besonders gefährliche Feinde. Die ärgsten Fischräuber, Otter sowie Flußadler, vermögen ihr nur unter sehr günstigen Umständen beizukommen, beiden ist in der Regel der Fisch viel zu flink und das Wasser zu kalt, und andere behaarte oder befiederte Liebhaber stellen ihr, soweit meine Erfahrung

reicht, noch viel seltener nach. Der Waschbär, welcher in der wärmeren Jahreszeit gern und geschickt fischt, mag gelegentlich unter dem Wurzelstock eines Uferbaumes, zwischen den Knüppeln eines alten Holzdammes oder aus einem Uferloch ein Forellchen herauslangen, und auf ähnliche Manier wird wohl auch Mister Mink hier und da eines von den Fischlein ergattern, welche die Wissenschaft Salvelinus fontinalis nennt; doch wird der Schaden, welchen die Genannten der freien Bachforelle zufügen, stets ein kaum nennenswerter bleiben.

Ein viel gefährlicherer Liebhaber von so frischem Bachfisch ist der Uhu oder Catowl, der Nachtkönig des nordamerikanischen Urwaldes, da er allabendlich seine Ausflüge unternimmt, mit lautlosen Schwingenschlägen wie ein Schatten ganz niedrig über den Flußtälern hinschwebt und auf diesen Jagdfahrten recht häufig ganz nahe auf große Forellen stößt, die in stillen Nächten bis hart an die Oberfläche kommen. Solche Fische sind regelmäßig verloren, denn der Uhu reißt sie mit den Fängen blitzschnell aus dem Wasser und trägt sie dem nächsten Baum zu, der ihm gefällt.

Doch wird auch diese große Eule kaum regelmäßig fischen, vielmehr hauptsächlich durch günstige Gelegenheit zum Forellenfänger werden.

Es sind daher weder Vorgänge in der Natur noch auch Raubtiere, die zur Verminderung der Bachforellen besonders viel beitragen, und diese könnten sich, käme es auf die ersten zwei Faktoren allein an, in Nordamerika ganz unbeschreiblich vermehren, wenn die vielfältige Menschheit nicht lebte, welche als wasser- und fischverwüstende im allgemeinen und als der rücksichtsloseste Feind

der Bachforelle im besonderen zu gelten hat.*) Natürlich ist unter ersterer nicht Homo sapiens piscatorius — der passionierte Angelfreund — zu verstehen, der sich seine Forellen aus dem einen oder anderen Grunde dann holt, wenn er sie haben will, sondern einzig Homo americanus vastator — jener Allesverwüster, der erst den Wald umschlägt oder tief in die Erde eindringt, um Holzindustrien zu schaffen bzw. Kohlen oder Eisen zutage zu fördern, und schließlich giftige Abfallstoffe in Forellengewässer leitet. So enthalten die Abwässer aus „Pulpmills" — Mühlen, die sich mit der Erzeugung von Holz- und Papierstoffen beschäftigen —, aus Kohlen- und Eisengruben sowie Teerschwelereien eine wahrhafte Unmenge der giftigsten Substanzen, welche, sobald sie einmal in ein Fischwasser gelangt sind, hier augenblicklich ein großes und allgemeines Fischsterben verursachen. Aus den Papiermühlen kommt schweflige Säure, aus den Kohlengruben und Eisenwerken finden sowohl Salzlösungen als auch freie Säuren — besonders Schwefelsäure — ihre Wege in die Flüsse und Bäche, und diese Stoffe entvölkern in Verbindung mit dem Flößen von Millionen von Holzstämmen sowie dem Ableeren förmlicher Gebirge von Sägespänen in die Waldgewässer jede Forellengelegenheit viel rascher und gründlicher, als dies eine kleine Armee fertig brächte, welche vom 16. April bis zum 31. August hier oder dort nichts anderes tun würde, als ihre Angeln auswerfen. Denn: „Nicht alle Tage ist Fangtag . . .", sagt ein altes Wort, und

*) Der Verfasser übersieht, daß die Forelle wie jeder Fisch in der Jugend, ja schon als Ei, zahlreichen Gefahren ausgesetzt ist, denen ein hoher Prozentsatz der Brut erliegt! Der Herausgeber.

keineswegs jeder sonst praktische Fischer ist ein erfolgreicher Forellen-Angler, weil gerade der Fang dieses hochorganisierten Fisches die allergenaueste Kenntnis seiner intimsten Lebensgewohnheiten voraussetzt und diese wiederum nur durch langjährige Beobachtung sowie reiche Erfahrung erworben werden kann.

Daß der Fang der Bachforelle mit der Angel gewissermaßen ein Spezialstudium für sich bildet und eine monographisch ausgestaltete, praktisch angewandte Wissenschaft in sich schließt, zeigt einerseits die unglaublich reiche Literatur, welche über dieses Gebiet namentlich in englischer und deutscher Sprache erschienen ist, anderseits die großartig entwickelte Industrie, die sich speziell in New York und in England mit der Erzeugung aller jener Ausrüstungsgegenstände: Angelstöcke, Schnüre sowie künstlicher Insekten, befaßt, die zur Forellenfischerei gehören oder nur angeblich zu dieser notwendig sind. Denn auch hier gibt es unendlich viel überflüssiges Rüstzeug, wie fast in jedem Sportfache. Besteht doch jede Angel im Prinzip nur aus drei Teilen: aus dem Stock, der Schnur sowie dem Haken, und wenn der eigentliche Sportfischer ohne seine wissenschaftlich zusammengestellte, häufig sehr kostspielige Ausrüstung auch nicht hinausziehen würde an die Waldflüßchen und Bergbäche, weil die Ausrüstung eben dazu gehört, so lebt doch auf der anderen Seite eine weit verbreitete Menschheit, welche zum Fang der Bachforellen nichts weiter benutzt als die erste beste Haselgerte, eine ganz billige Angelschnur und einen kleinen, gewöhnlichen Angelhaken, an den ein Wurm, Käfer oder eine Fliege gesteckt wird, während man außerdem sowohl im alten Lande als auch hier in der Neuen Welt zahl-

reiche, alterfahrene Leute findet, die sich zum Fange der größten Forellen keiner anderen Werkzeuge bedienen als einzig ihrer — zehn Finger. Und schon aus dieser verschiedenartigen, der kompliziertesten und der primitivsten Ausrüstung mag ersichtlich sein, was unbedingt erforderlich ist, um Fische zu fangen.

Doch vermag auch der wohlausgerüstete Amateur jede Art von Fischerei — gerade wie jegliches Weidwerk — von verschiedenen Standpunkten aufzufassen und nach ebensovielen Richtungen zu betreiben.

So kann einer frühmorgens seine Stadtwohnung oder sein Kamp mit der Richtung zum nächstgelegenen Forellenbach verlassen und dabei von keinem anderen Gedanken erfüllt sein als von dem an Sport und Rekord. In fliegender Eile geht es zum ersten günstigen Punkt; soviel wie nur möglich aus dem Wasser zu ziehen, die letzte Tagesbeute eines Freundes zu überbieten, heißt die Losung .... Wer hat da Zeit für die Waldnatur, die ja nur aus Bäumen besteht, denen man ausweichen oder über die man klettern muß; wer hört, wer kennt da den Singvogel, der ganz in der Nähe jubiliert; wer hat Augen und Ohren für etwas anderes als gerade für das Wasser, den Fisch und das Schnarren der Rolle, die am Angelstock befestigt ist ...!

Für ein solches „Gewächs" werden die Eindrücke und Erlebnisse einfach darin bestehen, daß es am Abend in sein Rekordbuch etwa folgendes einträgt: „Deer Creek am soundsovielten, soundsoviele Forellen von 1 bis 1¾ Pfund glücklich gelandet, gearbeitet mit Angelrute „Exzelsior", Schnur „Es ist erreicht", Rolle mit Marke „Boston" und künstlichen Fliegen der Prince of Wales,

Earl of Fife oder Herzog von Argyll — Wetter schön . . .!" Es gibt wahrhaftig sehr viele solche Menschen, deren Anblick allein schon genügt, um mir jede Gegend zu verleiden.

Glücklicherweise leben und angeln aber auch noch Menschen, die ganz anders denken. Das sind jene, welche unbeschadet ihrer Tüchtigkeit als Fischer speziell die Forelle als Angelobjekt hochzuschätzen gelernt haben und ihrem Fange so manchen Tag widmen, auf ihren Ausflügen aber doch noch anderes sehen, sich über anderes freuen als einzig über das teuere, prächtige Angelzeug, die gefangenen Fische, die Fischwage und das Rekordbüchlein.

Sie suchen eben zunächst Erholung im sprossenden Frühlingswald, Ruhe in der Einsamkeit, und verbinden mit diesem Hauptzweck das Angeln nach Forellen, das körperliche Bewegung mit sich bringt und die Sinne beschäftigt, solange jemand die künstliche Fliege auf dem Wasser tanzen läßt.

Sie haben Augen und Ohren auch für ihre Umgebung, für die Waldnatur, staunen, wie alles grünt und blüht und gedeiht, horchen, wie die Waldvögel jubeln und den Meister loben, freuen sich über jede Libelle, welche an ihnen vorbeischwirrt, über jeden Käfer, der über das Felsgestein kriecht, und fangen doch ihre Forellen.

Welche von beiden Fischergruppen so einen Tag oder solche Stunden schöner verlebt, und welche angenehmere, genußreichere sowie bleibendere Erinnerungen mit nach Hause bringt — das mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist, daß es beide gibt. Die erstgenannte Richtung mag Sport betreiben und streng nach den anglo-amerikanischen Regeln angeln, die andere entspringt vielmehr

deutschem Empfinden, deutschem Gefühlsleben, deutscher Auffassung der Waldnatur und ihrer Bewohner.

Doch kommen die Vertreter beider Richtungen zum erwünschten Ziele, beide fangen Forellen, wofern sie die stets wechselnde Beschaffenheit der Waldwässer genau kennen, die ihnen zur Verfügung stehen, und sich Mühe geben, mit den Manieren ihres Lieblingsfisches vertraut zu werden. Ohne diese Elementargründe, die einzig auf dem Wege unmittelbarer Beobachtung des Wasserreviers erlernt werden können, wird einer kaum imstande sein, eine Forelle auch im klarsten Bache überhaupt nur zu sehen.

Die zahllosen Handbücher, die den Fang der Bachforelle behandeln, können wohl sehr wichtige Hinweise sowie Ratschläge darüber erteilen, wie sich jemand ausrüsten und was er mit dieser Ausrüstung anfangen soll, sie können ihm auch sagen und genau beschreiben, wie er sich am oder im Forellenwasser im allgemeinen und jeder angehakten Forelle gegenüber zu benehmen hat, sie enthalten mitunter sehr vieles, was wissenswert ist, weil es auf praktischer Erfahrung beruht, und doch wird kein einziges, auch das dickleibigste Kompendium imstande sein, einem Neuling zu zeigen oder ihn zu lehren, wo er draußen im Fluß oder Bach, an dessen Ufern er gerade steht, Forellen zu suchen, wohin er seine Angel zu werfen hat, wie er seine Rolle gebrauchen soll, und was gegebenenfalls ein rascher Sprung, sowie zehn harte, rechtzeitig zupackende Finger bedeuten. Dies bringt weder ein geschriebener noch ein gedruckter Buchstabe zuwege, sondern lediglich Schauen, Sehen und Beobachten, sowie die Praxis.

Die Ausrüstung macht noch keinen Fischer und am allerwenigsten den Forellenangler. Dies beweisen am deutlichsten jene geräuschlos, ohne jedes Angelzeug arbeitenden Fischer, die mit den jeweiligen Standorten sowie Schlupflöchern der Bachforellen auf das genaueste vertraut, an stürmischen oder stark regnerischen Tagen die Waldflüsse und Bäche leise stromaufwärts waten, jede Uferhöhlung, jede Baumwurzel, jeden locker stehenden Felsblock mit den Händen nach Forellen untersuchen und auf diese Weise — bloß mit den Fingern — die schwersten Fische erbeuten, wie etwa der Uhu mit seinen Fängen. Bei der weitaus größeren Mehrzahl prächtiger Bachforellen, welche in die Küchen der New Yorker Sommer-Ressorts gelangen, wird der Kundige vergeblich nach dem Riß oder der Spur eines Angelhakens suchen, weil sie eben auf die gerade beschriebene, ursprüngliche Weise oder mit dem Handnetz gefangen wurden. Und diese erfolgreichen Fischer fristen ihr Leben mit dem sommerlichen Forellenfang . . .!

So ist denn die eingehendste, rein theoretische Abhandlung nicht imstande, dem Neuling die Praxis der Forellenfischerei derart vor Augen zu führen und ihm die Angel so in die Hand zu drücken, daß er, ausschließlich auf diese Schulweisheit gestützt, mit Erfolg zu fischen vermag. Der Novize mag aus Büchern so manches Neue lernen, das ihm unbegreiflich erscheint, und der alte Praktiker darin vieles Interessante finden; jedoch wird beiden schon der erste Tag draußen am Fischwasser zeigen, daß jegliche Theorie grau ist und grau bleibt, solange der Waldfluß rauscht und in diesem eine Forelle lebt.

Besagte theoretische Ausbildung eines Fischers geht sehr oft so weit, daß der Betreffende nicht einmal weiß, was er mit den gefangenen Fischen im Kamp anfangen, wie er sie schnell, schmackhaft und auf einfache Weise zubereiten oder zubereiten lassen soll. In dieser Beziehung weist sowohl die amerikanische Theorie als auch die Praxis, welche sich in der zivilisierten Welt herausgebildet hat, große Lücken auf, die man immer wieder in jedem — Kochbüchlein findet und auch in den Rezepten, welche die englischen Tagesblätter und selbst die hiesige Fachpresse bringen.

Die meisten Amateurfischer, welche draußen im Kamp hausen, wollen selbstgefangene Trouts zum Frühstück und ebensolche Forellen in anderer Gestalt zum Nachtmahl haben. Doch weiß jeder, der hier im Lande viel herumgekommen ist, wie leicht gerade die Forelle durch Gewürze, sowie Zutaten aller unmöglichen landesüblichen Art gründlichst verdorben wird, das heißt: jenen feinen Geschmack verliert, den sie von Hause aus besitzt und auf der Tafel haben soll. Und doch ist gerade dieser Bachforellengeschmack auf die allereinfachste Weise, allerdings nur durch diese, zu erhalten. Größere Fische müssen anders zubereitet werden als kleinere; beide werden, sobald sie aus dem Wasser und vom Haken kommen, abgeschlagen, ausgenommen, reingeputzt, gesalzen und, wenn möglich, zwischen Brennesseln, Stroh- oder Nadelholzzweige gelegt. Wer im Kamp oder Hause „blau-abgesottene Forellen" haben will, der übergieße seine Fische mit kochendem Weinessig und lasse sie etwa zehn Minuten sieden; wer sie aufzuheben und kalt zu verspeisen beabsichtigt, lege sie auf angebratene, dünn ge-

schnittene Speckscheiben in die Pfanne. Dendalion und Brunnenkresse, die fachkundig angemacht sind, liefern, frisch aus dem Boden genommen sowie dazu genossen, im Frühling ein Gericht, das im Kamp oder einfachsten Haushalt ebenso delikat mundet wie bei Delmonico in New York oder Sacher in Wien. Die Waldwässer Nordamerikas sind heute noch überreich an Forellen; sie gewähren jedem, welcher den Fang dieser Fische mit der Angel versteht, genügende Beute für seinen eigenen Bedarf, sie sichern ihm körperliche sowie geistige Erholung zu, wann immer er solche sucht und haben will.

Und aus dieser Behauptung spricht nicht die Theorie, sondern die Praxis. Denn weit, weit zurück reichen meine Erinnerungen, welche die Bachforelle betreffen und ihren Fang: in die Kinderjahre, in die Waldgebirge des mährischen Gesenkes, später in die Ferienmonate in das oberösterreichische Salzkammergut, an die Ufer der Enns und Traun, noch später zu den „Meeraugen" der Karpathen, der hohen Tatra und tief herab in das Quellgebiet der Narenta, Drina und anderer Balkanflüsse. Später erst (1894) greifen sie hinüber in die Neue Welt und knüpfen sich an die Fischerei mit der künstlichen Fliege in den Trout-Brooks, die das unermeßliche Wildermeer der nordwestlichen Waldstaaten durchrieseln gleich silbernen Aderchen, um abzuschließen mit jenen Erfahrungen, welche im Laufe der letzten zwei Jahre bezüglich der Forellengewässer des Staates New York gesammelt wurden.

Wildbienen-Jagd und -Jäger in Nordamerika.

Wer hätte in seinen Jugendtagen, da Erzählungen, wie das Steppenroß, die Prärieblume, der Kundschafter und ähnliche, zur Lieblingslektüre der heranwachsenden Menschenkinder gehören, nicht auch von den Bienenjägern gehört und gelesen?

Es sind bald fünfundzwanzig Jahre her, daß ich auf den Schulbänken des Theresianischen Gymnasiums in Wien saß, doch weiß ich noch recht gut, daß mich damals neben den Taten und Fahrten der Nibelungenhelden kaum irgendwelche Bücher so zu fesseln vermochten, wie Reisebeschreibungen aus wilder Welt und neuerer Zeit. Regelmäßig suchte ich dann mit einem Fleiß, der nach der Ansicht der Herren Professoren einer viel wichtigeren Aufgabe entzogen wurde, auf den großen Wandkarten und in den Schulatlanten auch nach jenen Gegenden, durch die mich die Verfasser geführt hatten, um meistens gründlich enttäuscht zu werden, da ich die Namen dieser Örtlichkeiten nur sehr selten verzeichnet fand. Wahrscheinlich, weil sie gar nicht existierten, — und so wie mir, wird es in dieser Beziehung wohl schon vielen ergangen sein.

Dennoch war mir fünfzehn Jahre später in Nordamerika wiederholt Gelegenheit geboten, nicht bloß jene Leute kennen zu lernen, die noch in unseren Tagen den

wilden Bienen nachstellen, und zwar der Honigmassen halber, die von den emsigen Tierchen zusammengetragen und aufgestapelt werden, sondern auch mehrere solcher Beutezüge selbst mitzumachen und zu beobachten, wie es bei diesen hergeht.

Der Bienenjäger Nordamerikas gehört zu jener zahlreich verbreiteten, heimlich und still arbeitenden Gattung von Menschen, die heute noch danach streben und auch noch imstande sind, von der wilden Tierwelt zu leben. Er ist ebenso Spezialist in seinem Fache, wie das jeder tüchtige Mann in den Berufen sein muß, welche die wilde Welt ermöglicht, wie die Fischer und Muschelsammler, die Busch- und Flußtrapper, die Schildkrötenfänger und Wurzelgräber in den ihrigen. Zu jedem anderen Lebenszweck, Geschäftsbetrieb oder zur Arbeit unlustig oder unfähig geworden, bringt diese ganze Bevölkerung doch ihren Berufen eine Hingebung entgegen, die hier im Lande um so seltener gefunden wird, als erstere niemals zu den Genüssen der Zivilisation führen, nichts zu tun haben mit dem Erwerben von Reichtümern, ja nicht einmal die Gründung einer sogenannten gesicherten bürgerlichen Lebensstellung anstreben.

Aber: „Ich würde zum Wasser gehen, mir einen Stock abschneiden, eine Schnur mit Angelhaken daran binden und fischen spielen, wenn keine lebendigen Fische mehr im River wären!“, erklärte mir ein weißhaariger, halbblinder Norweger am Oberlauf des Mississippi und: „Wer jemals so recht der Luchsspur gefolgt ist im rauhreifbedeckten, schneeverhangenen Urwald, den zieht es, solange er allein steht, immer wieder zurück zu den Balsamfichten, unter die Weißföhren, und wenn er weiter gar

nichts anderes sein eigen nennt als Traps, Hatchet und Matches . ." (Fallen, eine Axt und Zündhölzer), so lautet ein anderes Wort, das guten Klang hat im Nordwesten. Und von derselben Überzeugung durchdrungen, von der nämlichen Hingebung für seine Arbeit erfüllt ist auch der echte Wildbienenjäger, der einem Berufe nachgeht, zu dem er weder Waffen noch sonst ein den Mann reizendes Rüstzeug gebraucht, ja, der scheinbar nicht einmal das zu bieten vermag, was man Sport nennt, und dessen Anziehungskraft daher andere Menschen kaum recht verstehen können.

Was nun zunächst die heute von den Gestaden des Atlantic bis an den Puget Sund und vom Quellgebiet des „Vaters der Gewässer" bis zum Golf von Mexiko überall verbreitete Wildbiene anbelangt, so ist sie kein in Nordamerika ursprünglich beheimatetes Tier, sondern erst von Europa hier eingeführt worden.

Die Indianer kannten und gebrauchten Wachs ebenso gut wie Honig wohl seit jeher, bezogen aber beide Stoffe noch lange vor dem Eintreffen der ersten weißen Ansiedler nur von einheimischen, wildlebenden Insekten, die wahrscheinlich den Gattungen Trigona Jur. und Melipona Illig. angehörten.

Jedoch haben sich die ersten Honigbienen, die um 1760 nach Florida, 1780 nach Kentucky und 1790 etwa nach New York gebracht wurden, hier bald so wohl gefühlt und derart rasch vermehrt, daß sich bereits 1797 zahlreiche, vollkommen frei schwärmende Völker — „Wildbienen" — westlich vom Mississippi zeigten, und von dieser Zeit an verbreiteten sich die wild gewordenen Bienen, namentlich solche deutscher Herkunft, mit einer geradezu wunderbaren

Schnelligkeit überall im gemischten Gelände, das ihnen jene Lebensbedingungen sowie Arbeitsmöglichkeiten lieferte, welche die Tierchen, denen im Haushalte der Natur eine so eigenartige Stellung zugewiesen ist, benötigen.

Wie nun jeder Mann, der wildlebenden Tieren zielbewußt nachstellt, diese erst dann fängt oder sonst zu erbeuten sucht, wenn sie ihm den größtmöglichen Nutzen bringen, so hat auch der Bienenjäger erst mannigfaltige und sehr langwierige Vorarbeiten zu besorgen, bevor er dazu kommt, die Axt an einen Bienenbaum zu legen und den Honig der ersten Saison einzuheimsen.

Er mag schwerfällig mit Pferd und Wagen auf den Landstraßen durch die gelichteten Waldungen der Ost- und Mittelstaaten dahinziehen oder mit Packpferden und Zelt die geschlossenen Waldbestände des Nordwestens durchstreifen, mag im leichtgebauten, aber tragfähigen Ruderboot die Inselwälder nach „Beetrees" absuchen oder seit Jahren irgendwo auf einem Platze wohnen, in einem Revier hausen, das von Wildbienen besonders bevorzugt ist, in allen Fällen muß er erst gewisse, überall gleichbleibende Vorstudien machen, bevor er an seine Ernte auch nur zu denken vermag.

Diese vorbereitende Tätigkeit des Bienenjägers ist auf dem Papiere wohl recht kurz und einfach zusammenzufassen. Sie erstreckt sich nämlich im allgemeinen bloß auf die genaue Beobachtung eines Waldbezirkes und auf das Sehen von allem, was auf die Anwesenheit von Wildbienen darin schließen läßt. Im besonderen aber nehmen sich diese täglichen Forschungstouren schon anders aus, und in der herbstlichen oder winterlichen Waldpraxis

werden sie zu einer äußerst schwierigen Arbeit, die an die Geduld sowie an die Passion des einzelnen die härtesten Anforderungen stellt.

Daß Bienen in einer Gegend hier und dort, vielleicht überall herumschwärmen, sieht der Mann am Ende bald selbst, oder aber er darf dies, wenn er beispielsweise ein Revier an einem naßkalten Tage, der die Bienen nicht draußen findet, zum erstenmal betritt, seiner Erfahrung nach aus dem Vorhandensein gewisser Bienenpflanzen annehmen.

Nun beginnt seine Hauptarbeit. Zunächst muß er die Richtung ausfindig machen und verfolgen, aus welcher die Angehörigen eines Schwarmes auf die Weide kommen, und in der sie von dieser fortfliegen; er muß dann nach und nach darauf kommen, wo sie zu Hause sind, wohin, in welchen uralten Baum sie täglich ihren Honig tragen, und endlich hat er sich jeden derartigen Baum zu zeichnen, aber auch im Gedächtnis einzuprägen, zu merken, um ihn, wenn seine Zeit gekommen, auch in der Nacht wiederzufinden, was in dichten Waldbeständen auch für den mit gutem Ortssinn Begabten keineswegs immer leicht ist.

So fremdartig und schwer zu lösen diese Aufgabe auch scheint, wenn man bedenkt, daß die Wildbienen oft weite Strecken auf eine bevorzugte Weide fliegen, sich hier eine kurze Zeit aufhalten, um sich dann zu erheben, um die gewonnenen süßen Stoffe heimzutragen, ferner, daß sie eben nur fliegen und scheinbar keinerlei Spuren hinterlassen, — so sicher macht doch der Erfahrene jeden Bienenstamm einen nach dem andern in seinem Revier aus.

Wohl liegt von der Waldwiese, auf welcher Heidekraut, Ginster und wilder Klee wachsen, von der sonnigen,

rankendurchsetzten Berglehne, aus der Haselnußstauden und wilde Obstbäume oder Akazien und Kastanien hoch aufragen, oder vom Flußlauf, der von Sahlweiden, Aspen, Jasmin und Geißblatt umsäumt ist — alles Gelegenheiten, die von den Wildbienen besonders gern aufgesucht werden —, bis zum Baum, in den die Mitglieder jedes Schwarmes den aufgesammelten Honigseim tragen, oft eine sehr große Strecke, deren Richtung in der Luftlinie der Mann anfangs nicht einmal kennt. Aber er kundschaftet erst diese aus und findet, ihr folgend, nach und nach, wenn auch erst buchstäblich schrittweise, den gesuchten Baum, welcher in der Regel im dichtesten Unterholz steht und im Herbst den fertig verarbeiteten Schatz enthält, den er dann heben will.

Die Wege, die der Wildbienenjäger einschlägt, um zu diesem Ziele zu gelangen, sind originell und interessant genug.

In manchen Gegenden geben ihm gewisse Zeichen in einem Baumbestand Anhaltspunkte, daß und wo ungefähr Bienen gebaut haben. So weisen die Krallenrisse, die namentlich der schwarze Bär in der Rinde an den Baumstämmen hinterläßt, mit untrüglicher Sicherheit darauf hin, wo er nach Bienen gesucht hat, und ob er zum Honig gelangen, den Baum plündern konnte oder nicht; auch das Raccoon (der Waschbär) und das Stachelschwein sowie die großen roten Waldameisen sind Liebhaber von süßem Honig und lassen deutlich sichtbare Spuren ihrer Raubzüge auf der Moosbank, dem Waldboden, am Stamme selbst zurück, jedoch sind alle diese Zeichen nur gelegentlich zu entdecken; der Erfahrene wird sie daher wohl benutzen, wenn er sie gerade findet,

sie aber ebensowenig suchen, wie er sich darauf verläßt, durch möglichst weite Märsche im Waldrevier zufällig auf einen Bienenbaum zu stoßen.

Zunächst ist aber den meisten Menschen dieser Gattung, Homo sapiens apivorus, ein durch langjährige und immerwährende Übung geradezu unglaublich entwickelter — ich möchte sagen, — Richtungsinstinkt eigen, welcher sie sicher zu Bienenbäumen in einer Umgebung leitet, in der selbst ein sonst mit dem Busch Vertrauter sich niemals zurechtfinden würde; außerdem hat der Mann auf diesem Terrain für nichts anderes Augen, er sieht, weiß und kennt nichts weiter als seine Bienen und deren Lebensgewohnheiten — diese aber gründlich.

Zwei Meister im Fache, die ich 1897 in Jowa bzw. im südlichen Minnesota arbeiten sah, betrieben die Wildbienenjagd in einer geradezu wissenschaftlichen Weise, die sich ebenso sehr auf die schärfsten Sinne und eine reiche Erfahrung stützte, wie sie auf unermüdliche Ausdauer und die eingehendste Beobachtung der Eigenschaften sowie Eigentümlichkeiten der Bienen in jedem Gelände begründet war.

Der Eine, ein Württemberger und ehemaliger Gärtner, den ich auf seinem herbstlichen Wildhonigtrip im Kamp traf, mochte bald erkannt haben, daß ich nicht beabsichtigte, seine „Geschäftsgeheimnisse", die ihm 100 bis 125 Dollar in jeder Saison eintrugen, deshalb zu erfahren, um sie praktisch zu verwerten — wenigstens nicht in seiner Nachbarschaft —, und duldete daher, daß ich mein Zelt neben dem seinigen aufschlug.

Auch auf seinen täglichen Wanderungen durfte ich ihn begleiten, und ich muß offen gestehen, daß ich in der

einen kurzen Woche, in der ich unter Führung dieses Mannes die Wildbienenreviere des Pipestone County durchstreifte, mehr von praktischer Biologie gelernt, einen tieferen Einblick in das wirkliche Leben und Arbeiten eines der interessantesten Tiergeschlechter gewonnen habe als in den sechs Jahren, da ich an der Alma mater Vindobonensis medizinischen und zoologischen Studien oblag.

Der Mann wanderte damals seit fünf Jahren im ganzen County herum, war vom Frühling bis zu Weihnachten unterwegs — „auf der Road" — und begann mit dem „Locieren" der Bienenbäume, die er nach dem ersten Frost umhauen und ausnehmen wollte, schon zeitig im Sommer, um diese Arbeit fortzusetzen, solange sich Bienen draußen zeigten.

Wenn es galt, die Flugrichtung eines Schwarmes von der Weide bis zum Baume zu bestimmen, so fand er erst diese und schließlich auch den letzteren durch Bienenfallen, „Beetraps" oder „Dopes", wie der Fachausdruck lautet. Zu diesem Zwecke stellte er bei sonnigem Wetter in den ersten Vormittagsstunden am Rande eines Gehölzes, auf einem Wiesenrain, auf einer Uferbank oder irgendwo, wo Wildbienen täglich zur Weide flogen, auf einen klafterhohen Baumstumpf oder einen eigens abgehackten Stamm eine fußlange, niedrige Holzschachtel, die an einem Längsende ein kleines Schlupfloch besaß und somit offen stand. Über den Boden dieses Kästchens strich er den Inhalt einer Flasche, welcher aus einer Lösung von braunem Zucker oder reinem Ahornsirup, weichem Flußwasser und einigen Tropfen Anisöl bestand. Auch die Außenwände der Schachtel sowie die Fläche, auf welcher sie stand, besprengte er leicht mit Anisöl,

um sich nach diesen Vorbereitungen am Fuße des Baumstumpfes ins Gras zu legen und abzuwarten.

Selten dauerte es lange, bis ein Bienchen angeflogen kam, sich eine Weile am Rande des Stammes oder in der Schachtel selbst zu schaffen machte, hier einsammelte, soviel sie fassen und tragen konnte, und dann fortflog — pfeilgerade ihrem Baume zu.

Die erste Biene beachtete der Mann kaum, auch bei der zweiten und dritten rührte er sich nicht. Sobald jedoch nach mehrmaligem Hin- und Herfliegen der ersten Kundschafter zwei Dutzend Bienen aus derselben Richtung rasch hintereinander angeschwärmt kamen, um sich auf und in der Falle niederzulassen, emsig da zu arbeiten und sich ziemlich gleichzeitig in einer Flugrichtung zu entfernen, dann kam urplötzlich Leben in den bis dahin regungslos daliegenden, nicht einmal rauchenden Beobachter.

Er sprang auf und sah den Bienen nach, soweit er das vermochte; dabei zog er mit den Augen schon die Linie bis zum Bienenbaum, vorläufig allerdings nur bis zur nächsten Station der zu diesem führenden Flugbahn.

Im Augenblick hatte er Anisöl auf seinen alten Schlapphut gespritzt und die Schachtel vom Baumstumpf herabgerissen, um mit dieser jenem Punkte zuzulaufen, auf welchem er soeben die Bienen aus dem Gesichtskreise verloren.

Das Kästchen wurde noch während des Laufens frisch bestrichen sowie verwittert und stand in kürzester Zeit wieder auf einem Baumstumpf oder längeren Stock, der gewöhnlich dreißig bis vierzig Schritt vom „Start“ entfernt war und somit schon um so viel näher zum Baumstamme lag.

Auf dieser zweiten Station dauerte es in der Regel etwas länger, bis die aus dem Baume in verstärkter Anzahl wiederkehrenden Bienen die bewußte Holzschachtel entdeckt hatten; doch fanden sie meistens bald heraus, daß der Ausgangspunkt leer war, und folgten dann mit wunderbarer Sicherheit dem Anisdufte, den der alte Schlapphut ausströmte, bis in dessen Gegend. Hatte erst einmal eine Biene die Schachtel auf ihrem neuen Posten gefunden, so schwärmte und krabbelte schon in wenigen Minuten ein ansehnlicher Flug der summenden Tierchen darauf und darin herum, um den süßen Stoff in sich aufzunehmen, fortzutragen, wieder um neuen zu kommen und diese Tätigkeit so lange zu treiben, bis der Mann wieder eine gewisse Strecke zurechtgeschaut und ausgelegt hatte, eine Station weiter wußte und die Falle entfernte.

Diesmal wurde das immer wieder frisch bestrichene Kästchen sowie der neu parfümierte Hut schon fünfzig bis sechzig Schritt weiter in der Abflugrichtung der Wildbienen fortgetragen, hier eine Zeitlang das gleiche Schauspiel beobachtet, dann wieder weiter gezogen, immer den Augen und den Bienen nach, und dieses „Moven" so oft und so lange — häufig dauerte es einen halben Tag — fortgesetzt, bis sich der Mann mit einem Male aufrichtete und, in die Höhe deutend, sehr stolz sagte: „Dort steht ja das Bäumchen . . .!"

Mit den „Bäumchen" hatte es in dieser Gegend wohl sein eigenes Bewenden, da jedes von ihnen ein Laubholzriese war, der zwei bis fünf Fuß im Durchmesser hatte und hundert Fuß hoch in den Wurzeln stand.

Gewöhnlich ließ mein Genosse dann seine Schachtel auf der letzten Station stehen und legte sich unter das

„Bäumchen", um sich dem langentbehrten Genuß einer Pfeife hinzugeben und die Aussichten genau zu studieren.

Zeigte sich vor dem Schlupfloche der Bienen, das im Stamm, oft nur wenige Klafter über dem Waldboden, mitunter aber in einer Höhe von fünfzig Fuß und darüber, lag, ein geräuschvolles Ab- und Zufliegen, sowie ein fleißiges, immerwährendes Arbeiten der Tierchen, so war ihm das ein Zeichen dafür, daß der Baum erst wenig Honig enthalte und daß die Bienen noch tüchtig am Eintragen wären. Dagegen schloß er aus wenig lebhaftem Schwärmen auf einen nahezu fertig verarbeiteten Honigvorrat sowie auf reichen Inhalt des Baumes. In jedem Falle schalmte er den Stamm an, brachte auch sonst in einem gewissen Umkreise nicht zu auffällige Merkmale an und verzeichnete den Standort seines „Bäumchens" überdies in einer zwar äußerst primitiven, aber durchaus zweckdienlichen Karte der Umgebung. Dann erst kümmerte er sich um den nächsten Bienenschwarm und den zu diesem gehörigen Baum.

Vorher und auch später war mir in anderen Revieren Gelegenheit geboten, mit Wildbienenjägern im Walde zu sein, doch arbeiteten sie alle mit nur geringen Abänderungen nach der gleichen Methode und mit denselben Hilfsmitteln, soweit das Locieren der Bäume in Betracht kommt.

Doch gibt es mehrere Wege, um den Honig aus den hohlen Stämmen heraus in die blankgehaltenen Kübel, sowie diese in das Kamp zu bringen, und ebenso verschieden ist die Zeit der Honigernte, die, je nach dem Klima und der Lage des betreffenden Reviers, in den Frühherbst oder Vorwinter fällt.

In unserer Zone gelten Oktober und November wohl als die besten Monate. Manche Wildbienenjäger hauen oder sägen den Baum, ohne sich selbst irgendwie gegen die Stiche der Tiere zu schützen, auch am Tage einfach um, schöpfen die durch die Erschütterung des Sturzes betäubten oder getöteten Bienen rasch heraus und leeren sie in ein nebenstehendes Feuer; andere begeben sich bloß in der Nacht zu den Bäumen und töten die Bienen, bevor sie die Axt an den Stamm legen, entweder durch Rauch oder durch Schwefeldämpfe.

So eine nächtliche Waldfahrt zeitigt sehr oft Szenen, die an drastischer Komik reich sind, besonders wenn ein Neuling im Fach ohne Licht — wie ihm mit Recht eingeschärft wird — fünfzehn Fuß hoch bis zum Schlupfloche klettert, hier glücklich angelangt, ein Zündhölzchen für die Schwefelfäden ansteckt, aber nicht so flink zu handeln vermag, daß den Bienen keine Zeit bleibt, über ihn herzufallen. Solche Opfer sind regelmäßig ganz fabelhaft schnell und viel geschwinder, als sie hinaufgekommen, wieder auf dem Boden unten, einzig von dem Grundsatz geleitet: „Wo keine Zeit zum Klettern bleibt, da — fällt man!"

Liegt der Stamm einmal auf fester sowie möglichst ebener Erde, und sind die Bienen auf die eine oder andere Weise unschädlich gemacht, so bietet das Herausheben des Honigs für zehn oder zwanzig harte, arbeitsgewohnte Finger, eine scharfe Holzaxt und eine ebensolche Säge keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr. Der hohle Teil des Stammes oder Astes wird abgesägt, der Länge nach aufgespalten und der Honig dann in die „eigens zu dem Zwecke mitgebrachten" Eimer geschöpft.

Es ist keine Seltenheit, daß hundertfünfzig und selbst zweihundert Pfund reinen Honigs in einem Stamme liegen, doch weiß ich auch Fälle, wo der Mann für seine Wochen hindurch fortgesetzte Arbeit — manchmal braucht er eine ganze Woche, um einen einzigen Bienenbaum zu locieren — und sein monatelanges Zuwarten bloß den Lohn erntete, daß er in dem mühselig gefällten und aufgespaltenen Stamme keinen Tropfen Honig mehr zu entdecken vermochte, weil dieser zwei Tage früher von einem schwarzen Bären gefunden worden war, oder aber, daß er auf einen zwar gewichtigen, aber mit scharfer Ameisensäure durchtränkten, abscheulichen Brei stieß, der seine Kasse auch nicht füllen hilft, weil er niemals gereinigt werden kann und somit nicht zu verwenden ist.

Das rohe Produkt der Wildbienen kommt in vielerlei Schattierungen aus den Bäumen; vom weißen, gänzlich klaren, delikat aussehenden Honig bis zum dunkelschokoladenfarbigen, jüngeren Stoff; er schmeckt im allgemeinen schärfer, sättigt auch viel eher als der von Hausbienen stammende, und gerade dem ganz frischen, noch nicht gereinigten Wildhonig werden ganz außerordentliche Heilkräfte zugeschrieben. Daher findet man ihn neben „Skunkoil" und Hirschtalg nicht etwa bloß im Medizinschrank auf der Farm und Heimstätte als Hausmittel, sondern auch überall in den Apotheken des Westens, welche mit diesen Stoffen einen schwungvollen Handel betreiben, der in einem Artikel nur durch die Wildbienen und deren Jagd ermöglicht wird.

Auch der Bienenjäger gehört zu jener zahlreich verbreiteten, vielgestaltigen Gattung von Menschen, die noch heute die Möglichkeit besitzen, mehr oder weniger

frei sowie ungehindert durch die dünn besiedelten Gebiete der Union zu ziehen und die Schätze der Tierwelt auszubeuten, mit denen eine gütige Vorsehung Nordamerika so überreich ausgestattet hat. Aber die wilde Welt mit ihrem Tierleben wird alljährlich kleiner, und mit ihr geht auch diese Menschenart, die auf sie angewiesen ist, unbemerkt zwar, aber sicher, allmählich, unaufhaltsam unter.

Sie verschwindet ganz still und heimlich, sang- und klanglos und einfach so, wie sie gekommen ist, wie sie gelebt und gearbeitet hat, und kein Volksbrauch, kein Lied, keine Sage, kein Sprichwort wird erhalten bleiben, um dereinst Zeugnis abzulegen vom Leben und Treiben aller dieser markigen Gestalten, die sowohl für das Volksleben einer Zeit, die nie wiederkehrt, als auch für die Entwickelung dieses Landes gewiß charakteristisch sind.

Nordamerika von heute als Jagdrevier.

(Geschrieben im Jahre 1902.)

Wer sich der Aufgabe unterziehen will, den ungeheueren nordamerikanischen Kontinent in jagdlicher Beziehung einzuteilen, d. h. sowohl die Revierverhältnisse in ihren gröbsten Umrissen zu schildern, als auch die wichtigsten Wildgattungen zu nennen, welche dort zu finden sind, gejagt und gefangen werden — der tut am besten, wenn er zunächst vom Atlantischen Ozean quer durch das Land bis an die Gestade des Stillen Meeres eine Linie zieht, die ungefähr die Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada vorstellt und das Riesenland in zwei annähernd gleich große Teile, einen nördlichen und einen südlichen, abteilt. Ersterer umfaßt Britisch-Nordamerika, letzterer die Staaten der Union, und wenn die deutschen Weidleute beim Lesen dieser Ausführungen eine halbwegs gute Karte zur Hand nehmen wollen, so mögen sie — wenigstens die ihnen aus der Lektüre der Indianergeschichten in ihrer Jugend noch bekannten Jagdgründe — im Geiste durchstreifen.

Kanada mag einen Jagdkomplex für sich bilden und darf wohl als ein einzig dastehendes Riesenrevier betrachtet werden. Es ist ja ungefähr so groß wie ganz Europa, beherbergt jedoch heute erst fünf Millionen Einwohner, die sich noch dazu meist über den Osten sowie die mittleren Gebiete verteilen.

Die nördlichen und nordwestlichen Gebiete sind teilweise noch gar nicht, teils nur sehr spärlich besiedelt — dort ist noch Raum für das kapitalste Wild, das die Erde trägt, dort finden die Riesengestalten der Tierwelt freien Bewegungsraum, überreiche Äsung, die ihnen niemand neidet, und jene Ruhe, die sie zu ihrem Wohlbefinden brauchen, und auch der Mensch, der Jäger und Fallensteller — oder besser gesagt „der Mann", welchen ein günstiges Geschick diese Jagdgründe schauen ließ, kann — wofern ihm die Einsamkeit, das Gefühl des Alleinseins und die urwüchsig wilde Natur nicht die Stimme nehmen — getrost singen: „Frei ist der Bursch . . ." oder „Freiheit, die ich meine . . ."!

Dort gilt nämlich alles, was Mann heißt und diesen Namen wirklich ganz verdient, bloß der „Coward", der Feigling, nicht.

So viel einstweilen über diese nördliche Hälfte Nordamerikas, in der heute noch Waldgebiete von der Ausdehnung deutscher Provinzen liegen, die eines weißen Jägers Fuß noch niemals betreten hat. — Und wollte man eine Einteilung der Unionsstaaten in Jagdreviere vornehmen, so müßte man sie einteilen erstens in die Oststaaten, etwa vom Atlantischen Ozean bis zum Mississippi reichend; zweitens in die Stromgebiete des „Vaters der Gewässer" bzw. des Missouri; drittens in die Prärieländereien — das ehemalige Verbreitungsgebiet der Bisonherden — bis an den Fuß der Felsengebirge und endlich viertens in die Gebirgswildnisse der Rocky Mountains selbst. — An verschiedenen Reviergelegenheiten fehlt es also nicht.

Wir wollen uns heute ausschließlich mit den Oststaaten als Jagdterrain befassen. Strenge ge-

nommen, kommen alle diese östlichen Staaten, besonders für den Jäger, der gänzlich frei und auf hohes Wild (selbst der Amerikaner sagt „Big Game") zu weidwerken beabsichtigt, heute kaum mehr in Betracht.

Sie wurden in kurzer Zeit rasch und sehr dicht besiedelt und bebaut — die Papiermühlen, sowie die Großstädte verschlangen erst den Wald und dann das Holz, und die unersättlichen Mägen der neuentstandenen oder doch sehr jungen Riesenstädte verbrauchten Wildbretmassen, von denen sich der Uneingeweihte durchaus keine Vorstellung zu machen imstande ist.

So ist aus diesen Gegenden die Wandertaube, deren Millionen noch vor dreißig Jahren die Sonne verfinsterten, wo sie zogen, deren Flüge Wälder niederbrachen, wo sie sich niederließen, vollständig verschwunden, und selbst die Gelehrten wissen nicht, wohin Ectopistes migratorius gekommen ist. Der Wild Turkey — der wilde Truthahn — verschwand mit dem Walde, auf den er angewiesen ist, das Präriehuhn wurde in den Oststaaten einfach fortgeschossen und fortgefangen. Und ein gleiches Schicksal betraf den Biber in den genannten Gebieten. Wer heute in den Oststaaten der Union mit Wildarten, welche der hohen Jagd angehören, zusammenkommen will, muß entweder sehr viel Geld haben und in die fashionabel gewordenen Waldgebirge der Adirondacks im Staate New York fahren — Reviere, aus denen vor etwa zehn Jahren noch an sechstausend Stück virginischen Rotwildes ausgeführt wurden, oder aber er hat weiter zu reisen. Wenn einer in Amerika sagt: „weiter", so will er damit sagen: „viel weiter" oder unendlich weiter, denn die Entfernungen sind schon

dort enorme und dem Bewohner Deutschlands kaum verständliche. Die Adirondack-Mountains beherbergen noch heute gute Bestände an virginischem Rotwild, außerdem den schwarzen Bären, den Luchs, hier und dort, namentlich in strengen Wintern, einen Grauwolf oder ein aus Maine herüber versprengtes Moose (Elch) und Kleinwild: Waldhühner, Waldschnepfen, weiße Hasen, sowie zahlreiche Pelztiere in Überfluß. Doch liegen die genannten Gebiete zu nahe an der zweitgrößten Weltstadt New York, sie sind auch zu leicht erreichbar, zu modern geworden, als daß die Jagd dort nicht in allerkürzester Zeit monopolisiert werden sollte, d. h. nur dem Reichsten zugänglich wäre. — Streckenweise ist man dort schon heute so weit.

Wer in den Oststaaten noch auf Großwild jagen will, muß entsprechend ausgerüstet und mit kundigem Führer versehen jene Gebiete aufsuchen, die gegenwärtig noch zusammenhängende, geschlossene Waldungen aufweisen.

Der Staat Maine hat heute noch recht gute Bestände an Moosewild (Elch). Das virginische Rotwild steht dort überall, wo sich der Busch aufbaut und Wasser lebendig strömt; der schwarze Bär freut sich über die Wildbienenbäume und Nester von Erdwespen, über den fließenden Ahornsirup und Birkensaft; der graue Luchs zehntet die Kleinwildbestände: Hasen, Waldhühner und Baumwachteln; der Timberwolf jagt und hetzt am Weißwedelhirsch. Aber diese wilde Welt im Waldstaate Maine wird alljährlich kleiner, sie wird außerdem seit einigen Jahren durch ein wohlgeordnetes Führerwesen und Hotel- oder Kampwirtschaften recht vertrustet, sowie monopolisiert, und damit hört das, was ich unter Freijagd und

Freiwild verstehe und verstanden haben möchte, ganz von selbst auf. Wer jemals wirklich frei jagte, hunderte von englischen Meilen — für wen die Gegend, das Revier oder der Jagdgrund erst dort beginnt, wo kein Rauch eines häuslichen Herdes mehr in die Höhe steigt, wo kein Haushahn mehr kräht und kein Haushund mehr bellt — der wird mich verstehen. — Maine ist ja nach der Ansicht vieler (die nichts anderes, nichts besseres kennen) heute noch „Wilderneß" — dem Erfahrenen aber kommen die dort gestreckten und in die Zivilisation gebrachten Elchschaufler wie die Kinder vor gegen die ungeheuerlichen Riesengestalten jener kanadischen Moose-Bulls, die noch aus einer gänzlich unberührten, wilden Welt herstammen, in welcher sie alt werden konnten.

Geschlossene Waldgebiete — sie mögen das Ziel eines jeden sein, der in den Oststaaten auf Großwild weidwerken will. Solche finden sich noch heute im Staate Michigan sowie in den nördlich-nordwestlichen Gebieten Wisconsins, und wer mit virginischem Rotwild, mit dem schwarzen Bären, dem Luchs, sowie dem Wolf, mit Buschhühnern, Quails (Wachteln) und weißen Hasen zufrieden ist, wer mit kerndeutscher Bevölkerung verkehren und Tage von ziemlich urwüchsigem Buschleben verbringen will, der mag die genannten Jagdgründe innerhalb der gesetzlichen Jagdzeit immerhin aufsuchen.

Je weiter er sich vom letzten Waldstädtchen, vom letzten Posten der Zivilisation entfernt, je tiefer er eindringt in die Regionen der „White Pine" (der Weymouthsföhren [Pinus strobus]) und der Holzfällerlager oder der Trapperkamps — um so freiere Jagdgründe, um so

echteres Wild wird er finden, um so stattlichere Trophäen erbeuten, um so freier jene Freiheit genießen, welche eine urwüchsige, riesenhafte Natur ihm gewährt — vorausgesetzt, daß ihm vor dieser nicht bangt.

Menschen, die im bunt bewegten Leben und Treiben großstädtischer Zivilisation „Nerven" bekommen haben, die im Rauch irgend eines armseligen Lagerfeuers schon einen jener furchtbaren Waldbrände vermuten, von denen sie gelegentlich gelesen haben, die entsetzt zusammenfahren, wenn ein Windbruch von 150 Fuß niederkracht und -stürzt, die das und jenes nicht essen können, weil sie niemals wirklich Hunger gehabt haben, die nicht imstande sind, eine Viertelstunde weit allein in den Busch zu laufen — ohne zu schießen, zu pfeifen und um Hilfe zu schreien, weil sie der Überzeugung sind, daß sie sich verirrt haben und entweder von Raubtieren gefressen oder von Räubern entführt werden — solche Vertreter des Genus homo sapiens mögen ruhig daheim „bei Muttern" bleiben. Das Wäldermeer Nordamerikas ist ohne sie gewachsen, es baut sich auch heute noch ohne sie auf, und das Wild, welches dort gedeiht — das ist eben echtes, urwüchsiges, wirkliches Wild — es wird mit der Büchse gehegt und sonst mit nichts — der graue Wolf holt sich noch das, was nicht stark genug ist, durch den strengen Winter zu kommen — es hat nichts gemein mit jenen künstlich gehegten und gefütterten, wissenschaftlich veredelten, gekreuzten, aufgefrischten und aufgepäppelten Tiergattungen, die man hier gelegentlich „Wild" — schimpft; in diesen Gebieten findet auch der Trophäenjäger wenig Verständnis — der Meister ist der, welcher birschen kann und „sein Wild hat".

Wozu er's zur Strecke brachte — ist seine Sache, was er damit anfängt — ebenso! Treiber, Träger, Stationen, auf denen das „Wirtshäusl" mit obligatem Stammtisch die Hauptrolle spielt — er wird sie wenig finden schon im Busch der Oststaaten.

Ich habe das Jagd- und Jägerleben in den Waldgebieten der Oststaaten wiederholt sehr eingehend beschrieben, und wenn ich heute, da ich nach fast zehnjähriger Abwesenheit in fremdem Lande wieder für kurze Zeit im deutschen Frühlingswald weile, daran gehen wollte, einen Gesamtüberblick über die Jagdgründe Nordamerikas von heute zu geben, so müßte ich die Weidgenossen Deutschlands bzw. Österreich-Ungarns darauf aufmerksam machen, daß das Riesenland, über welchem die Sterne und Streifen flattern, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden ist, und daß sich die Verhältnisse drüben sehr rasch ändern. Wo heute noch geschlossene Waldungen liegen, mögen im nächsten Jahre schon Schläge sein und wohleingerichtete Sommerressorts stehen — und mit beiden geht das edle Wild, mit beiden die echte, wilde Welt, mit allen dreien der freie Jäger.

Deshalb wird das, was ich auf jahrelangen Kreuz- und Querzügen geschaut und miterlebt habe — vielleicht schon in absehbarer Zeit ein Zweiter nicht mehr beobachten können.

Druck: J. Neumann, Neudamm.

Verlag von J. Neumann in Neudamm.

Im genannten Verlage werden unter dem Sammeltitel

Hanns Maria von Kadichs

Jagd- und Waldfahrten durch drei Weltteile

eine Anzahl Bände, enthaltend die Jagd- und Reiseschilderungen eines bekannten und leider so früh verstorbenen Jagdschriftstellers erscheinen, der durch prächtige Naturschilderungen, durch die plastische Wiedergabe seiner Jagderlebnisse und nicht zuletzt auch durch kühne Abenteurerlust, sowie durch seinen rastlosen Wagemut als Weidmann und Forscher in drei Weltteilen bekannt geworden ist. Bis jetzt sind herausgegeben:

Aus Österreichs Bergen

Jagd- und Waldfahrten

mit Bild und Lebenslauf des Verfassers

Preis geheftet **2 Mk. 40 Pf.**, fein gebunden **3 Mk.**

Im amerikanischen Busch

Jagd- und Waldfahrten

Preis geheftet **2 Mk. 40 Pf.**, fein gebunden **3 Mk.**

Richter Lynch

und anderes aus dem wilden Westen

Preis geheftet **2 Mk. 40 Pf.**, fein gebunden **3 Mk.**

Es ist beabsichtigt, wenn die Veröffentlichung dieser Schriften — deren Erscheinen im übrigen oft schon von den Freunden und Verehrern der Kadichschen Erzählkunst gefordert ist — auf genügenden Beifall bei dem Lesepublikum stößt, noch eine Anzahl weiterer Bände folgen zu lassen, die sich mit ebenso interessanten Streifzügen Kadichs in Österreich-Ungarn und Amerika, sowie mit solchen auf dem Balkan und durch den Kaukasus, beschäftigen werden. Auch die Herausgabe dieser neuen Bände soll in kurzen Fristen erfolgen.

Bestellungen auf die bereits erschienenen sowie auf die später herauskommenden Bände nimmt jede bessere Buchhandlung des In- und Auslandes entgegen.

Empfehlenswerte Unterhaltungsliteratur:

Hofjensruh. Wie ich mir das Landleben dachte, und wie ich es fand. Von S. Jansen. Dritte Auflage. Preis fein geheftet **4 Mk.**, hochelegant gebunden **5 Mk.**

Der Leibeigene. Eine Erzählung aus der Zeit der russischen Bauernaufstände. Von **Oberländer** (Rehfus-Oberländer). Zweite Auflage. Preis geheftet **3 Mk.**, hochelegant gebunden **4 Mk.**

Gesammelte Schulhumoresken, enthaltend die früheren Sammlungen: Besuch im Karzer — Katheder und Schulbank — Schulmysterien — Stimmungsbilder aus dem Gymnasium — Samuel Heinzerlings Tagebuch und eine Anzahl in Buchform noch nicht veröffentlichter Geschichten. Von **Ernst Eckstein.** Zweite Auflage. Preis geheftet **3 Mk.**, fein gebunden **4 Mk.**

Aus großer Zeit. Bilder aus dem Kriegsleben eines pommerschen Jägers. Von **Paul Lehmann-Schiller.** Zweite Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. Preis geheftet **2 Mk.**, in Halbleinen gebunden **2 Mk. 60 Pf.**

Aus altem Jägerblut. Überlieferungen einer preußischen Forstbeamten- und Korpsjägerfamilie mit Schilderung der Kriegstaten ihrer Söhne von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm dem Siegreichen. Nach Familienpapieren bearbeitet und herausgegeben von **Ernst Ehrenfried Liebeneiner,** Königlicher Forstmeister zu Dingken. Preis geheftet **2 Mk.**, gebunden **2 Mk. 50 Pf.**

Das Jägerhaus am Rhein. Jugenderinnerungen eines alten Weidmannes. Dem jägerischen Nachwuchs erzählt von **Oberländer** (Rehfus-Oberländer). Zweite Auflage. Mit 104 Original-Abbildungen vom Jagdmaler C. Schulze. Preis hochelegant gebunden **5 Mk.**

Märchenbücher und Kinderschriften.

Aus der Waldheimat. Deutsche Wald- und Jägermärchen für jung und alt. Erzählt von **Ernst Ritter von Dombrowski** und reich illustriert von Hans Rudolf Schulze-Berlin. Preis hochelegant gebunden **4 Mk.**

Tannenrauschen aus deutschem Wald. Zwölf Waldmärchen für jung und alt. Erzählt von **Ernst Ritter von**

Dombrowski und reich illustriert von O. Herrfurth. Preis hochelegant gebunden **4 Mk.**

Bebi und Bubi. Ein Jahr aus dem Kinderleben. Allen kleinen Hamburgern von 5 bis 9 Jahren erzählt von Sofie Jansen. Mit acht Vollbildern von O. Schwindrazheim. Einfache Ausgabe mit schwarzen Bildern Preis in Halbleinen gebunden **2 Mk.** Bessere Ausgabe mit farbigen Bildern Preis in Leinen gebunden **3 Mk. 60 Pf.**

Der kleine Jägersmann. Ein Bilderbuch für unsere Kleinen mit humorvollen Bildertafeln und launigen Verschen von Hubert von Aufseß. Preis kartoniert **1 Mk.**

Kind, Wald und Wild in Wort und Bild. Reime und Bilder von Hubert von Aufseß. Preis kartoniert **1 Mk.**

Jagdschilderungen und Jagdreisen:

Quer durch deutsche Jagdgründe. Aus der Mappe eines philosophierenden Jägers. Von Oberländer (Rehfus-Oberländer). Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, 4. bis 7. Tausend. Mit 190 Originalzeichnungen von den Jagdmalern G. Hammer, Chr. Kröner, A. Richter, B. v. Bassewitz, J. Bungartz, K. v. Dombrowski, Fr. Latendorf, A. Mailick, A. Schmitz und C. Schulze. Preis in Prachtband gebunden **15 Mk.**

Durch norwegische Jagdgründe. Jagd- und Reisebilder aus dem hohen Norden. Von Oberländer (Rehfus-Oberländer). Zweite, vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen vom Jagdmaler C. Schulze und photographischen Aufnahmen Preis hochelegant gebunden **9 Mk.**

Im Lande des braunen Bären. Jagd- und Reisebilder aus Rußland. Von Oberländer (Rehfus-Oberländer). Mit 137 Abbildungen der Jagdmaler K. Wagner und A. Weczerzick sowie nach photographischen Originalaufnahmen des Verfassers. Preis hochelegant gebunden **16 Mk.**

Im Morgenlicht. Kriegs- und Jagderlebnisse in Ost-Afrika von Hans Paasche, Kapitänleutnant a. D. Zweite Auflage. Mit den ersten Nahaufnahmen lebender Elefanten und Nashorne und vielen anderen Originalaufnahmen des Verfassers. Preis fein geheftet **10 Mk.**, hochelegant gebunden **12 Mk.**

Verlag von J. Neumann in Neudamm.

In den Wildnissen Afrikas. Jagdschilderungen aus dem Sudan von Erzherzog Josef von Österreich. Mit 22 Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen des Erzherzogs Josef und seiner Gemahlin Erzherzogin Auguste von Österreich, geborenen Königlichen Prinzessin von Bayern. Herausgegeben durch Camillo Morgan. Preis kartoniert **1 Mk. 50 Pf.**

Jagdliche Unterhaltungsliteratur:

Das Weidwerk in Wort und Bild. Illustrierte jagdliche Unterhaltungsblätter. Zweiundzwanzig Bände. Jeder Band ist ein in sich abgeschlossenes Prachtwerk mit 24 Kunstbeilagen und einzeln käuflich. Preis pro Band geheftet **3 Mk.**, hochelegant gebunden **5 Mk.**

Deutsche Wald- und Weidmannssprüche in Reimen. Zusammengestellt von M. Freiherr Knigge-Leveste. Preis fein geheftet **3 Mk.**, hochelegant gebunden **4 Mk. 50 Pf.**

Die Stiefel des Herrn Oberforstmeisters. Der verrückte Keiler, sowie andere lustige und ernste Geschichten und Gedichte aus dem Leben eines alten Forstmannes, erzählt von Oskar von Riesenthal, weiland Königl. Oberförster. Preis geheftet **2 Mk.**, gebunden **2 Mk. 50 Pf.**

Wat en pommerschen Jäger vertellen kann. Von Hinrich Pulvervoß. Plattdeutsche Jagdgeschichten und Gedichte, mit 62 Originalabbildungen der Jagdmaler K. v. Dombrowski, F. Loebel, C. Schilke und C. Schulze. Preis fein geheftet **2 Mk.**, hochelegant gebunden **3 Mk.**

Der böse Nachbar. — Gerechtfertigt. Zwei Erzählungen aus dem Jägerleben von L. Jna. Preis fein geheftet **2 Mk.**, fein gebunden **2 Mk. 50 Pf.**

Die wilde Jagd oder Alles muß ruinieret sein! Ein humorvolles Lied ländlich-schändlicher Jagdausübung, gesungen von Max von Gosen, mit lustigen Bildern von Otto Flecken. Preis fein geheftet **2 Mk.**, gebunden **2 Mk. 50 Pf.**

Memoiren des Hasen Löffelmann, in zierliche Reime gebracht von Wilhelm Robbers. Dritte Auflage. Mit vielen Originalabbildungen von G. Marx. Preis fein geheftet **1 Mk. 50 Pf.**, hochelegant gebunden **2 Mk.**

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Jagdliche Lieder- und Gedichtsammlungen:

H. Burckhardts Jagd- und Waldlieder. Allgemeines deutsches Lieder- und Kommersbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde. Zweite, sehr vermehrte und mit Singweisen versehene Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **Bernhard Pompecki.** In Leinen gebunden Preis **3 Mk. 60 Pf.**, mit Biernägeln **4 Mk.** In Leder gebunden Preis **4 Mk. 50 Pf.**, mit Biernägeln **5 Mk.**

Hörnerschall und Lustgesang. 471 ernste und heitere Wald-, Jagd- und Jägerlieder mit leichter Klavierbegleitung. — Im Anschluß an H. Burckhardts Wald- und Jagdlieder, Lieder- und Kommersbuch für Jäger und Forstmänner. Zweite Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **Bernhard Pompecki.** Zweite, wohlfeile Auflage. Preis fest geheftet **5 Mk.**, dauerhaft gebunden **6 Mk.**

Steinheuers Waldhornklänge. Jagd- und Waldlieder, nebst einer Anzahl der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Trinklieder. Ein Lieder- und Kommersbuch für deutsche Forstmänner und Jäger, umfassend 200 Lieder (ohne Noten). Dritte Auflage. 22. bis 27. Tausend. Preis kartoniert **50 Pf.** In Partien: 10 Stück 4 Mk. 50 Pf., 25 Stück 10 Mk., 50 Stück 19 Mk., 100 Stück 35 Mk. franko.

Ein Rudel Schelmenlieder aus dem Weidmannsleben. Vom Verfasser der Memoiren des Hasen Löffelmann Wilhelm Robbers, Cleve. Preis fein geheftet **1 Mk. 50 Pf.**

Kaiserlieder. Treue Wünsche eines schlesischen Weidmanns. Von Heinrich Cadura. Preis geheftet **1 Mk.**

Epheuranken. Lieder und Bilder. Von Carl Deiker. Preis fein geheftet **4 Mk.**, hochelegant gebunden **5 Mk.**

Waldesrauschen. Wald- und Jagdlieder. Von Carl Preser. Preis fein geheftet **2 Mk.**, hochelegant gebunden **3 Mk.**

Hifthornklänge. Jagd- und Waldlieder. Von Richard Winchenbach. Zweite, vermehrte Auflage. Preis geheftet **4 Mk.**, fein gebunden **5 Mk.**

Forstliche humoristische Dichtungen:

Humoristisch-satirische Plänterhiebe in den Revieren unserer Forstzeit, zur Belustigung für Deutschlands edle Waldbrüder

aufgestellt in drei vollen Klaftern von **Gotthilf August Frhrn. von Maltitz.** Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Keßler, Königl. Forstmeister a. D. Preis fest geheftet **3 Mk.**, in Pappeinband gebunden **3 Mk. 50 Pf.**, in Liebhaber-Halbfranz gebunden **5 Mk.**

Forstliche Dummheiten. Eine Bußpredigt für unsere Grünröcke. Von Carl Eduard Ney, Kaiserlichem Oberforstmeister zu Metz. Preis geheftet **4 Mk.**, fein gebunden **5 Mk.**

Sammlung jagdlicher Klassiker:

Heinrich Wilhelm Döbels Jäger-Practica oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger. Eine vollständige Anweisung zur ganzen Hohen und Niedern Jagd-Wissenschaft. Nach der ersten Ausgabe Leipzig 1746 herausgegeben von der **Redaktion der Deutschen Jäger-Zeitung.** 960 Seiten mit 16 Tafeln und einem Bildnis Döbels. Preis in Leinenband **15 Mk.**, in Halbfranzband **16 Mk.**

Georg Franz Dietrichs aus dem Winkell Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Unter Zugrundelegung der letzten, vom Verfasser selbst bearbeiteten zweiten Auflage herausgegeben von der **Redaktion der Deutschen Jäger-Zeitung** unter Mitwirkung hervorragender Fachkräfte. Drei Bände, 1147 Seiten mit 207 Abbildungen. Preis in Leinenband **15 Mk.**, in Halbfranzband **18 Mk.** Jeder der drei Bände ist für **5 Mk.** bzw. **6 Mk.** auch einzeln käuflich.

Georg Ludwig Hartigs Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. Sechste Auflage unter Zugrundelegung der letzten, vom Verfasser selbst bearbeiteten fünften Auflage. Mit einem Bildnis Hartigs und erläuternden Abbildungen. Herausgegeben von der **Redaktion der Deutschen Jäger-Zeitung** unter Mitwirkung hervorragender Fachkräfte. 532 Seiten. Preis in Leinenband **6 Mk.**, in Halbfranzband **7 Mk.**

C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd. Sechste Auflage. Mit einem Bildnis Diezels und vielen Abbildungen, darunter 18 ganzseitige Tafeln von den Jagdmalern W. Arnold, J. Dahlem, Ritter C. von Dombrowski, A. Endlicher, R. Feußner, Chr. Kröner, A. Mailick, W. Neumeyer, A. von Reth, A. Schmitz, C. Schulze, A. Stöcke, A. Weczerzick und G. Wolters. Nach

der dritten, von Diezel selbst vorbereiteten Auflage herausgegeben von der **Redaktion der Deutschen Jäger-Zeitung.** 636 Seiten. Preis in Leinenband **7 Mk.**, in Halbfranzband **8 Mk.**

Empfehlenswerte jagdliche Werke:

Der Lehrprinz. Lehrbuch der heutigen Jagdwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Jagdbesitzers und des Jagdverwalters. Von **Oberländer** (Rehfus-Oberländer). Zweite, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitete und verbesserte Auflage. Fünftes bis elftes Tausend. Mit 242 Abbildungen. Preis hochelegant gebunden **10 Mk.**

Wild, Jagd und Bodenkultur. Ein Handbuch für jeden Jäger, Landwirt und Forstmann. Von Professor **Dr. G. Körig** Geheimer Regierungsrat. Mit 31 Abbildungen nach Originalaufnahmen. Preis fein geheftet **8 Mk. 50 Pf.**, hochelegant, gebunden **10 Mk.**

Der Wildpfleger als Landwirt. Anleitung zur Kultur der wichtigsten Äsungsgewächse, zur Anlage von Wiesen, Wildäckern, Remisen, Fütterungen und Anweisung zur Ausführung aller sonstigen für unsere Wildbahn in Betracht kommenden Wohlfahrtseinrichtungen. Von **Ludwig Dach.** Mit 259 Abbildungen. Preis geheftet **15 Mk.**, hochelegant gebunden **17 Mk.**

Der Rothirsch und seine Jagd. Von **W. Kießling.** Mit zwei Farbentafeln und 264 Abbildungen. Preis elegant gebunden **10 Mk.**

Lehrbuch des Flintenschießens. Nebst einer Anleitung zur Herstellung von Flintenschießständen. Von **Albert Preuß,** Leiter der waffentechnischen Versuchsstation Neumannswalde-Neudamm. Zweite, wohlfeile Auflage. Mit 199 Abbildungen im Texte, vier doppelseitigen Tafeln nach photographischen Aufnahmen und Originalzeichnungen vom Jagdmaler C. Schulze. Preis hochelegant gebunden **6 Mk.**

Empfehlenswerte forstliche, fischereiliche usw. Bücher:

Neudammer Försterlehrbuch. Ein Leitfaden für Unterricht und Praxis, sowie ein Handbuch für den Privatwaldbesitzer. Bearbeitet vom Geheimen Regierungsrat Professor **Dr. A. Schwappach,** Professor **Dr. K. Eckstein,** Regierungs- und

Forstrat E. Herrmann und Professor Dr. W. Borgmann. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, 13. bis 16. Tausend. Mit 203 Abbildungen im Texte, sechs farbigen, 117 Einzeldarstellungen enthaltenden Insektentafeln sowie einem Repetitorium in Frage und Antwort als Anlage. Preis gebunden **10 Mk.**

Der Waldbau. Ein Leitfaden für den Unterricht und die Praxis, ein Handbuch für den Privatwaldbesitzer. Von Dittmar, Königl. Forstmeister, Lehrer des Waldbaus an der Forstlehrlingsschule in Steinbusch. Preis gebunden **4 Mk. 50 Pf.**

Unsere Hunde. Ein Lehr- und Handbuch für Züchter, Preisrichter, Dresseure und Hundefreunde. Unter Mitwirkung hervorragender Hundekenner herausgegeben von Dr. A. Ströse. Band I: **Form und Leben des Hundes.** Mit 147 Abbildungen. Preis fein geheftet **10 Mk.**, hochelegant gebunden **12 Mk.** Band II: **Zucht und Pflege des Hundes, Grundlehren der Hundezucht.** Mit 29 Tafeln vom Kunstmaler Hans Ströse und 25 Abbildungen im Texte. **Zweite**, unveränderte Auflage der Grundlehren der Hundezucht. Preis fein geheftet **6 Mk.**, hochelegant gebunden **8 Mk.**

Die wildlebenden Säugetiere Deutschlands. Von Dr. Ernst Schäff. Mit 76 vom Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen. Preis geheftet **3 Mk. 50 Pf.**, gebunden **4 Mk.**

Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands. Schlüssel zum Bestimmen, deutsche und wissenschaftliche Benennungen, geographische Verbreitung, Brut- und Zugzeiten der deutschen Vögel. Von Professor Dr. Anton Reichenow. Mit vielen Abbildungen. Preis geheftet **3 Mk.**, gebunden **4 Mk.**

Die Fischerei als Nebenbetrieb des Landwirtes und Forstmannes. Ausführliche Anweisung zum Fischereibetrieb in kleineren und größeren stehenden und fließenden Gewässern jeder Art, vornehmlich in Seen, Bächen, Karpfen- und Forellenteichen. Von Dr. Emil Walter. Mit 316 Abbildungen im Texte. Preis geheftet **14 Mk.**, hochelegant gebunden **16 Mk.**

Die Bewirtschaftung des Forellenbaches. Eine Anleitung zur Pflege der Bachforelle in den freien Gewässern für Berufs- und Sportfischer, Forst- und Landwirte. Von Dr. Emil Walter. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis geheftet **6 Mk.**, fein gebunden **7 Mk.**